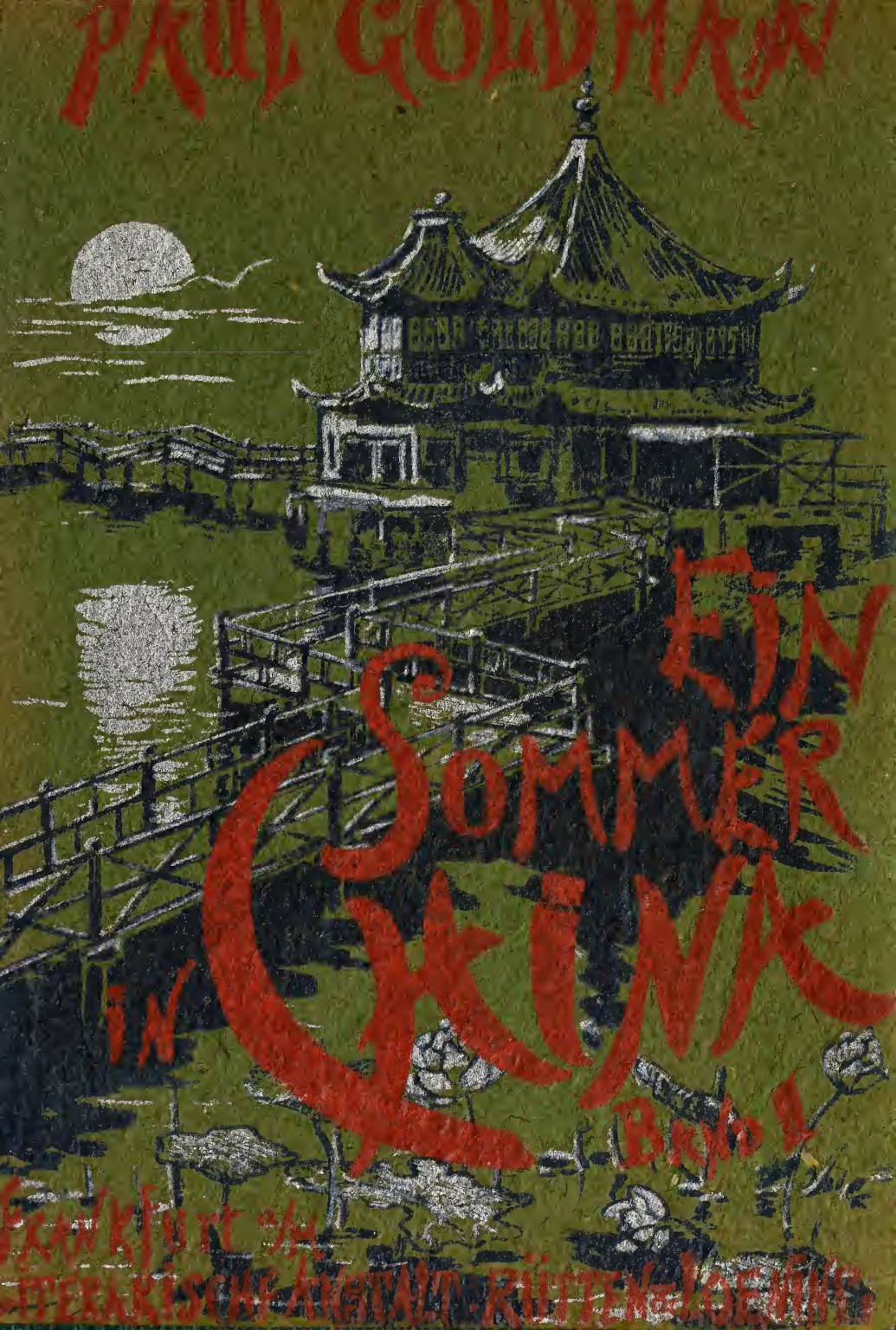
PAUL GOLDMANN



EIN SOMMER IN CHINA

Band I

FRANKFURT AM
LITERARISCHE ANSTALT RÜTTEN & LOENING

Ein Sommer in China.

Reiſebilder

von

Paul Goldmann.

Zweiter Band.

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt
Rütten & Loening.
1899.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/einsommerinchina01gold

Inhalt des zweiten Bandes.

		Seite.
XVIII.	Hankau	1
XIX.	Wu-tſchang	12
XX.	Kiautſchou-Eindrücke	
	1. Wie man ankommt	27
	2. Tſintau	41
XXI.	Im Golf von Pe-tſchi-li	65
XXII.	Der General Tſcheng-ki-tong	86
XXIII.	Von Tſchifu nach Tientſin	98
XXIV.	Tientſin	118
XXV.	In der Militärſchule von Tientſin	150
XXVI.	Eine Audienz beim Vizekönig von Tientſin	159
XXVII.	Die Kriſis in Peking	177
	1. Man merkt in Tientſin, daß in Peking etwas vorgeht	178
	2. Was man in Peking dazu ſagt	189
	3. Die Beläſtigungen der Fremden	197
	4. Sollen die Truppen kommen?	204
	5. Der Einzug der europäiſchen Truppen	206
XXVIII.	Ein Beſuch bei Li-Hung-Tſchang	223
XXIX.	Peking	238
XXX.	Heimkehr	282

XVIII. Hankau.

Hankau, Anfang Juli.

(Der Eingang zur Hölle. — Die russische Niederlassung. — Der beste Thee der Welt. — Ziegel-Thee. — Gastfreundschaft. — Das deutsche Settlement. — Spitzenfabrikation. — Italienische Ordensschwestern.)

Hankau gilt als die heißeste Stadt in China. Ein Landeskundiger in Shanghai geht noch weiter und nennt Hankau ganz einfach den letzten Ort der Welt. Der frühere amerikanische Konsul in Hankau aber pflegte zu sagen, dort in der Nähe müsse sich der Eingang zur Hölle befinden. Jedenfalls kann als sicher gelten, daß es kein Genuß ist, im Hochsommer nach Hankau zu kommen.

Der erste Eindruck, den man beim Verlassen des Schiffes empfängt, ist gar nicht übel. Zwar glüht die Sonne, allein so glüht sie in dieser Jahreszeit überall in China. Die Chinesenstadt, durch die zunächst der Weg führt, hat einen stark südlichen Charakter. Manchmal kommt beinahe etwas wie ein Winkel von Italien zum Vorschein (es wird ersucht, auf das „beinahe" zu achten!). An die Chinesenstadt stößt das englische Settlement. Hier führt ein groß angelegter „Bund" am Yang-tse-kiang entlang. Stattliche Häuser stehen darauf, nicht viel kleiner als die von Shanghai. An einigen Giebeln sind russische Inschriften, und der bunte Ziegelbau der Russischen Bank ist jedenfalls das architektonische Schmuckstück dieser Uferstraße. Vor den Häusern dehnen sich grüne Rasenflächen aus. Hohe Bäume wachsen da und entfalten ihre dichten Laubkronen. Unmittelbar am Wasser ist ein macadamisirter Promenadenweg entlang geführt. Bänke stehen am Ufer. Und es weht ein Wind

— ein heißer Wind, aber ein Wind. Da wird man es doch aushalten können? Nein, man kann es nicht aushalten. Am Abend, wenn die Sonne sinkt, ist es plötzlich, als werde irgendwo ein Hahn zugeschraubt und als werde alle Luft abgedreht. Selbst der heiße Wind, der am Tage manchmal stoßweise aufspringt, verschwindet. Kein Hauch ist mehr zu spüren. Das Thermometer, das während des Tags ungefähr auf 100 Grad (Fahrenheit) gestanden hat, geht auf 98 Grad herunter, wenn es nicht etwa auf 101 Grad steigt. Das ist die „Nachtkühle" von Hankau. Man sieht verzweifelt nach den Bäumen auf dem Bund. Sie sind erstarrt. Kein Blättchen regt sich, und das ganze grüne Geäst scheint bemaltes Eisen zu sein. Der Abendhimmel ist über die Landschaft gestülpt, wie eine große Glocke, und scheint alles Leben zuzudecken. Dieser gewaltige Himmel und der mächtige Fluß darunter sind nicht im Stande auch nur einen Hauch von Frische hervorzubringen.

Die Temperatur wäre zu ertragen, aber das Furchtbare ist das Stillstehen der Atmosphäre. Der Tag ist erstorben, und nun kommt nicht eine Zeit neuen Lebens, wie unsere nordische Nacht, die traute, köstliche Nacht, die uns kühlend die Stirn streicht. Hier nimmt der Tag alles Leben mit, die Nacht ist die leere und todte Zwischenzeit zwischen Abend und Morgen. Man liegt da, man hat sich längst alle Kleidungsstücke vom Leibe gerissen, aber nun hat man die unheimliche Empfindung, daß es Einem im eigenen Körper zu heiß ist, und man fühlt sich von seiner Fiebergluth umgeben, wie von einem Nessus-Hemd. So wacht man den Morgen heran. Leute, die in Hankau häuslich eingerichtet sind, lassen sich über ihrem Bette die ganze Nacht hindurch von chinesischen Kulis die Punkah ziehen, um so künstlich den Luftzug zu erzeugen, den die Natur verweigert. Der Durchreisende muß auf diesen Behelf verzichten. Nach der ersten schlaflosen Nacht fühlt man sich matt und stumpf. Man sucht sich an der heißen Brise des Tages zu erfrischen. Der Gaumen ist ausgedörrt und verlangt fortwährend eisgekühlte Getränke, die der Magen schließlich aufzunehmen sich weigert. Diese bedauerliche Uneinigkeit zwischen Gaumen und Magen läßt sich nicht schlichten, da Jeder auf seinem Standpunkt beharrt nnd alle Konzessionen ablehnt. Die zweite

Nacht ist schlaflos wie die erste. Man dämmert wohl ein wenig hin, vor Uebermüdung, aber man fährt rasch wieder auf, da man die Nothwendigkeit empfindet, sich einige Felsblöcke von der Brust zu wälzen, die in unbefugter Weise dort niedergelegt worden sind. Schließlich wird man schwach, wie nach einer langen Krankheit, und gleichgiltig gegen Alles. Nachts pocht das Blut in den Schläfen, und ein einziger Gedanke hämmert im Schädel, ein einziges Wort klingt im Ohre: „Kühlung! Kühlung! Kühlung!" Und dann kommt wieder so ein kurzer Alpdrucktraum, worin der amerikanische Konsul erscheint und sagt, daß man sich nicht wundern dürfe, in der Hölle eine so hohe Temperatur zu finden, und daß die Vereinigten Staaten sich in diese Angelegenheit unter keinen Umständen einmischen könnten.

Gegenwärtig ist übrigens ein Hafenmeister in Hankau, der die Idee des amerikanischen Konsuls noch drastischer auszudrücken pflegt. Er sagt: „Wenn der Teufel eine Zeit lang in Hankau geweilt hätte und dann wieder in seine Hölle zurückkäme, so würde er seinen Ueberzieher nehmen."

Vom Bund führen mehrere Seitenstraßen in's Innere der kleinen europäischen Stadt. In einer dieser Straßen liegt das englische Konsulat, umgeben von einem großen Garten, in dem eine fast tropische Vegetation ihre Pracht und Fülle entfaltet. Nicht weit von da beginnt die russische Niederlassung. Die Häuser gleichen denen im englischen Settlement, die Straßen sind gut gehalten. Die Russen haben sich eine Anzahl Kosaken angestellt, die den Polizeidienst versehen. Die martialischen Gestalten nehmen sich gut aus in der weißen Tropen-Uniform, zu der natürlich eine Mütze von russischem Schnitt gehört. Von dem Gürtel aus orangefarbenem Lederzeug hängt der lange und schwere Pallasch herunter. In der englischen Konzession wird der Polizeidienst durch indische Konstabler versehen. Einige von diesen Sikhs sind berittten. Es heißt, daß zwischen russischer und englischer Polizei nicht gerade das beste Einvernehmen bestehe und daß Kosaken und Sikhs untereinander sich gelegentlich in die Haare gerathen, — ein Vorspiel zum großen russisch-indischen Kriege der Zukunft.

Die Russen bilden in Hankau eine verhältnißmäßig zahlreiche Kolonie. Sie leben abgeschlossen, unterhalten wenig oder gar keinen

Verkehr mit den Angehörigen der anderen Nationen, zeigen sich mißtrauisch gegen diese und haben ihren eigenen Klub. Selbst mit den französischen Bundesbrüdern pflegen sie keine eifrige Freundschaft. Der französische Konsul glaubte seit Langem Anspruch auf ein Stück Land zu haben. Der russische Konsul fand eines Tages, daß sich dieses Stück Land zur Abrundung des russischen Besitzes vortrefflich verwenden ließe, und eignete es sich in ungezwungenster Weise an, ungeachtet der Proteste seines französischen Kollegen und Bundesgenossen. Seitdem ist der französche Konsul auf den russischen nicht besonders gut zu sprechen. Es verlautet sogar, er habe gelegentlich „Ce cosaque!“ gesagt. Da aber die Kosaken eine russische Elitetruppe sind, so braucht dieses Wort, selbst wenn es gefallen sein sollte, noch immer keinen verletzenden Sinn zu haben. Wenn die Russen in Hankau diejenigen Vorzüge vermissen lassen, welche die Russen sonst zumeist im persönlichen Verkehr zeigen, so kommt dies vielleicht daher, daß sie größtentheils Sibirier sind. Der asiatische Russe verhält sich, seinem Wesen nach, zum europäischen etwa wie der Bauer zum Großstädter.

Die Russen in Hankau sind alle Theehändler. Beinahe das ganze Theegeschäft ist allmählich in ihre Hände übergegangen, die Engländer kommen erst weit nach ihnen, die Deutschen treiben fast gar keinen Thee-Export. Der beste Thee der Welt wächst im Yang-tse-kiang-Thale, namentlich in der Umgebung von Kiu-kiang, in Ning-tschau und Kiman. Im Juni ist die Thee-Ernte. Die für den europäischen Konsum bestimmten Theeblätter werden am Ort, wo sie geerntet werden, gedörrt und getrocknet. Die Chinesen sind keine Abnehmer für diese gedörrten Theeblätter; sie kochen ihren Thee, indem sie heißes Wasser auf die frischen Pflanzen aufgießen. Der gedörrte Thee wird ein- oder zweimal gesiebt und dadurch in Sorten von verschiedener Feinheit gesondert. Zuletzt bleibt der bloße Theestaub zurück, der auch im weiten Maße seine Verwendung findet. So geht nicht ein Staubkorn des kostbaren Gewächses verloren. Der gesammte Ernte-Ertrag wird auf die Flußdampfer verladen und nach Hankau geschafft. Die Thee-Plantagen gehören insgesammt chinesischen Besitzern. Die Ausländer dürfen sich ja nur in den Vertragshäfen ansiedeln und haben nicht das Recht, im Innern des Landes Grundeigenthum zu erwerben.

Die europäischen Händler können also ihren Thee nicht selbst bauen, sondern müssen ihn von den Chinesen erwerben. In Hankau ist der große Markt, und im Juni und Juli beträgt der Umsatz Millionen von Pfund oder „catty", wie das landesübliche Thee-Gewicht heißt. Einzelne russische Firmen sind in der offiziellen Liste der Ankäufe, die in den Händen der Makler ist, mit Hunderttausenden von Pfund vertreten. Hankau versorgt ganz Rußland mit seinem National-Getränk. Russischen Thee gibt es nicht, und aller russischer Thee ist chinesischer.

Um diese Zeit des Jahres riecht es in allen Straßen von Hankau nach Thee. In der zweiten Hälfte des Jahres sind Häute der große Handels-Artikel von Hankau. Dann wechselt der Straßengeruch, und es duftet nach Häuten, was weniger angenehm empfunden wird.

Die schönen schwarzen Schiffe der Russischen Freiwilligen-Flotte können bei dem hohen Wasserstande des Yang-tse-kiang bis nach Hankau hinauffahren und führen den Thee direkt nach Wladiwostok oder nach Odessa. Um den Transport zu verbilligen, werden die geringeren Theesorten und namentlich der Theestaub zu Ziegeln gepreßt. Die russischen Firmen haben fast alle in Hankau Thee-Faktoreien errichtet, in denen dieser Ziegel-Thee bereitet wird. Die größten Faktoreien gehören den Herren Malchanow, Pechatnow & Comp. Der freundliche Chef des Hauses scheut sich nicht, an einem gluthschweren Sommertage zwischen den geheizten Dampfkesseln herumzusteigen, um einem wißbegierigen Fremden die Einrichtung seiner Fabriken zu zeigen. Halb oder ganz nackte Chinesen arbeiten in den Räumen. Selbst in dieser teuflischen Gluth rühren sie sich kräftig, zeigen heitere Mienen und sind zu Scherzen aufgelegt. Säcke mit Theestaub werden auf einer Art Herd ausgebreitet, dann wird ein Trichter darüber gestülpt, und von unten wird Dampf durch die Säcke geleitet. Nachdem der Thee eine Minute durchdampft worden, wird er in eine hölzerne Form geschüttet; eine Dampfmaschine preßt den Deckel darauf, und wenn der Thee drei bis vier Stunden in dieser Form gestanden, kommt er als harter, platter, schwärzlich gefärbter Ziegel zum Vorschein. Der russische Bauer, der so einen Ziegel kauft, löst mit dem Messer soviel los, als er zur Bereitung seiner Thee-Ration braucht. Er schneidet sich sein Stück Thee ab, ungefähr

wie unser Bauer sich sein Stück Wurst abschneidet. Andere Maschinen pressen den Thee in Tafeln, gleich denen der Chokolade, die sich in Stangen auseinanderbrechen lassen.

Ein phantasiereicher deutscher Berichterstatter hat kürzlich geschrieben, es gebe fünfzig deutsche Firmen in Hankau. Daraufhin hat sofort ein deutsches Kredit-Institut eine Filiale dort errichten wollen. Der nämliche Berichterstatter hat in Hankau auch das elektrische Licht leuchten lassen. Im Scheine dieses elektrischen Lichtes, das in Hankau nicht brennt, hat er offenbar alle die deutschen Firmen gesehen, die dort nicht vorhanden sind. In Wirklichkeit existiren vier oder fünf deutsche Comptoirs in Hankau. Natürlich ist das Welthaus Melchers & Comp. dort vertreten. Chef der Firma in Hankau ist Herr Michelau, eine ostpreußische Kraftnatur, die scheinbar ohne Mühe selbst diesem Höllenklima widersteht. Wenn man das Glück hat, von diesem wackeren Manne aufgenommen zu werden, kann man sicher sein, Hankau nach einem Aufenthalt von einigen Tagen ohne allzugroßen Schaden für seine Gesundheit zu verlassen.

Es ist übrigens eine alte Erfahrung, daß man da, wo die Lebensbedingungen besonders schwierige sind, auch oft ausgezeichnete Menschen findet. Der harte Kampf mit widrigen Verhältnissen schafft das Bedürfniß, gegen andere Menschen gut zu sein, und wenn wir sehen, daß es Jemandem so schlecht oder schlechter geht, als uns selbst, so fühlen wir uns ihm kameradschaftlich verbunden. (Nur daß es Jemandem besser geht, als uns selbst, können wir nicht recht vertragen.) Ueberhaupt ist in Ostasien, selbst an den Orten, wo die Lebensbedingungen nicht schwierig sind, die Gastfreundschaft ganz großartig entwickelt, bei den Europäern natürlich. Und ich weiß nicht, ob das die Illusion des Durchreisenden ist, der bei kurzem Aufenthalt nur die günstigen Seiten zu sehen bekommt, — aber es scheint beinahe, als wären die Menschen hier draußen im Durchschnitt besser, als bei uns zu Hause. Manches fällt weg, was bei uns den Charakter verdirbt. Politik wird vor allen Dingen einmal gar nicht getrieben. Etiquette und sonstigen Formzwang gibt es wenig, Byzantinismus gar nicht. Es ist ja zumeist auch gar keine hohe Obrigkeit da, vor der man katzbuckeln könnte. Man wird nicht regiert, nicht eingezwängt, noch

geschoben. Jeder muß sich selbst in seiner Art entwickeln, und wenn er ein tüchtiger Mensch wird, dann geht es ihm gut. So kommt es, daß man hier draußen nicht wenig Leute von ruhiger, praktischer Klugheit, von einfachem, herzlichem Wesen findet; und so zeigt es sich wieder, daß die beste Schule zur Erziehung der Männer die Freiheit ist. . . . .

In Hankau ist das deutsche Konsulat bei der Firma Melchers & Comp. Ein Berufs-Konsul ist allerdings zur Zeit bereits unterwegs. Einen Theil der konsularischen Machtbefugnisse übt Herr Kordes aus, der liebenswürdige Dolmetscher. Insbesondere ist er Kommissar der deutschen Niederlassung. Deutschland hat, wie bekannt, in China zwei Settlements, in Tientsin und Hankau. Das deutsche Settlement in Hankau liegt jenseits des englischen, weit draußen außerhalb der Stadt. Oder vielmehr, es liegt dort, am Flußufer, und wartet, bis die Stadt zu ihm herauskommt. Das wird vielleicht eines Tages geschehen. Denn an jener Stelle soll der Bahnhof der Hankau-Peking-Bahn seinen Platz finden, und es ist zu hoffen, daß die Stadt sich nach der Richtung des Bahnhofes entwickeln werde. Die deutsche Konzession hat also gute Zukunfts-Aussichten, unter der Bedingung, daß der Bahnhof wirklich in ihre Nachbarschaft gerückt wird, was wieder nur unter der Bedingung geschehen kann, daß die Bahn zunächst einmal fertig wird. Einstweilen ist lediglich der breite Bahndamm zu sehen, den unser deutscher Meister Hildebrandt erbaut hat. Auch dieser Damm geht nur eine Strecke weit, bis zum Sieben-Meilen-Creek. Die deutschen Ingenieure sind verdrängt worden, und die Bahn, die deutsch hätte sein können und müssen, ist in die Hände der Franzosen gerathen. Die Verträge sind bereits abgeschlossen worden. Die Franzosen können also jetzt mit dem Bahnbau beginnen und so viel Geld darauf verwenden, als sie nur irgend wollen. Freilich muß sich erst zeigen, ob sie überhaupt welches haben. Kurzum, das deutsche Settlement in Hankau ist das Bahnhofsviertel für den nicht vorhandenen Bahnhof einer französischen Bahn, die auch noch nicht vorhanden ist.

Das ist schon außerordentlich genug. Noch seltsamer aber ist, daß in diesem Bahnhofsviertel der Bahnhof zwar nicht existirt, das Viertel aber auch nicht. Dasjenige, was die deutsche Ansiedelung in Hankau von anderen Ansiedelungen

unterscheidet, ist der vollständige Mangel aller Ansiedler. Es ist eine Niederlassung, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß einstweilen Niemand Lust bezeigt, sich darauf niederzulassen. Die deutschen Kaufleute müssen da wohnen, wo sie ihre Geschäfte machen, und das deutsche Settlement liegt weit ab von allem Geschäftsverkehr. Auch haben die deutschen Kaufleute nicht den mindesten Grund, ihre bequemen Häuser in den schönen Straßen der englischen Konzession zu verlassen und in die Einöde vor's Thor hinauszuziehen.

Die einzige größere Baulichkeit, die in der deutschen Konzession sich vorfindet, ist demgemäß der Holzzaun, der einen Büffel-Park der Firma Arnhold, Karberg u. Comp. umgibt. Aber wie in der Ansiedlung die Ansiedler, so fehlen in dem Büffel-Park die Büffel. Man wollte sie dort züchten, um sie nach Wladiwostok zu exportiren. Da jedoch von dem ersten Transport, der nach dem russischen Hafen abging, kein einziger Büffel lebendig ankam, so wurde auf eine weitere Fortführung des Unternehmens Verzicht geleistet.

Die bedeutendste Sehenswürdigkeit, die unter diesen Umständen dem Besucher des deutschen Gebiets in Hankau gezeigt werden kann, ist der Grenzstein. Dieser hat eine Höhe von 1,50 Meter, und in seine graue Fläche sind die Buchstaben D. N. (Deutsche Niederlassung) eingegraben; unter ihnen sieht man einige chinesische Buchstaben, die das D. N. wahrscheinlich in der Landessprache wiederholen. Es ist gewiß erhebend, mitten in China diesem Grenzstein zu begegnen; aber die Begegnung ist nicht leicht zu bewerkstelligen. Lange dauert es, bis man ihn findet; und wenn man sich eines Morgens aufmacht, um ihn zu suchen, so muß man immer darauf vorbereitet sein, daß er gerade in der Nacht vorher gestohlen worden ist. In einem chinesischen Haushalt, wo mit Sparsamkeit möglichst Alles in irgendwelcher Weise verwendet wird, kann gewiß auch ein Grenzstein nutzbar gemacht werden. Er mag allerdings wohl kaum als Nahrungsmittel in Betracht kommen, obwohl man nicht mit Sicherheit sagen kann, daß ein chinesischer Magen nicht auch im Stande wäre, ein Stück Grenzstein zu verdauen. Allein welchen Nutzen kann nicht beispielsweise aus einem Grenzstein eine geschmackvolle chinesische Hausfrau ziehen, die beflissen ist, ihr Heim zu schmücken? Wenn nun auch das Wahrzeichen deutscher Grenzmark bisher nicht von der ihm angewiesenen Stelle verschwunden

ist, so kann doch leicht einmal eine chinesische Hütte es mit ihrem Dach überwölben und so den Blicken der Außenwelt entziehen. Die arme chinesische Bevölkerung wohnt hier in Hütten aus geflochtenen Matten. Diese kümmerlichen Behausungen passen sich den Veränderungen des Fluß-Niveaus an. Wenn das Wasser fällt, rücken sie zu ihm herunter, wenn es steigt, rücken sie von ihm weg am Ufer hinauf. Die wandernden Häuser ruhen gegenwärtig hoch oben am Ufer und bedecken auch einen Theil des deutschen Gebietes, obwohl sicherlich Verordnungen ergangen sind, um sie davon fernzuhalten. Vor den Hütten sitzen die Bewohner im Freien, rauchen ihre Pfeifen, nehmen ihre Mahlzeiten ein oder strecken ganz einfach alle Viere von sich. Nackte Kinder wälzen sich in dem grauen Staube, der den Boden bedeckt. Das Schwein, das chinesische Hausthier, treibt allenthalben seine anmuthigen Spiele. Große schwarze Mutterschweine führen kleine Schweinchen, denen kaum der erste Flaum auf dem Rücken sproßt, auf die Weide unter den chinesischen Küchen-Ueberresten. Umgrunzt von allerlei Borstenvieh hockt ein gefühlvoller Chinesen-Jüngling auf einem Schemel und strömt seine Seele in den vier Tönen seiner Holzflöte aus. Das ist Deutsches Reichs-Leben in Hankau.

Dies Alles wird, wie es heißt, bald besser werden. Sobald der neue deutsche Berufs-Konsul in Hankau eingetroffen sein wird, will man ernstlich daran gehen, der deutschen Niederlassung ein anderes Aussehen zu geben. Straßen sollen gezogen, das Terrain soll aufgefüllt, sogar ein Bund soll in Angriff genommen werden. Die angesehenen Namen der deutschen Firmen, die das Syndicat der Niederlassung bilden (Deutsch-Asiatische Bank, Arnhold, Karberg & Comp., Melchers & Comp.) bürgen dafür, daß man alle Anstrengungen machen wird, um der deutschen Konzession in Hankau eine Gestalt zu verleihen, die des deutschen Namens würdig ist.

In Hankau haben italienische Ordensschwestern ein Kloster. „Daughters of Charity“ nennen sie sich auf Englisch. Sie nehmen chinesische Mädchen auf, erziehen sie bis zum Alter von achtzehn, auch zwanzig Jahren und verheirathen sie dann an die chinesischen Zöglinge europäischer Missionäre. Die kleinen Chinesinnen werden zu allerlei Handarbeit angehalten. Namentlich

machen sie prachtvolle Spitzen aus chinesischer Seide. Das heißt, nur für die weißen Spitzen wird chinesische Seide verwendet. Zur Anfertigung der schwarzen Spitzen wird Seide aus Frankreich bezogen. Denn die schwarze chinesische Seide taugt nicht viel und nimmt nach Ablauf einiger Zeit einen braunen Ton an. Die Hankau-Spitzen, die von den europäischen Damen in China sehr geschätzt werden, kommen im Kloster selbst zum Verkauf in Preisen, die zwar recht ansehnlich, aber noch immer nicht so hoch sind, wie diejenigen, die bei uns für echte Spitzen gezahlt werden. Und die Ordensschwestern sind so glücklich, wenn man etwas kauft! Unermüdlich schleppen sie die großen Cartons herbei, und sie legen sich selbst die Spitzenkragen um die asketisch mageren Schultern, damit man würdigen könne, welch' zierlichen Schmuck das für eine Dame abgibt. Sie sind gute, kleine Frauen — italienische Blumen vielleicht, die in der Gluthhitze von Hankau verdorrt sind. Es thut beinahe weh, wenn man sie italienisch reden hört. Der Klang der theuren Sprache ruft eine verzehrende Sehnsucht wach nach Palästen, nach alten Bildern, und man fühlt, wie verlassen von Schönheit man hier ist, in diesem verwünschten Lande.

Die Oberin Paola Vismara ist so recht eine sanfte Mama; wenn man ihr etwas Freundliches sagt, wird sie roth und macht ganz große Augen. Natürlich müssen wir das Kloster besichtigen, von der Mühle angefangen, wo nach chinesischer Art Mehl gemahlen wird, bis zur Vorrathskammer, wo die Polenta lagert, — von der kleinen Kirche, in der ein werthloses italienisches Altargemälde die einzige Dekoration zwischen kahlen Mauern bildet, bis zu den Schulräumen. In den weiten Zimmern sitzen die chinesischen Mädchen auf niedrigen Bänken und führen die Nähnadel. Die ganz kleinen knieen nieder, wenn wir hereinkommen, und sagen im Chor den chinesischen Gruß: „Tscho-i". Die Allerkleinsten beginnen bitterlich zu weinen, wenn sie unbekannte europäische Gesichter erblicken. In den Schulzimmern hängt jedesmal ein Bildniß des Papstes an der Wand. Mit wohlwollenden Oeldruck-Augen sieht Leo XIII. zu, wie chinesische Mädchen nähen lernen.

Auf nichts aber sind die guten Schwestern so stolz, wie auf ihr Hospital. Wir müssen den gläsernen Operationstisch bewundern und das stattliche Bett in dem besonderen Krankenzimmer

für Mandarine. Sogar den „kranken Belgier" müssen wir sehen. Wir wollen nicht und bleiben auf der Schwelle stehen. „Nein, kommen Sie nur herein," sagen sie, und sie flüstern: „Er ist sehr krank!", und es ist beinahe, als thäten sie sich etwas darauf zu gute. In seinem Bette liegt der arme Mann, der von der Hitze überwältigt worden ist, und über seinem Bette weht unaufhörlich eine Punkah und fächelt ihm Kühlung zu. Aber der Leidende scheint nichts davon zu spüren, und auch davon nichts, daß die Schwestern ihm mit zarter Hand die Kissen zurecht rücken. Mit aufgerissenen Augen starrt er in's Weite.

„Er sagt immer nur, er möchte zu Hause sein!" erzählen die Schwestern.

Daheim ist kühler Waldeshauch; und daheim ist vielleicht eine Mutter, die am Lager sitzen und den Tod abwehren könnte. Es gibt Stunden, in denen nur mehr die Mutter helfen kann. Und es ist furchtbar, diesen armen, einsamen Mann zu sehen, der gerettet werden könnte, wenn er daheim wäre, und der doch wird sterben müssen, weil er mit all' seiner Sehnsucht nichts über das unbeugsame Verhängniß der Tausende von Meilen vermag, die zwischen ihm und seinem Mütterlein liegen . . . . .

XIX. Wu-tschang.

Wu-tschang, Anfang Juli.

(Die Gefahren des Yang-tse-kiang. — „Der Thurm des gelben Reihers." — Chinesische Innungen. — Vizekönig Tschang-tschi-tung. — Architektur und Literatur. — Lotosblumen. — Die Kriegsschule. — Im Pionier-Lager. — General Tschang-Piau. — Die improvisirte Parade.)

Wu-tschang liegt Hankau schräg gegenüber, durch die ganze Breite des Stromes getrennt. Eine kleine Dampf-Launch braucht eine bis anderthalb Stunden, um die Entfernung zu durchmessen und gegen die Gewalt der Strömung anzukämpfen. Der Fluß gleitet scheinbar ruhig dahin, aber manchmal sind breite Stellen voll kreisender und gurgelnder Strudel, welche die Kräfte verrathen, die unter der Oberfläche leben. Was diese Strömung einmal zu packen bekommt, läßt sie nicht wieder los. Der Yang-tse-kiang verschlingt mehr Menschen, als die meisten anderen Flüsse der Welt. Kürzlich stürzte vom italienischen Kriegsschiff „Marco Polo", das vor Hankau lag, ein Matrose in's Wasser. In einer Minute war das Rettungsboot bereit; aber in dieser einen Minute war der Mann Hunderte von Metern weit fortgerissen und spurlos verschwunden.

In langer Reihe ziehen sich die niedrigen Häuser von Wu-tschang am Flusse hin. Längs des Wassers läuft eine schmale Uferstraße, eine Art Bund. Die für eine Chinesenstadt unerhörte Anlage kündigt das Walten Tschang-tschi-tung's an, des fortgeschrittensten aller Vizekönige, der in Wu-tschang residirt. Auf die Straße mündet ein Stadtthor, aus dem unablässig Menschen hervorquellen. Am Ufer scheint hauptsächlich Schiffervolk zu wohnen.

Mit lauten Axtschlägen werden Boote gezimmert. Auf einer Stelle sind Leute mit langen Stangen an der Arbeit, um eine Dschunke herauszufischen, die der Strom umgestülpt hat. Weiter flußabwärts kommen am Ufer die drei Militärlager zum Vorschein, in denen die vizeköniglichen Truppen liegen. Jedes Lager ist von einem regelmäßigen Mauer-Viereck umschlossen. Drinnen ist ein hoher Mast aufgepflanzt, mit einem rothen Wimpel an seiner Spitze, der in weißen Buchstaben den Namen des kommandirenden Generals zeigt. Das Lager der Leibgarde ist der eigentlichen Stadt am Nächsten und scheint am Besten angelegt zu sein. Kommandant der Garde ist der General Tschang-Piau. Nicht weit vom Garde-Lager beginnen die Fabrikgebäude der Baumwollspinnerei des Vizekönigs. Aus dem mächtigen Schlot quillt schwarzer Rauch. Es ist gerade Essenszeit, und mit langgedehntem Geheul kündigt die Dampfpfeife den Beginn der Mittagspause an.

Nun macht das Land eine scharfe Ecke in's Wasser hinein. Mitten aus der Stadt erhebt sich ein Hügelrücken und tritt bis an den Fluß. Oben sind stattliche Häuser erbaut mit rundum laufenden Veranden. Malerisch schichten sich alle die Dächer übereinander auf; einige sind fast ganz von Baumwipfeln verdeckt; vorn leuchten die grünen Giebel eines Tempels hervor. An der äußersten Spitze des Vorgebirges, unmittelbar über dem Wasser, ist ein eigenthümliches Monument errichtet, das etwa kegelförmige Gestalt hat und wie ein Kandelaber sich ausnimmt, der zum Tragen einer großen Fackel bestimmt ist. Dahinter steht der Stumpf einer abgebrannten Pagode. Dieser ganze Ort ist ungemein heilig. Man nennt ihn den „Thurm des gelben Reihers". Hier ist nämlich ein chinesischer Weiser auf einem gelben Reiher in den Himmel geflogen. Gesehen habe ich es nicht, aber der Vorfall ist mir von durchaus glaubwürdiger Seite berichtet worden, und ich sehe nicht ein, warum nicht auch ein chinesischer Heiliger in den Himmel steigen und warum er sich nicht eines gelben Reihers dazu ebenso gut wie jedes andern Kommunikationsmittels bedienen sollte. Die Pagode, die jetzt abgebrannt ist, und das kegelförmige Monument, das vielleicht ein Kandelaber ist und vielleicht keiner, sollen das Andenken an das fromme Ereigniß wach erhalten. Die Häuser, die man weiter hinten auf dem Hügel sieht, sind Gilden-Theehäuser.

Die chinesischen Kaufleute und Handwerker bilden nämlich Innungen, die, an die Zünfte unseres Mittelalters erinnernd, ihre Mitglieder nicht minder strengen Regeln unterwerfen, als dies die Zünfte gethan haben. Wenn die Innung den Preis einer Waare festgesetzt hat, so darf der chinesische Kaufmann unter keinen Umständen davon abweichen. Daneben besteht eine Gliederung in Landsmannschaften, die sich mit der Gildeneintheilung oft verschmilzt, da Leute aus demselben Landestheile häufig das gleiche Gewerbe treiben. Die Schanzi-Kaufleute sind beispielsweise Alle Bankiers u. s. w. Jede Innung hat ihr eigenes Vereinshaus, und die Theehäuser am Thurm des gelben Reihers gehören zu den vornehmsten dieser Zunftlokale.

Um jene Ecke vermag die Steam-Launch kaum herumzukommen. Die Strömung hat hier Riesenkraft. Auf der gegenüberliegenden Seite mündet der Han-Fluß, nach dem Hankau seinen Namen hat, in den Yang-tse-kiang; in dem weiten Becken treiben die Wasser durcheinander, und der Wind, der den Strom herunterweht (ein heißer Wind natürlich), wirft spitze Wogen auf, die schäumen, wie die Wellen des Meeres. Das kleine Dampfboot stemmt sich mit seiner ganzen Kraft gegen den Wasserlauf, bewegt sich aber trotz allen Keuchens und Aechzens nur sehr langsam von der Stelle, und es dauert mindestens eine halbe Stunde, bis die Ecke überwunden ist.

Jenseits zur Linken hat Tschang-tschi-tung seinen Kriegshafen. Dieser Vizekönig, welcher eine Vorliebe für's Militär besitzt, die derjenigen mancher europäischen Herrscher gleichkommt, ist natürlich auch ein Flottenschwärmer. Da Tschang-tschi-tung kein Meer zur Verfügung hat, so läßt er seine Kriegsflotte auf dem Flusse schwimmen. Die Hauptstreitkraft ist die Vergnügungsyacht des Gouverneurs von Hongkong. Das heißt, Tschang-tschi-tung hat dem englischen Gouverneur die Yacht abgekauft; jetzt liegt sie im Kriegshafen von Wu-tschang, führt die gelbe Drachenflagge, ist mit Kanonen armirt und wartet auf einen Gegner, der bereit wäre, es mit ihr aufzunehmen. Die Kriegsflotte besteht aber noch aus einem zweiten Schiff. Dieses ist kleiner, als das erste, und es bleibt ungewiß, ob es gleich als Kanonenboot zur Welt gekommen ist oder ob es auch ein harmloser Privatdampfer gewesen, der erst künstlich wild gemacht worden ist.

Von jenem merkwürdigen Tschang-tschi-tung, dem Vizekönig der Hu-Provinzen, war schon bei anderen Gelegenheiten die Rede. Es wurde bereits früher von seiner großen Gelehrsamkeit gesprochen, sowie davon, daß er heutzutage wohl den besten chinesischen Styl schreibt. Er weiß sich in Peking Gehör zu verschaffen, und es kommt vor, daß er einen Vers aus einem Klassiker nach der Hauptstadt telegraphirt, um seine Ansicht in einer Staatsangelegenheit auszudrücken. Sein chinesischer Patriotismus ist groß, und er liebt die Europäer nicht, obwohl er die Ueberlegenheit ihrer Wissenschaften begreift und der Ansicht ist, daß die Chinesen von den Europäern Alles das lernen sollen, was diese vor den Chinesen voraus haben. Kürzlich erschien er in der Kriegsschule, die er in Wu-tschang gegründet hat, und hielt eine Ansprache an die Zöglinge, worin er sagte: Die ausländischen Wissenschaften kämen jetzt in erster Reihe; darum habe er an der Kriegsschule ausländische Lehrer angestellt. Diese seien so theuer, daß die Schüler ganz besonders aufmerksam sein und jedes Wort der Lehrer einsammeln müßten, wie eine Kostbarkeit.

Tschang-tschi-tung's größte Eigenschaft ist die Fleckenlosigkeit und Unbescholtenheit seines Charakters. Er ist der ehrlichste aller chinesischen Staatsmänner. Die meisten chinesischen Beamten regieren mit Betrug und Erpressung. Sie haben in der Regel große Summen aufwenden müssen, um ihr Amt zu erhalten, und bekommen nicht nur keinen angemessenen Gehalt, sondern müssen häufig noch bestimmte Geldbeträge nach Peking abführen. Da die Amtsdauer zumeist blos wenige Jahre beträgt, wollen sie in kurzer Zeit auf ihre Kosten kommen und auch noch einen angemessenen Profit einstecken. Darum ist der „Squeeze" der Grundzug des chinesischen Verwaltungssystems. In einem Lande, wo die Korruption als eine selbstverständliche Eigenschaft des Beamten gilt, verdient ein Mann wie Tschang-tschi-tung, von dem es heißt, daß er nie einen Pfennig sich widerrechtlich angeeignet habe, um so mehr Hochachtung.

Freilich, durch seinen Umgang mit den großen Dichtern der Vergangenheit ist er ein wenig Phantast geworden. Oder man würde vielleicht richtiger sagen, daß das Wohlgefallen an den Poeten auf phantastische Gemüthsart hindeutet. Jedenfalls

sind in China, wie überall, die Dichter schlechte Lehrer der Oekonomie, und die schwierige Kunst, die Ausgaben den Einnahmen anzupassen, wird nicht durch die Lektüre von Versen gelernt. So kommt es, daß über Tschang-tschi-tung das Gerücht geht, er habe keinen rechten Begriff vom Werth des Geldes. Er gibt aus, ohne zu zählen; und so oft er etwas haben will, fragt er nach dem Preise erst, wenn er es bereits hat, und auch dann nicht immer. Man hat von Tschang-tschi-tung gesagt: „Wenn er morgen alles Geld der Welt in die Hände bekäme, würde er übermorgen fünf Dollars Schulden haben." Weiter erzählt man von ihm: Er kommt irgendwohin und sieht beispielsweise einen Spazierstock, der ihm gefällt. Sofort wird sich in ihm der Wunsch regen, nicht etwa diesen Spazierstock zu besitzen, sondern eine Spazierstockfabrik anzulegen; und wenn das nicht geht, wird er solche Spazierstöcke bestellen, aber nicht zehn oder zwanzig, sondern eine Million. In Han-Yang, geradeüber von Wu-tschang, hat er Eisenwerke angelegt. In Wu-tschang selbst betreibt er eine Baumwollspinnerei und eine Seidenweberei. Diese Fabriken, die seinem Herzen besonders theuer sind, hat er sich in unmittelbarer Nachbarschaft seines Yamen anlegen lassen. Von den Fenstern seines Palastes aus (eines recht armseligen Palastes) kann er die Schornsteine erblicken. Die Unternehmungen tragen in sich alle Bedingungen des Prosperirens, und doch soll ihr Geschäftsgang zu wünschen übrig lassen. Wie können auch industrielle Etablissements gedeihen, welche von Chinesen verwaltet werden für Rechnung eines Vizekönigs, der die Klassiker liest?

Auch sonst schießen ihm manchmal seltsame Ideen durch den Kopf. Während des chinesisch-japanischen Krieges bekam eine deutsche Firma in Shanghai plötzlich eine Depesche von Tschang-tschi-tung, er wolle drei deutsche Kriegsschiffe kaufen, mit deutschen Marinesoldaten darauf. Der Preis sei gleichgiltig. Das Angebot war verlockend, und die deutsche Firma bedauerte sehr, das Geschäft nicht machen zu können. Zur selben Zeit haben übrigens hohe chinesische Beamte in Peking gegenüber Mitgliedern der deutschen Gesandtschaft ähnliche Aeußerungen gethan. „Wie wir hören, habt Ihr die besten Soldaten der Welt" sagten sie. „Könnten wir nicht ein Paar Hunderttausende davon miethen?" Nach chinesischer Anschauung ist der Soldat eben ein Kuli — ein starker

Mann, den man bezahlt, um sich von ihm vertheidigen zu lassen, und der natürlich auch bereit ist, sich Jedem zu verdingen, der seine Körperkraft entsprechend honorirt. Ein andermal sprach Tschang-tschi-tung gegenüber einem Vertreter der gleichen deutschen Firma in Shanghai die Anschauung aus, die Japaner hätten gesiegt, weil sie eine Kanone von ganz besonderer Konstruktion besessen hätten, die man jederzeit zusammenlegen und in ein kleines Futteral stecken könne. Die betreffende Firma führte dem Vizekönig verschiedene Arten von Gebirgsgeschützen vor. Aber das war Alles nicht das Richtige, und Tschang-tschi-tung sucht heute noch seine zusammenlegbare Kanone. . . .

Wu-tschang hat zwei- bis dreihunderttausend Einwohner (bei chinesischen Städten kennt man niemals genau die Bevölkerungsziffer); dabei macht es den Eindruck einer stillen Landstadt. Die Straßen sind belebt, aber die Chinesen wimmeln nicht so, wie in anderen Städten; und wenn die Chinesen einmal etwas weniger wimmeln, so hat man gleich den Eindruck provinzieller Vereinsamung.

An bemerkenswerthen Gebäuden herrscht Mangel, wie überall in China. Im Gegensatz zu anderen asiatischen Völkern haben die Chinesen kein Bedürfniß nach Architektur. Woher das kommen mag? Der Trieb zum Bauen ist der Ausdruck eines mächtigen Persönlichkeitsgefühls, vielleicht dessen stärkster. Auch die Frömmigkeit erweckt den Drang, die Glaubensidee zu verherrlichen durch die größte Kraftleistung, deren der Mensch fähig ist, durch das Aufthürmen von Steinen. Der Chinese ist nicht fromm. Der gebildete Mann in China ist Philosoph und zumeist Materialist. Die Tempel sind für das niedere Volk da und für die Frauen. Darum genießen die Priester in China geringe Achtung und haben eine niedrige soziale Stellung. Wie der Soldat der Kuli des Waffenhandwerks ist, so ist etwa der Priester der Kuli des Aberglaubens. Aus Frömmigkeit wird also in China, wenigstens heut, nur so viel gebaut, als im Interesse der Staatsraison nöthig ist. Denn der Chinese, wenn er gleich selbst nicht glaubt, versteht doch sehr wohl die Nützlichkeit der Religion als Regierungsmittel. Die großen Persönlichkeiten fehlen ebenfalls, die das Bedürfniß haben könnten, sich durch Baudenkmäler zu bethätigen. Wie sollen sie in diesem monotonsten aller Länder zur Entwicklung kommen, wo seit

Jahrhunderten starr und unabänderlich die Formen feststehen, denen Menschen und Dinge sich anzupassen haben? Endlich nimmt die Literatur viel zu viel Platz im chinesischen Geistesleben ein, und darunter haben alle anderen Künste zu leiden. Die ausschließliche Beschäftigung mit den Büchern verknöchert die Herzen; und wer sich daran gewöhnt, in der literarischen Scheinwelt zu leben, der verliert den Sinn für die starken und großen Wirklichkeiten, wie sie insbesondere in der Architektur sich offenbaren.

In Wu-tschang mangeln also die namhaften oder namhaft zu machenden Baulichkeiten. Vor dem Yamen stehen die beiden vorschriftsmäßigen Flaggenmasten, sowie die zwei stylisirten heraldischen Löwen. Die Thorflügel sind mit den obligaten chinesischen Heroen-Gestalten in Lebensgröße bemalt, und das Ganze gleicht am Ehesten einer Jahrmarktsbude, in der für fünfzig Pfennig Eintritt (Militärs zahlen die Hälfte) ein Vizekönig zu sehen ist. Dann ist auch ein rother Tempel da, in dem der Vizekönig an bestimmten Tagen seinen Kau-tau vor den Ahnen des Kaisers machen muß. Der ländliche Charakter der Stadt wird dadurch verstärkt, daß innerhalb der Mauer-Umfriedung Felder liegen, auf denen der Bauer seinen Pflug zieht. Dazwischen breiten sich Lotosteiche aus.

Die weiße Lotosblume hat die Färbung unserer Wasserrose. Manchmal ist das Weiß zart mit Rosa überhaucht. Erst wenn man sich über sie beugt, merkt man, daß ihr ein leiser Wohlgeruch entströmt. Darum wird sie von den chinesischen Dichtern „die Stolze" genannt. Denn ähnlich blüht einsam manche stolze Seele, und wer sie nur von fern sieht, wird niemals wissen, daß sie duftet. Spät öffnet sich die Lotos-Blüthe, lange hält sie ihr Inneres wie ein Geheimniß verschlossen. Wenn aber die weißen Blätter zurückfallen, erscheint ein in leuchtender Goldfarbe prangender Kelch. So läßt sich in dieser Blume ein tiefer Sinn von Mysterium und schließlicher leuchtender Erkenntniß finden, und darum wohl ist sie in Asien den Göttern angenehm und auch den Weisheitslehrern. Die herrlichen grünen Blätter bedecken die ganze Oberfläche des Teiches, nur an wenigen Stellen schimmert das Wasser hindurch. Sie sind fast rund und thun sich weit auf. Auch das ist ein Symbol, wenn man will, — ein Symbol dafür, wie es einer Blume ergeht, die sich von der Welt abkehren will: Während

die Blüthe sich gegen das Leben verschließt, sprießen ihr Blätter, die sich danach sehnen. Die Knospe ist grün und hat genau die Form des Mundstücks einer Gießkanne; aus den kleinen Sieblöchern wachsen die Staubfäden empor. Die Silberschmiede bilden sie mit Vorliebe nach; wenn ein Gegenstand zum Streuen oder Schütten eingerichtet werden soll, so bekommt er als Mundstück sicherlich die Knospe der Lotosblume.

Tschang-tschi-tung's Reform-Eifer hat sich auch auf seine Residenzstadt Wu-tschang erstreckt. Inmitten aller der Gassen, auf deren unmöglichem Pflaster der übliche chinesische Schmutz lagert, hat der Vizekönig eine lange schmale Straße anlegen lassen, die nicht schmutzig ist. Sie ist durchaus kunstgerecht gebaut, wölbt sich ein wenig nach der Mitte zu und ist mit gelbem Sand bestreut. Da man aber zum rechten Genuß einer schönen Straße erst kommen kann, wenn man darauf fährt, so hat die vizekönigliche Regierung zugleich für Fahrgelegenheit gesorgt. In Wu-tschang verkehren fünf oder sechs Rickshas. Die Einführung öffentlicher Rickshas bedeutet für eine chinesische Stadt ungefähr so viel, wie wenn sich eine unserer Städte eine elektrische Trambahn einrichtet. Die Rickshas von Wu-tschang können natürlich nur auf der einzigen fahrbaren Straße sich bewegen; die Kulis gehen nur im Schritt und zeigen auch sonst, daß ihnen ihr Beruf neu und ungewohnt ist. So fuhr ich beispielsweise in einer Rickscha nach der Kriegsschule. Neben mir ritt einer der deutschen Instruktoren, der Lieutenant Fuchs. An einer Wegstelle scheute des Lieutenants Pferd. Sofort scheute auch der Kuli meiner Rickscha und warf mich in den Graben; aber er war doch gewissenhaft genug gewesen, erst selbst in den Graben zu fallen. Immerhin möchte ich dem Baedeker von China, dessen Erscheinen wohl kaum lange mehr auf sich warten lassen wird, nicht empfehlen, die Rickshas von Wu-tschang mit einem Stern zu bezeichnen.

Die Kriegsschule ist ein mit fürstlicher Großartigkeit angelegtes Gebäude oder vielmehr eine Gesammtheit von Gebäuden, meistens großen Hallen, die von weiten Höfen umgeben hintereinander liegen. Den Abschluß bildet ganz am Ende ein Tempel des Kriegsgottes. Natürlich ist das ganze Institut aus Holz gezimmert. Denn wenn die Chinesen schon einmal etwas bauen, so muß es aus Holz sein. Das hält jedenfalls solange, wie der Er-

bauer selbst hält. Um die Leute, die noch nicht geboren sind, braucht man sich nicht zu kümmern. Diese Vorliebe der Chinesen für Holz als Baumaterial ist auch ein Grund dafür, daß China fast gar keine architektonischen Denkmäler seiner tausendjährigen Vergangenheit besitzt.

Die ganze Kriegsschule ist funkelnagelneu, überall riecht es nach frischer Oelfarbe, und für chinesische Verhältnisse erstaunlich erscheint namentlich die Ordnung und Sauberkeit, die in allen Räumen herrscht. Es ist traurig, wenn man denkt, wie diese schöne Anlage verfallen wird, sobald Tschang-tschi-tung in eine andere Provinz berufen sein wird und sobald die deutschen Instruktoren den Rücken gekehrt haben werden. Das Letztere wird in vielleicht nicht allzuferner Zeit geschehen. Wenigstens scheint in chinesischen Regierungskreisen eine gewisse Neigung vorzuwalten, japanische Offiziere als Instruktoren zu berufen. Die Japaner sind nämlich weit billiger, und für das Gehalt, das ein europäischer Offizier bezieht, kann man zehn japanische haben. An der Kriegsschule in Wutschang unterrichtet außer dem bereits genannten Lieutenant Fuchs der Lieutenant v. Strauch. Ein dritter ehemaliger deutscher Offizier, der Graf Bernstorff, hat eine Zeit lang versucht, dem Vizekönig Tschang-tschi-tung ein Cavallerie-Corps auszubilden. Der Graf hat viele Mühe darauf verwendet; aber es ist ihm bisher nicht gelungen, die chinesische Cavallerie in den Sattel zu heben. Am Ende der Woche fährt er über den Fluß nach Hankau, um dort unter europäischen Menschen die Sorgen zu vergessen, welche ihm seine Reiterei macht, die nicht reiten will. Und da er mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks jeden Samstag an der Bar des Clubs von Hankau erscheint, hat man ihm den Beinamen „Count Saturday" gegeben.

Die Kriegsschule in Wu-tschang wird von achtzig Schülern besucht, die in Korporalschaften eingetheilt sind. Zu vier Hörsälen findet der Unterricht statt. Die Schüler bringen eine Menge chinesischer Gelehrsamkeit, das heißt also keine taugliche Vorbildung mit, und der Unterricht muß ungefähr beim ABC beginnen. Die Vorträge der deutschen Lehrer werden durch Dolmetscher den Schülern übermittelt. Dank der Geduld und der vortrefflichen Methode der deutschen Instruktoren werden die besten Resultate erzielt. Aber

das Schlimme ist, daß keine Armee vorhanden ist, in welcher die Zöglinge der Kriegsschule Offiziere werden könnten. Die Schule ist also Selbstzweck. Die Schüler bleiben nichts als Schüler und bekommen sogar noch ein Gehalt dafür, daß sie als Schüler fungiren. Ferner, wenn auch die wissenschaftliche Ausbildung gelingt, wenn so ein Kriegsschüler schließlich auch fähig wird, auf dem Papier die furchtbarsten Befestigungen aufzuführen und die blutigsten Schlachten zu gewinnen, so scheint es doch wieder recht schwierig, in diese friedlichen chinesischen Literaten den militärischen Geist hineinzubringen. Sieht man sie in ihrem großen Speisesaal beisammen, zum Theil mit großen Brillen auf der Nase, wie sie sanft und zufrieden ihre Suppe essen, so machen sie nicht gerade einen kriegerischen Eindruck. Arme Lämmer, die in die Schule gehen und so lange studiren sollen, bis sie Löwen geworden sind!

Der frühere preußische Pionier-Lieutenant Hoffmann bildet für den Vizekönig 250 Pioniere aus. Mitten in der Chinesenstadt liegt sein Haus, ein chinesisches Haus natürlich. Es scheint flüchtig aus Holz zusammengenagelt, wie eine Theaterdekoration, die im nächsten Zwischenakt wieder abgetragen werden soll. Breite, aber dünne hölzerne Thorflügel schließen es gegen die Straße ab. In dem schmalen Hofe vor dem eigentlichen Wohnhaus sind zwei verwilderte Grasbeete, auf denen das Unkraut wuchert. Der Stall kehrt seine Oeffnung dem Hause zu, und man sieht vom Fenster aus die Pferde. Im Vestibül des Wohnhauses lehnen zwei große rothe Fahnen, die der Lieutenant von den chinesischen Offizieren geschenkt bekommen hat. Die hölzerne Treppe ächzt und knarrt bei jedem Schritte. Die Zimmer haben kahle Wände. Freilich ist eine Hausfrau da, und diese hat gethan, was in ihren Kräften stand. Die Möbel sind so geordnet, wie sie es früher wahrscheinlich im deutschen Heim gewesen sind, Bilder sind aufgehängt, und aus Bändern und Blumen ist allerlei zierlicher Wandschmuck gebildet. Aber selbst das Walten einer jungen deutschen Frau hat keine Macht über dieses öde und fremde Haus. Die Möbel wollen nicht eins werden mit den Zimmern und scheinen nicht hineinzugehören; zwischen den Bildern und den von Frauenhand geknüpften Bändern starren unbehaglich die nackten Wände hervor. Im ersten Stock ist eine

schmale Holz-Veranda, von der man über die Dächer der Häuser hinweg einen Ausblick hat nach der gelben Fläche des Yang-tse-kiang.

Der Hausherr ist ein sympathischer Mann, blond und hochgewachsen. Er trägt an seinem weißen Sommeranzug vergoldete Militärknöpfe mit dem chinesischen Drachen als Prägung. Die Hausfrau ist in der Sommerfrische auf dem Ku-ling-Gebirge am Yang-tse-kiang, der chinesische Koch schaltet darum durchaus willkürlich, und wir sitzen am Mittagstische und ahnen nicht, was wir essen werden. Der Hausherr scheint nicht frei von einem gewissen Mißtrauen zu sein, aber volle Beruhigung greift Platz, sobald der erste Gang aufgetragen wird, der sich als eine Bier-Kalteschale herausstellt. Es ist ein gemüthliches Mittagmahl, wenngleich die Getränke warm sind. Denn Eis gibt es nicht in Wu-tschang, selbst nicht unter der gesegneten und fortschrittsfreundlichen Regierung des Vizekönigs Tschang-tschi-tung.

Nach dem Essen fahren wir in's Pionier-Lager. Die Soldaten, denen wir unterwegs begegnen, legen die Hände an die Hosennaht und machen Front. Sie tragen ihre Arbeitsjacken aus weißem Drillich, haben dunkle gebauschte Hosen, etwa wie die russischen Infanteristen, und niedrige gelbe Schaftstiefeln, in denen die Hosen stecken. In diesem Aufzuge sind sie vom chinesischen „Civil" kaum zu unterscheiden. Das einzige besondere Merkmal ist die Kopfbedeckung. Im Sommer gehört nämlich zur Uniform von Tschang-tschi-tung's Pionieren der gewöhnliche runde und gelbe europäische Strohhut. Im Winter setzen sie einen dunklen Turban auf, der sehr malerisch sein und zur dunkelblauen Dienstuniform ganz vortrefflich passen soll. Am Thor des Pionierlagers geht ein Posten mit dem Gewehr über der Schulter auf und ab. Im Augenblick, wo wir anfahren, steht er stramm und präsentirt. Es ist gerade chinesischer Festtag, und das Lager feiert. Aber selbst am Feiertage ist der General Tschang-piau, der Garde-Kommandant, da und sieht zum Rechten. Er kommt uns entgegen, und wir drücken ihm seine breiten, kräftigen Hände.

Tschang-piau wird als ein vortrefflicher Mann gerühmt. Er ist Soldat mit Leib und Seele, führt schneidig das Kommando und reitet wie der Teufel. Dabei ist er ehrlich und verläßlich, wird von den

deutschen Instruktionsoffizieren als ihre beste Stütze bezeichnet und scheint für diese eine wahre Freundschaft zu hegen, die von den deutschen Offizieren erwidert wird. Die hellen braunen Augen in seinem wettergebräunten Gesicht haben einen klugen und offenen Blick. An solch' einem heißen Sommer-Nachmittage lernt man den General mehr von der gemüthlichen Seite kennen, als von der militärischen. Er hat kein Abzeichen seiner Würde auf sich, hat es sich so bequem als möglich gemacht und ist ganz einfach ein Chinese im dünnsten weißen Sommer-Gewand, gleich vielen anderen Chinesen. Mit seinem runden Fächer weht er sich Kühlung zu und lächelt verständnißvoll, während ihm erklärt wird, was die „Frankfurter Zeitung" ist. Die Erklärung erfolgt auf chinesisch, und ich kann die Worte nicht verstehen; aber Tschang-piau drückt mir abermals so warm die Hand, als habe man ihm gesagt, die „Frankfurter Zeitung" sei ein Lieblingsblatt der Generale. Wie es heißt, ist Tschang-piau früher der Kutscher oder der Reitknecht des Vizekönigs gewesen. Bei einem Aufstand rettete er seinem Herrn das Leben, wofür er ohneweiters zum General befördert wurde. Das ist eine Carrière, welche die der napoleonischen Marschälle an Raschheit noch übertrifft. Allerdings muß man in Betracht ziehen, daß in China kein sehr bedeutender Unterschied in der sozialen Stellung vorhanden ist zwischen einem Kutscher und einem General.

Gerade über dem Eingangsthor liegt die große Halle, die als Schulzimmer dient. Freundliches Licht, das durch bunte Glasscheiben fällt, erhellt den weiten Raum. Auch hier blitzt Alles vor Sauberkeit. Kleine schwarze Tische sind zu Reihen zusammengeschoben; vor jeder Tischreihe steht eine Reihe von Stühlen. Petroleumlampen mit großen Brennern hängen von der Decke herab. An der Wand sind englische Astronomie-Karten angeheftet und Landkarten von Japan (Letzteres wohl von wegen der Revanche). Auf Seitentischen sind Apparate für Vermessungen aufgestellt, auf andern Tischen sind alle erdenklichen Schreibmaterialien ausgebreitet, die direkt aus Deutschland bezogen werden. Neben dem Faber-Bleistift liegt der Faber-Gummi, der wieder auslöschen soll, was der Faber-Bleistift schlecht gemacht hat. Es ist ein überraschendes Wiedersehen, das man mit diesen alten Freunden aus der Schulzeit

feiert hier in Tschang-tschi-tung's Kaserne; und für einen Faber-Bleistift muß es jedenfalls ein seltsames Abenteuer sein, daß er weit übers Meer gesandt wird, damit ein chinesischer Pionier mit ihm eine Terrain-Aufnahme machen könne. Wie es heißt, leisten übrigens die Pionier-Schüler von Wu-tschang Vorzügliches in diesen Terrain-Aufnahmen. Ganz hinten im Saale haben einige Barometer ihren Platz, und neben ihnen in der Ecke lehnen schwarze Feldtelegraphenstangen.

Vorn vor den Tischreihen erhebt sich eine Estrade, die als Katheder dient. Auf dem Tisch, der dort steht, läßt der General Thee serviren. Wir setzen uns da herum und plaudern; aber in den großen gelben Ehrenstuhl, der für den Lehrer bestimmt ist, muß der Lieutenant Hoffmann hinein; und der General setzt sich auf ein kleines Stühlchen daneben. So oft man ihm ein Kompliment macht, lehnt er ab und zeigt auf den deutschen Offizier: Wenn man von Verdiensten reden wolle, so möge man sich an diesen wenden (was ja übrigens auch die Wahrheit ist). Es kommt auch ein Herr Major mit aufgestecktem Zopfe im schwarzen Interims-Jäckchen und freut sich sehr, unsere Bekanntschaft zu machen. Einige Soldaten sehen neugierig zur Thür herein. Das Lager ist mit Mannschaft gefüllt. Wenn sonst viele Chinesen beieinander sind, gibt es unweigerlich Lärm oder wenigstens geräuschvolle Gespräche. Hier ist kein Laut zu hören, und schon an dieser Stille kann man die Disziplin merken, die im Pionier-Lager herrscht.

Wir sitzen also auf dem Katheder und reden allerlei, und ich sage so nebenher, daß es mir leid thue, an einem Feiertage gekommen zu sein, wo nicht exerzirt wird. Der General lacht und spricht zu dem Major, der Major steht auf und geht hinaus, und einen Augenblick später wird draußen die dumpfe chinesische Trommel gerührt. Der General lädt uns ein, ihm zu folgen. Draußen treten die Soldaten vor die Thüren ihrer Kasernen, die alle zu ebener Erde auf den Hof hinausgehen, und schnallen den schwarzen Ledergurt mit den zwei Patronentaschen und dem langen Faschinenmesser um. Auch diese Vorbereitungen werden geräuschlos ausgeführt, nur die Trommel wirbelt immerfort weiter. Wir besichtigen das erstbeste Mannschaftszimmer. Hier sieht es gleichfalls recht ordentlich aus. Ein Soldat hat sich sein Bett mit einem

Stück eines Vorhangs dekorirt, das eine russische Inschrift aufweist. An der Decke sind einige Paar alter Stiefel zum Trocknen aufgehängt. Eine Fensternische ist durch Aufstellung von zwei kleinen Vasen für Weihrauchstäbe zum Ahnen-Altar eingerichtet.

Draußen steht wieder der Herr Major. Er hat sich seinen Paraderock holen lassen, ein schmuckes, dunkelblaues Uniformstück mit Goldstickerei und einem kleinen hellblauen Kreis als Rangabzeichen am Aermel. Ein anderer Offizier hakt ihm den Säbelgurt zu. Die vergoldeten Haken haben einige Mühe, sich zusammenzufinden, und man kann bemerken, daß Tschang-tschi-tung seine Offiziere offenbar nicht Hunger leiden läßt. Der Gurt sitzt fest, die Hand tastet nach dem vergoldeten Griff, mit einem Ruck fährt der Pallasch aus seiner blinkenden Stahlscheide: der Herr Major wird selbst die Ehre haben, uns eine Kompagnie Pioniere vorzuführen.

Gleich neben der Unterrichtshalle liegt der geräumige Exerzierplatz. Wir stellen uns in die Mitte, der General zündet rasch noch eine Cigarre an. Und schon rückt die Kompagnie auf den Platz ein. Sie kommt in einem Parademarsch an, wie er strammer auf keinem deutschen Exerzier-Platze geleistet wird. Tadellos werden die Kniee durchgedrückt, tadellos fliegen die Beine in die Luft, und unter jedem Schritt dröhnt und zittert der Boden. Das Gewehr ist geschultert, die Arme pendeln taktmäßig hin und her. Der Major geht voran, den gezogenen Säbel im Arm. Das Kommando wird chinesisch gegeben.

„In Sektionen rechts schwenkt, Marsch!"

Die breiten Reihen brechen sich in kleinere, mit vollendeter Präzision. Die Kolonne kommt auf uns zu, und drei Schritte vor uns, auf das Kommando „Halt!", erstarrt sie zu Stein. Dann breitet sie sich wieder in zwei lange Fronten aus. Die Richtung ist wie mit dem Lineal gezogen. Man muß nämlich bedenken, daß hier der Einjährig-Freiwillige fehlt, der im letzten Augenblick bekanntlich immer die Front verdirbt.

Jetzt werden „Griffe geklopft". Die Abtheilung arbeitet wie eine Maschine. Laut hallt das Kommando, und klirrend fliegen die Waffen auf und nieder. Man sieht immer nur *einen* Arm und *ein* Gewehr. Dann wird Laden und Schießen markirt. Die chinesischen Soldaten zeigen, daß sie auch jene schwierige

Kunst ausüben können, die darin besteht, das Gewehr auszulegen und doch nicht den Bauch herauszustrecken. Sobald das Kommando „Laden!" ertönt, hat die ganze Front plötzlich keinen Bauch mehr. Mit einem Worte: Tschang-tschi-tung's Pioniere dürfen als eine deutsche Muster-Kompagnie gelten.

Die Chinesen sind das anstelligste Volk der Welt, und da sie alle Handgriffe erlernen, sind sie natürlich auch fähig, sich die militärischen anzueignen. Es gibt keinen Drill, den man ihnen nicht beibringen könnte. Ob es sich um eine mehr als mechanische Erfassung handelt, ist freilich eine andere Frage; und es ist wohl wahrscheinlich, daß das rasch Gelernte auch ebenso rasch wieder vergessen wird. Das Nachahmungstalent der Chinesen ist so groß, daß die Nachahmung manchmal der Aneignung täuschend ähnlich sieht. Wenn ein Vizekönig die Laune hat, über einige Abtheilungen deutscher Truppen zu verfügen, und wenn er zu diesem Zweck tüchtige Instruktoren beruft, dann zeigt es sich, daß man aus den Chinesen so ungefähr deutsche Truppen machen kann, wenigstens dem Aussehen nach. Vielleicht geht das Nachahmungstalent gar so weit, daß sie sich im Ernstfalle auch schlagen, wie die deutschen Truppen. (Das ist allerdings schon weit weniger sicher.) Aber wenn man an das winzige militärische Wu-tschang denkt und dann an das ungeheure unmilitärische China, kommt Einem der gute Vizekönig Tschang-tschi-tung doch vor wie ein großes Kind, das gern mit Soldaten spielt. Und so vorzüglich auch die Pioniere in Wu-tschang ausgebildet sind, — es scheint immerhin keine Gefahr vorhanden zu sein, daß der General Tschang-piau eines Tages auf sein Roß steigen und, ein zweiter Attila, ausziehen werde, um Europa zur chinesischen Provinz zu machen. Europa kann beruhigt sein und braucht dem trefflichen General keine einzige jener guten Cigarren zu mißgönnen, die er so gern raucht und von denen ihm hoffentlich noch viele beschieden sein werden.

XX. Kiautschou-Eindrücke.

1. Wie man ankommt.

(Die „Apenrade". — Wie man dort schläft und speist. — Das Frachtgut. — Eine neue Spezialität der Seekrankheit. — Der Loschan und die Grenzvermessung. — Die Kiautschou-Bucht. — Das graue Land. — Im Hafen von Kiautschou. — Wie man an Land kommt. — Kiautschau und Kiautschou. — Die wandernden Wege und die fallenden Häuser. — Das Strandhotel. — Die chinesischen Fliegen. — Das Aegir-Hotel. — Huhn und immer Huhn. — Affenabenteuer.)

Die „Apenrade", die ungefähr alle vierzehn Tage den Post- und Passagier-Dienst zwischen Shanghai und Kiautschou besorgt, fährt am Bund von Shanghai entlang dem Meere zu. Auf dem Balkon des Hauses von Melchers & Comp. steht Jemand und winkt mit dem Taschentuch. Auch auf der Veranda des deutschen General-Consulats werden Gestalten in weißen Anzügen sichtbar, welche sympathische Gefühle zu hegen scheinen für das Schiff, das nach Kiautschou fährt.

Die „Apenrade" ist ein kleiner Dampfer, einer der kleinsten vielleicht, die es hier draußen gibt. Aus dem schmächtigen schwarzen Schiffs-Körper wächst ein magerer Schornstein heraus. Drinnen ist alles eng und unbequem. So oft man durch eine Kajüten-Thür geht, kommt man mit dem oberen Thür-Rahmen in unsanfteste Berührung. Die Schwellen sind eigens erhöht, damit Jedermann die Möglichkeit erhalte, sich den Kopf einzustoßen. In den Kojen hat man Platz unter der Bedingung, daß man auf den Gebrauch seiner Gliedmaßen verzichtet. Das ist ein geringes Opfer, welches wohl Jeder gern aus Patriotismus sich auferlegen wird, da am

Ziel der Reise die Aussicht winkt, eine deutsche Kolonie betreten zu dürfen. Auch will ich nicht behaupten, daß man es nicht doch zustande bringen kann, sich beispielsweise in seiner Koje die Stiefel auszuziehen, wenn man gerade den geeigneten Moment abpaßt, wo die See ruhig und das Wetter günstig ist. Sicherer ist es jedenfalls, die Stiefel gleich ausgezogen mit auf's Schiff zu bringen.

Was das Bett anlangt, so ist es zwar nicht ganz so breit, wie ein Mann im Durchschnitt zu sein pflegt, aber es fehlt nur wenig. Man kann mit Bestimmtheit darauf rechnen, für mindestens dreiviertel seines Körpers eine Lagerstätte zu bekommen. Hat man das obere Bett gewählt, so findet man beim Einsteigen zu seiner Ueberraschung darin bereits das Kajütenfenster vor. Die Luke ist nämlich so angebracht, daß ihr Fenster sich in das obere Bett hinein öffnet. Bei einem Streit zwischen einem Menschen und einem Kajütenfenster wird fast immer der Mensch den Kürzeren ziehen. Denn ein Kajütenfenster ist von hartnäckiger und gewaltthätiger Natur. Am Besten ist es, ein gütliches Uebereinkommen zu treffen und sich in einer Weise niederzulegen, daß man das Kajütenfenster im Mitgenuß des Bettes nicht beeinträchtigt. Nur muß man dann auch die ganze Nacht auf derselben Seite liegen bleiben, was sich übrigens schon daraus von selbst ergibt, daß zum Umdrehen kein Platz ist.

In jeder Koje sind zwei Betten. Da es aber nur sehr wenig Kojen gibt und da häufig doppelt so viele Personen mitfahren, als Betten vorhanden sind, so schläft ungefähr die Hälfte der Passagiere auf Deck oder auf den Bänken im Speise-Salon. Dieser Salon ist natürlich auch viel zu klein, um alle Mitreisenden zur Speise-Stunde aufzunehmen. Es wäre logisch, daß infolgedessen nur die Hälfte der Passagiere zu essen bekäme. Wer heißt sie auch auf See fahren? Sie können ja auf dem Lande bleiben. Das wäre logisch, wie gesagt, aber nicht human. Die Humanität hat gesiegt und hat zur Anwendung eines vermittelnden Systems geführt: Die Passagiere werden in zwei Abtheilungen gesondert. Wenn zum Mittagmahl geläutet wird, setzt sich die erste Abtheilung in Bewegung, nimmt am Tische Platz und ißt gewissenhaft die Speisekarte herunter. Die zweite Abtheilung geht inzwischen auf Deck spazieren und thut so, als wüßte sie nicht, was unten vorgeht.

Dann wird wieder zum Mittagsmahl geläutet, und nun erscheint die zweite Abtheilung am Tische und beginnt die Speisekarte wieder von vorn. Böse Menschen könnten sich versucht fühlen, nachdem sie die erste Abtheilung absolvirt haben, sich auch noch in die zweite Abtheilung einzuschleichen und so ein doppeltes Dinner zu sich zu nehmen. Darum ist wohlweislich die Qualität des Essens so eingerichtet, daß Jemand, der es einmal glücklich heruntergebracht hat, keine Lust verspürt, sich damit ein zweites Mal einzulassen. Der kleine Salon mit seiner gelben Holztäfelung sieht sonst recht freundlich aus. An der Wand hängt eine flott hingeworfene Handzeichnung von Allers, ein Bismarck-Kopf mit der Pfeife im Munde. Sogar ein Konversations-Lexikon steht zum Nachschlagen bereit, Brockhaus, neueste Auflage. Aber es scheint, daß einige Bände fehlen; sie haben offenbar nicht alle Platz auf dem kleinen Schiffe.

Kommando-Brücke und Promenaden-Deck sind mit Rücksicht auf die Beschränktheit des Raumes in Eins verschmolzen. Zwischen den langen Stühlen der Passagiere steht der chinesische Matrose am Rade des Steuers. Um den Luxus-Bedürfnissen der Mitreisenden entgegenzukommen, hat man versucht, durch Einfügung von Blumentöpfen in die Reihe der Feuer-Eimer auf jeder Seite je einen Ziergarten zu schaffen.

Auf dem Zwischendeck steht ein Pferd. Ein eigener Verschlag ist ihm errichtet worden, über den der Kopf hinausragt. Es blickt sehr melancholisch drein und scheint die Ansicht zu hegen, daß das Verdeck eines Schiffes kein rechter Ort für ein Pferd ist. Außer dieser lebenden Fracht sind in Shanghai noch viele Kisten geladen worden. Es braucht kaum besonders betont zu werden, daß sie sämmtlich Bier enthalten. Was sollte auch sonst in gar so vielen Kisten nach einer deutschen Kolonie verschifft werden? Beruhigend ist es immerhin, mit einer solchen Menge Bier zusammen durch's Meer zu fahren. Sollte die „Apenrade" an einer wüsten Insel stranden, so werden wir in der ersten Zeit keinen Durst zu leiden haben. Keinen geringen Theil der Ladung machen ferner die Depeschen-Säcke aus; sie kommen zumeist aus Berlin und tragen große rothe Siegel, die Respekt einflößen. Außerdem führen wir den oberen Theil einer Nähmaschine mit; der untere kommt wahrscheinlich erst mit dem nächsten Postdampfer

aus Europa. Auch ein Stuhl wird sichtbar. Man hat ihn sorgfältig in Segeltuch genäht, und das ist nicht ohne Nutzen gewesen; denn er hat von seinen vier Beinen bisher nur eines verloren.

Die „Apenrade" ist schwer geladen, aber die Ladung ist so vertheilt, daß sie das Schiff am Rollen nicht verhindert. Selbst wenn die Ladung anders vertheilt wäre, würde das wohl keinen Unterschied machen. Denn es ist eine Eigenthümlichkeit der „Apenrade", stets und unter allen Umständen zu rollen. Sie rollt, wenn sie fährt; und wenn sie in der Bucht von Tsintau vor Anker liegt, rollt sie auch. Rollen ist, wie bekannt, das seitliche Schwanken des Schiffes. Das Auf- und Nieder-Gehen in der Längsrichtung heißt Stampfen. Es wäre verfehlt, zu glauben, daß die „Apenrade", weil sie rollt, es sich entgehen läßt, zu stampfen. Oft thut sie Beides zugleich, und das ist eine Leistung, deren nicht jedes Schiff fähig ist. Wenn so die „Apenrade" gleichzeitig rollt und stampft, hat man die Empfindung, daß das Schiff sich unter Einem windet und dreht, wie ein Pfropfenzieher. Das ruft eine Art der Seekrankheit hervor, die auch für Denjenigen neu ist, der bereits sämmtliche Arten der Seekrankheit durchgemacht hat. Zuerst schüttet der Magen Alles, was er enthält, ins Meer; dann aber (und das ist das Neue und Interessante an der Sache) zeigen sich Symptome, aus denen deutlich hervorgeht, daß jetzt der Magen selbst in's Meer will. Lange Zeit vergeht, bis man es dahin gebracht hat, ihn von der Undurchführbarkeit dieses Einfalls zu überzeugen.

Nachts rettet man sich aus der schwülen Enge der Kabine auf's Verdeck und sucht dort in einem der Stühle eine Schlummerstunde zu halten. Aber während man auf ihm schläft, beginnt plötzlich der Stuhl zu erwachen. Erst kracht er in allen seinen Gelenken, dann setzt er sich langsam in Bewegung. Zunächst macht er den Versuch, in die See hinauszugehen. Nachdem er durch einen harten Zusammenstoß mit der Brüstung erkannt hat, daß dies unmöglich ist, begnügt er sich damit, auf dem Verdeck herumzufahren. Er nimmt seinen Lauf zu den Feuer-Eimern, dann scheint er sich für das Steuer-Rad zu interessiren. Plötzlich rennt man mit dem Kopf gegen etwas sehr Hartes an. Man fährt aus dem Halbschlafe auf und hört noch den letzten Hall des durch die Kollision hervorgerufenen Krachs:

Der Stuhl ist im Verlauf seiner nächtlichen Wanderung an der Treppenwand angelangt und hat sich nur im Vorübergehen davon überzeugen wollen, inwieweit sie dem Anprall eines menschlichen Kopfes zu widerstehen vermag. Und das Schiff rollt weiter, und manchmal neigt es sich so tief zur Seite, daß sein Rand auf gleicher Linie mit dem Wasser zu stehen scheint. Der Kapitän Jpland, der den Dampfer führt, ist ein sehr braver Mann. Das hindert aber nicht, daß die „Apenrade" ein elender Kahn ist und daß das Deutsche Reich für die Subvention, die es zahlt — es sind, wenn ich nicht irre, monatlich zehntausend Mark — etwas Besseres verlangen könnte, zumal trotz der Subvention Fracht- und Passage-Preise ganz unverhältnißmäßig hoch sind.*)

Am dritten Tage nach der Abfahrt kommt Land in Sicht. Berge erscheinen in der Ferne. Doch es hat eine gute Weile bis zur Ankunft. Wenn man nach einigen Stunden wieder hinausblickt, steht zur Rechten der Loschan. Er gehört eigentlich nicht mehr zu unserer Kolonie; aber es wäre gut, wenn er dazu gehörte, namentlich weil auf seinem dem Lande zugekehrten Abhang die reichsten und steuerkräftigsten Dörfer liegen. Gegenwärtig sind denn auch einige deutsche Topographen an der Arbeit zusammen mit einigen Tao-tais, welche ein chinesisches Kriegsschiff nach Tsintau gebracht hat, das nicht weniger als vier Schornsteine besitzt. Den Tao-tais schmeckt der Sekt sehr gut in den Offiziers-Messen von Tsintau, und die deutschen Topographen sind sehr geschickte Leute. Schließlich wird sich herausstellen, daß die deutsche Grenze jenseits des Loschan liegt. Der technische Ausdruck hierfür heißt „Grenz-Vermessung".**)

Der Loschan hat auch allen Anspruch darauf, ein deutsches Gebirge zu werden. Man könnte an ein Stück der deutschen Alpen denken, das auf die Wanderschaft gegangen ist und sich in China niedergelassen hat. Bäume sind natürlich nicht darauf. Zwischen den Chinesen und den Bäumen hat Jahrhunderte lang ein erbitterter Krieg bestanden, in dem die Bäume unterlegen sind.

*) Die Rhederei-Firma Jebsen in Apenrade, welche den Schiffsdienst zwischen Shanghai und Kiautschou besorgt, trägt sich, wie verlautet, in der That mit der Absicht, neue Dampfer für diese Linie erbauen zu lassen.

**) Die Grenz-Vermessung ist zur Zeit beendet und hat wirklich ein Resultat der gewünschten Art ergeben.

Das ist natürlich, jedoch darf man wohl bedauern, daß es nicht umgekehrt gekommen ist. Ein China mit Bäumen und ohne Chinesen wäre weit angenehmer, als das jetzige China mit Chinesen und ohne Bäume. Aber eigentlich muß es so sein; und den ganzen Charakter dieses Landes, in dem nichts zum Verweilen einlädt, in dem man niemals den Wunsch hat, eine bereits gesehene Stätte wiederzusehen, in dem es kein Behagen gibt, könnte man zusammenfassen in die Formel: China ist das Land mit den kahlen Bergen. Auf dem Loschan sind wohl niemals Bäume gewachsen. Darum gleicht er nicht den übrigen chinesischen Bergen, auf denen stets etwas zu fehlen scheint. Er ist immer nur Fels gewesen, und als ein mächtiges Felsengebirge steht er heute da, sieht viel höher aus, als er in Wirklichkeit ist, und erinnert, wie gesagt, an gewisse Theile der Alpen, an die Dolomiten vielleicht oder an das „Steinerne Meer" in Tirol. Der Kamm ist seltsam zerklüftet, man möchte sagen: zerzaust. Der Regen rieselt hernieder, die Luft ist mit Dunst erfüllt, und ein bläulicher Hauch liegt über dem Gebirge.

Der Loschan bleibt zur Rechten. Der Dampfer steuert nach links auf die niederen Höhenzüge hin, die in langer, schmaler, mehrfach durchbrochener Linie den Horizont begrenzen. Es geht an einigen Inseln vorüber; und dann schwimmt das Schiff in der Tsintau-Bucht, ohne daß man recht weiß, wie es hineingekommen ist. Das heißt, man sieht das Land, an dem die Bucht endet, aber man sieht nicht, an welcher Stelle des Meeres sie anfängt. Die Arme, welche das Land vorstreckt, sind zu kurz und können nur wenig von dem Meere einfangen. Die Tsintau-Bucht ist also weit offen.

Unmittelbar hinter dem Ufer beginnt das Land in sanfter Steigung sich zu erheben. Es bildet einen Hügel da und eine Anhöhe dort und ist von Bergspitzen gekrönt. Auf der höchsten Spitze, die jetzt den Namen „Signal-Berg" führt, weht von hohem Mast die deutsche Kriegsflagge. Der Blick schweift in der Runde über das Meer und das weite Land. Wenn sich hier die deutschen Arme rühren wollen, so werden sie Raum genug haben. Zur Linken, nach der Seite hin, thut sich die Kiautschou-Bucht auf. Man sieht nur einen Theil, und auch diesen vom Nebel fast verhüllt — es ist ein Regentag —; aber das, was man sieht, läßt

einen gewaltigen Meeres-Einschnitt ahnen. Zur Rechten, jenseits der Berge, ist eine dritte, kleinere Bucht. So also liegt Neu-Deutschland in China, und mit seinen Buchten und Höhen erscheint es als ein freundliches, ein heimathliches Stück Erde.

Die Aecker der Chinesen sind terrassenförmig angelegt und durchziehen die Seiten der Berge mit langen, geradlinigen Strichen. Die ersten Gebäude, welche sichtbar werden, sind die weißen Baracken des Lazareths, die auf einem Hügel errichtet sind. Nur die Stadt selbst scheint noch verborgen. Aber nein, auch sie liegt offen da, und man braucht bloß genauer hinzusehen, um sie zu entdecken. Der Blick, der vom Fuß des Gebirges nach oben streift, bleibt an ein paar Bäumen haften. Unterhalb der Bäume schimmert es grau. Der graue Schimmer ist Tsintau. Ueber die grauen Dächer der chinesischen Häuser ragt das schwärzliche Dach eines Tempels hinaus. So grau sind alle chinesischen Städte. Manchmal hängt nur etwas Flitter darüber, aber das Grau ist immer der Grundton, und zumeist fehlt selbst der Flitter. Das ist auch eine der großen Enttäuschungen, die man erfährt, wenn man von Europa kommt, wo man sich China als ein buntes Land vorstellt. Die chinesischen Häuser tragen sämmtlich diesen grauen Kuli-Anstrich, und selbst im Kaiser-Palast ist er zu finden. Vielleicht bevorzugt der Chinese das Grau deshalb, weil es dem Schmutze am nächsten kommt, in dem er sein Dasein verbringt und der ihm ein Bedürfniß zu sein scheint. Wenn man anderseits bedenkt, was diese Städte sind, in denen nichts Großes und nichts Hohes lebt und die als Herbergen dienen für die chinesische Existenz, welche die unpersönlichste, die heerdenhafteste, die glanzloseste aller Existenzen vorstellt, so begreift man, daß sie gar nicht anders sein können, als grau.

Während der Regen fällt, hat das Wasser in der Tsintau-Bucht einen grünen Schein. Das Schiff wirft Anker nicht weit von der „Arcona-Insel", die sich als grasbewachsener Hügel aus der Fluth erhebt. Es kann nicht nahe an's Ufer heran, weil dort das Wasser zu seicht wird. Darum nützt auch die eiserne Landungsbrücke nicht viel, die in die Bucht hinausgeht. Diese Brücke haben die Chinesen der deutschen Kolonie vererbt, und gebaut hat sie der bekannte Li-Hung-Tschang zur Zeit, als er Gouverneur im Kiautschou-Gebiet war. In der Bucht dampft eine Steam-Launch herum, auf

deren Verdeck Uniformen sich bewegen. Eine zweite Steam-Launch liegt vor Anker. Zwei oder drei Segel-Dschunken sind von der Ebbe an den Strand gesetzt. Einige chinesische Ruderboote (Sampans) kommen vom Lande herüber. Das ist der ganze Hafenverkehr, und die wenigen Schiffe, welche da sind, rufen erst recht in's Bewußtsein, wie leer die Bucht ist.

Ein von Matrosen gerudertes Boot bringt einen jungen Marinearzt. Er legt die Hand freundlich grüßend an den blauen Rand seiner Mütze. (Es ist doch ein eigenes Gefühl, so mitten in China von einer deutschen Militärmütze empfangen zu werden.) An Bord der „Arenrade" herrscht keine andere Krankheit als die Seekrankheit, und diese ist bekanntlich nicht ansteckend. Wir dürfen also an Land gehen. Das ist leichter gesagt, als gethan. Es handelt sich darum, in einen Sampan zu steigen, und bei dem starken Wellengang liegt dieser bald an der Schiffstreppe und bald weit davon weg. Springen ist ritterlich, aber nicht rathsam. Es ist ebensogut möglich, daß man in's Boot, wie daß man in's Wasser springt; und im letzteren Falle würde das Springen doch seinen Zweck verfehlen. Das Sicherste ist, auf allen Vieren in's Boot zu kriechen. Auch so kann es passiren, daß man mit dem Kopf nach unten ankommt; doch die Bootsleute bringen Einen dann schon in die naturgemäße Stellung und setzen alle Gliedmaßen an den rechten Platz, ohne daß irgendwelche Verwechselung eintritt.

Die Bootsleute sind zwei Chinesen mit gebräunten Gesichtern. Es gibt nämlich gelbe Chinesen und braune Chinesen, und manchmal haben sie die tiefe Bronzefarbe der Araber. Die Wasser-Chinesen, das heißt diejenigen, die an den Küsten wohnen und an oder auf dem Wasser leben, sind vielfach dunkel gefärbt; so hat denn auch das deutsche Reich in Kiautschou nicht wenig braune Unterthanen bekommen. Die beiden Bootsleute führen gemeinsam das Ruder, das hinten zum Sampan heraushängt und von einer Seite zur andern bewegt wird. Man möchte sagen, daß sie das Ruder durchs Wasser *reiben*. Der Eine stößt jedesmal, wenn er die Stange anzieht, mit einem zischenden Laut die Luft durch die Zähne. Als Vorbild hat hier offenbar der Dampfer gedient, der zeigt, wie förderlich es in der Schifffahrt ist, in regelmäßigen Zwischenräumen zu pusten.

Die Entfernung bis zum Gestade beträgt fast noch eine halbe Stunde, und das Boot tanzt gehörig auf den Wellen. Schließlich ist der Strand erreicht, aber das Wasser geht noch ein Theil weiter. Ein Bootsmann krempt sich die Hosen auf bis über das Knie, steigt aus dem Kahn und bietet seine Schultern dar. So wird man Huckepack an's Land getragen. Man schlingt die Arme zärtlich um den Hals des Chinesen, und da man sich mit der Nase unmittelbar über seinem Kopfe befindet, hat man Gelegenheit, zu konstatiren, daß er Knoblauch als Haar-Pomade verwendet. Schwierig ist bei der Sache nur die Frage, was man mit seinen Beinen anfangen soll. Läßt man sie herunterhängen, so schleppen sie im Wasser nach. Das Beste ist, sie dem Chinesen in die Hand zu geben, in jede Hand eines, und ihn zu bitten, er möge sie Einem einstweilen aufbewahren.

Das ist die Ankunft in Kiautschou. Das heißt, man kommt gar nicht in Kiautschou an. Kiautschou ist ein unbedeutendes Städtchen, zwei Tagereisen von Tsintau, dem Hauptort der deutschen Niederlassung, entfernt. Die kleine deutsche Besatzung, welche Anfangs auch dorthin gelegt worden war, wurde bald danach zurückgenommen, als sich das Gerücht verbreitete, daß ein Heer von zehntausend Chinesen im Anmarsch auf Kiautschou begriffen sei. Es könnte also fraglich sein, ob Kiautschou heut noch zum deutschen Gebiet gehört. Jedenfalls darf es keinen Anspruch darauf erheben, diesem Gebiet den Namen zu geben, in dem es vielleicht gar nicht liegt und für das es sicherlich nicht die mindeste Bedeutung hat. Da die Deutschen sich in Tsintau niedergelassen haben, hätten sie ein Recht, auch das Gebiet von Kiautschou nach Tsintau zu benennen. Daß die Deutschen aber dem Tsintau, in dem sie wohnen, den Namen von Kiautschou geben, in dem sie nicht wohnen, erscheint einigermaßen verkehrt. Was die Aussprache des Namens unserer Kolonie anlangt, so hört man am Häufigsten die Form „Kiautsch a u". So ist das Wort ja auch zu Anfang in Deutschland geschrieben worden. Weil es jedoch gar zu einfach wäre, ein Wort so zu sprechen, wie es Einem am Natürlichsten über die Zunge geht, und es so zu schreiben, wie man es spricht, hat die hohe Behörde die Sprech- und Schreib-Art „Kiautsch o u" angeordnet. An Ort und Stelle hört man die Aussprache „Kiautsch o u" von fast Niemandem, außer von den deutschen Beamten. Die Chinesen sagen „Kiautsch a u"

oder (mit Betonung der vorletzten Silbe) „Kiautschau" oder „Kautschau" oder auch „Tschautschau". Daß sie in die letztere Ablautung ganz von selbst hineingerathen sind, wird Niemanden wundern, der weiß, daß Tschau-tschau im Chinesischen das Essen bedeutet.

Man kommt an's Land beim „Strand-Hotel". Eine Düne ist zu überklettern und ein kleiner Platz zu durchschreiten. An Regentagen ist das Unternehmen kein leichtes, weil da der Boden des Platzes weggeschwommen ist. Es gibt den Verkehrsverhältnissen eine gewisse Unsicherheit, wenn heute ein See ist, wo gestern ein Platz war. Aber über solche Kleinigkeiten darf man sich in Tsintau nicht aufhalten.

Sobald es regnet, strömt auf allen Seiten das Wasser von den Bergen, wo keine Bäume sind, die es aufhalten könnten; und da überall lockeres Erdreich ist, setzt sich nun so ungefähr die ganze Gegend in Bewegung und nimmt eine andere Gestalt an. Schluchten thun sich auf, kleine und große, und die Wege, die sonst nur die Mittel zum Wandern sind, bekommen selbst Lust zum Wandern und gehen mit dem Wasser von dannen, um sich das Land etwas weiter unten anzusehen. Vor einiger Zeit begann ein sehr kluger Mann eine Karte von Tsintau und Umgebung aufzunehmen. Er fand ein Menge Straßen vor, trug sie sorgfältig auf seiner Zeichnung ein und freute sich, daß das Land bereits so viele öffentliche Anlagen besaß. Der Regen kam, und es stellte sich heraus, daß alle die Straßen Flüsse waren. In einer dunklen Regennacht stieg ich, nach einem im Strandlager fröhlich verbrachten Abend, in der Richtung von Tsintau die Berge hinunter, fest entschlossen, nicht in die Ravine beim Lazareth hineinzufallen, vor der man mich nachdrücklich gewarnt hatte. Es dauerte nicht lange, so lag ich tief unten in einer Grube. Bei diesem Vorfall war doch auch etwas, das beruhigend wirkte. Wenn man nämlich bereits in der Ravine beim Lazareth liegt, so ist man ganz sicher, in Zukunft nicht mehr hineinzufallen. Ueberraschend war nur, daß ich, nachdem ich mich aufgerafft hatte und weiter gegangen war, wenige Minuten später abermals in einer Grube lag. Bei näherer Besichtigung stellte sich heraus, daß erst diese zweite Grube die Ravine beim Lazareth war. Die erste Ravine hatte der Regen in der Nacht ganz neu gebildet, mir zu Ehren und zu meinem Privatgebrauch. Wenn

schon der Boden sich bei schlechtem Wetter so wenig fest erweist, kann man sich denken, was gar erst mit den Häusern geschieht. Es vergeht kein rechter Regentag, ohne daß mindestens eine von den chinesischen Lehmbuden zusammenbricht, aus denen Tsintau, die herrliche Stadt, besteht. Man kommt Abends in's Wirthshaus.

„Entschuldigen Sie," sagt der Wirth, „ich kann Ihnen nichts zu essen geben, mir ist mein Haus eingefallen."

Daraus erhellt, daß, wenn man in Tsintau zum Biere gehen will, es sich empfiehlt, ein Haus mitzubringen.

In den Pfützen auf dem Platze vor dem Strand-Hotel patschen einige magere Ochsen herum, und von der Düne herunter blöken ein Paar Schafe. Das Vieh gehört der chinesischen Firma „Cheap Jack", die der Garnison in Tsintau das Fleisch liefert. Das Strand-Hotel ist das erste Haus im Dorfe — nein, in der Stadt, obwohl Dorf eigentlich richtiger wäre. Das Strand-Hotel ist ein chinesisches Haus, und es sei hier gleich ein für alle Mal gesagt, daß es in Tsintau lediglich chinesische Häuser gibt. Alle diese Häuser haben nur ein Erdgeschoß; kein einziges besitzt ein oberes Stockwerk; und eben darum erinnern sie mit ihren braunen Schindeldächern, auf denen oft graues Moos wächst, an ein ärmliches Dorf in der deutschen Heimath.

Das Strand-Hotel muß früher eine Mandarinen-Wohnung gewesen sein oder noch etwas Vornehmeres. Die beiden chinesischen Flaggen-Masten vor der Haus-Front, deren jeder oben den unvermeidlichen, an einen Mastkorb erinnernden Ansatz trägt, geben Kunde von seiner ehemaligen offiziellen Bedeutung. Die schwarz-weiß-rothe deutsche Fahne ist aber auf einen eigenen Bambusstock gehißt, welcher oberhalb der freistehenden kleinen Mauer befestigt ist, die nach chinesischer Bausitte vor dem Eingang in den Hof sich erhebt, um das Innere des Hauses den Blicken der Vorübergehenden zu verschließen. Der Bambusstock steht freilich etwas schief, doch man kann auch nicht verlangen, daß ein chinesischer Bambus gleich weiß, wie er sich als deutscher Flaggenmast zu benehmen hat. Der Wirth war vordem Oekonom im deutschen Klub zu Kobe; es darf darum nicht Wunder nehmen, daß die Frau Wirthin eine Japanerin ist. Sie trägt europäische Kleidung, und wenn man „Bier" zu ihr sagt, so bringt sie eine Flasche. Die Zimmer liegen um den Hof

herum. Sie haben zumeist keine Fenster, hingegen besitzt jedes eine Thür. Dem Gaste, der Aussicht wünscht, steht es frei, zur Thür hinauszusehen; dadurch wird die Rechnung nicht theurer. Die Räume sind gerade groß genug, daß ein Bett darin stehen kann, obwohl es immer noch wunderbar bleibt, wie man fertig gebracht hat, es hineinzuschaffen. Ueberall riecht es nach Schimmel und Fäulniß, und sobald man in eines der „Zimmer" eintritt, geht eine Wolke von Fliegen in die Höhe.

Es gibt gegenwärtig zum Mindesten eine Million Fliegen in Tsintau. Die Zahl ist wahrscheinlich zu niedrig gegriffen, aber eine offizielle Statistik liegt noch nicht vor. Man könnte sagen, daß die Fliegen zur Zeit das Haupt-Produkt unserer Kolonie sind, und es ist nur zu bedauern, daß sie sich in gar keiner Weise für den Export verwenden lassen. Die europäische Fliege hat im Umgang mit den Menschen doch allmählich eine gewisse Reserve angenommen. Die chinesische Fliege kennt keine Scham. Den ganzen Tag über ist man in Tsintau von Fliegen umgeben. Am Abend ziehen die Mosquitos als Ablösung auf, und die Fliegen begeben sich zur Ruh, zufrieden mit dem vollbrachten Tagewerk. Sobald am Morgen die Mosquitos, vollgesogen mit Blut, sich zum Schlummer neigen, treten wieder die Fliegen den Dienst an. Fliegen und Mosquitos haben sich nämlich unter einander so arrangirt, daß jene den Menschen bei Tage zur Verzweiflung bringen, diese bei Nacht.

Wenn man arbeitet, kommen hunderte von Fliegen zum Fenster herein, kriechen auf dem Papier herum, als wollten sie sehen, was man geschrieben hat, setzen sich auf den Federhalter, selbst wenn er über das Papier geht, und finden, daß dies ein sehr angenehmes Verkehrsmittel ist. Sie schwirren Einem um den Kopf, und dann steigen sie Einem wieder auf die Nase und betrachten sich von dort aus die Landschaft. Es gibt unternehmende Fliegen, die dunkle Wege nicht scheuen und Einem in den Rockärmel spazieren; und es gibt unberechenbare Fliegen, die Einem lange um's rechte Ohr summen, aber dann doch in das linke hineinkriechen. Beim Essen sitzen sie selbstverständlich auf allen Gerichten; auch haben sie eine besondere Kunst, sich auf den Löffel hinaufzuschwingen, unmittelbar bevor man ihn in den Mund steckt. So wird man gezwungen, sie auch innerlich anzuwenden, und ihr

Geschmack läßt zu wünschen übrig. Wenn man sie fortscheucht, kommen sie augenblicklich wieder. In schwarzen Massen füllen sie die Fliegen-Flasche; aber diese Fliegen von Tsintau haben die Eigenthümlichkeit, daß sie nicht weniger werden, wenn man sie tödtet, sondern eher mehr. Um sich gegen die Fliegen-Plage zu schützen, hat der Gouverneur seinen Arbeitstisch mit einem Zelt aus Mosquito-Netzen umgeben lassen oder vielmehr mit einem Mosquito-Haus, wie man hier draußen sagt. Wenn man zu ihm kommt, sitzt er unter der weißen Gaze wie unter seltsamen Nebelschleiern und scheint weniger ein Gouverneur als der Geist eines Gouverneurs zu sein. (Don Juan-Stimmung: „Herr Gouverneur zu Pferde 2c.")

In Deutschland, wo es einst einen berühmten Rattenfänger gegeben hat, ist inzwischen vielleicht auch ein Fliegenfänger erwachsen. Wenn ein solcher Mann existirt, so mache er sich auf den Weg nach unserer chinesischen Kolonie; und falls es ihm gelingt, dort alle Fliegen wegzufangen, so wird das eine wundersame Leistung sein, und die Sage, die den Rattenfänger von Hameln gefeiert hat, wird sicherlich auch den Fliegenfänger von Tsintau nicht vergessen.

Soweit es die Verhältnisse erlauben, ist das „Strand-Hotel" gut geleitet, und darum sind fast stets alle seine Zimmer vergeben. Man muß also in's „Hotel Aegir" gehen, das als Hotel zweiten Ranges gilt. Auch hier ist ein tüchtiger Wirth, aber die Verhältnisse erlauben eine gute Leitung noch weniger, wie im Strand-Hotel. Von diesem führt die Markt-Straße aufwärts, die den ganzen Ort in länglicher Richtung durchschneidet und die Hauptstraße und „große Verkehrsader" von Tsintau bildet. In ihrer Mitte etwa liegt das „Hotel Aegir", gleichfalls durch eine schwarz-weiß-rothe Fahne kenntlich.

Von der Straße aus tritt man gleich in das Gastzimmer. Ein Einjährig-Freiwilliger vom See-Bataillon sitzt dort am Piano und spielt, von einem Fliegen-Schwarm umkreist, die „Marseillaise". Es kann übrigens auch der „Sang an Aegir" sein, dem das Hotel seinen Namen entnommen hat; die beiden Melodien sind nicht leicht auseinander zu halten. Nachdem man einen langen Hof durchschritten hat, gelangt man in sein Zimmer. Es gleicht denen im „Strand-Hotel", nur sind die Wände noch etwas schmutziger, und die grünen Schimmel-Landkarten darauf sind noch etwas größer.

„Wollen Sie, daß ich Ihnen in der Wand hinten ein Doppelfenster ausbrechen lasse?" fragt der Wirth.

In Europa gibt es zwar auch liebenswürdige Wirthe, aber ein Hotelier, der in seiner Zuvorkommenheit so weit geht, dem Gaste das Ausbrechen eines Doppelfensters anzubieten, dürfte sich doch wohl nur in Tsintau finden.

Im Hofe vor dem Zimmer werden den ganzen Tag Hühner geschlachtet. Die chinesischen Boys gehen dabei mit viel Behagen zu Werke und finden es höchst komisch, daß die Thiere gar so sehr zappeln, wenn sie unter's Messer kommen. Den größten Heiterkeits-Erfolg hat ein Hahn, dem es gelingt, seinen Henkern zu entschlüpfen, und der mit halb abgeschnittenem Kopfe auf dem Hofe herumstolzirt. Am Abend beim Essen erklärt sich das große Massacre. Die mageren Hühner sind in China immer das billigste Fleischgericht, und das Menu besteht aus gebratenem Huhn ohne Sauce, aus gebratenem Huhn mit Sauce, aus Huhn mit Reis und aus Reis mit Huhn. Dieses Dinner wird im Hofe eingenommen unter einer Art von offenem Schuppen. Auch einige Einjährige kommen zur Tafel und erzählen Geschichten von strengen Lieutenants und hartherzigen Feldwebeln. Auf der Mauer sitzt der Affe des „Aegir-Hotels" und fletscht die Zähne. Er ist sehr befreundet mit einem anderen Affen, der in der Nachbarschaft gehalten wird, und die beiden gehen gemeinschaftlich auf Abenteuer aus. Eines Abends hatten sie sich bei einem Ausfluge etwas verspätet und fanden ihre Häuser bereits geschlossen. Unter diesen Umständen erschien es ihnen angebracht, in einer Straßen-Laterne ihr Nachtquartier aufzuschlagen. Sie erstiegen den Pfahl, öffneten die Glasscheibe der Laterne, warfen die Lampe auf die Straße herunter und setzten sich an Stelle der Lampe in die Laterne hinein. Geleuchtet aber haben sie nicht.

Aus dieser Begebenheit geht namentlich hervor, daß es in Tsintau bereits Straßen-Laternen gibt. Deutsche Laternen-Köpfe sind auf chinesische Pfähle gespickt. Viele sind es zwar nicht, und hell brennen sie auch nicht. Aber sie stehen für's Erste auch wohl weniger wegen der Erleuchtung, als vielmehr wegen der moralischen Wirkung da, insofern als die Laterne immer das Symbol eines geordneten Staatswesens ist. „Il n' y a que les fripons qui craignent les lanternes," sagt Camille Desmoulins.

Wenn man Nachts im „Aegir-Hotel" in seinem Zimmer liegt, so kriechen aus allen Ecken die Fäulniß-Dünste heraus, und es wird ein teuflischer Gestank. Im „Strand-Hotel" soll es nicht viel besser sein. Immerhin beruht in Tsintau die Unterscheidung zwischen einem Hotel ersten und einem Hotel zweiten Ranges wahrscheinlich darauf, daß es in dem ersten etwas weniger stinkt und in dem zweiten etwas mehr. Dabei würden beide Wirthe gewiß gern ihre chinesischen Höhlen aufgeben und anständige Hotels bauen. Aber man müßte erst wissen, ob die Regierung das erlaubt, und die Regierung ist doch wirklich nicht dazu da, Alles zu erlauben, was die Unterthanen für gut halten. . . .

---

2. Tsintau.

(Bei der Hoch-Finanz. — Der „Frosch". — Das Bankgebäude. — Das Gericht. — Preußisches Heimathsgefühl. — Der Namen des Gouverneurs. — Die Heidenmauer. — Das Promenaden-Konzert. — Fräulein Lizzy und Fräulein Irma. — Die deutsche Post in China. — Chinesen als Schutzmänner. — Die Kaufläden. — Schuster Pille und Schneider Müller. — Tempel im Dienst und außer Dienst. — Eine Militärstadt. — Die Offiziersmesse. — Dolmetscherschule. — Die chinesische Nachtigall. — An der Klara-Bucht. — Ein bayerisches Wirthspaar. — Kneiperei im Tempelhof. — Eine Naturerscheinung.)

Seit einigen Tagen lebe ich in Freude und Herrlichkeit. Die Deutsch-Asiatische Bank hat mich bei sich aufgenommen, ich gehöre zur Hoch-Finanz von Tsintau und wohne im elegantesten Viertel, Ecke Bank-Straße und Parole-Platz. Herr Homann, der liebenswürdige Vertreter der Bank, der die „Frankfurter Zeitung" liest, hat sich der Leiden ihres Berichterstatters erbarmt und ihm einen Winkel in seinem Hause als Unterschlupf zurecht gemacht. Auch habe ich Verfügung über die Keller des Hauses, nur nicht über denjenigen, in dem die Silber-Dollars lagern. Das ist schade, aber das Bewußtsein allein, mit so vielen hunderttausend Dollars unter einem Dache zu logiren, ist schon ein Vergnügen.

Die Regierung hat der Bank eines der besten Häuser vermiethet, und an der Außenseite ist das kleine schwarz-weiß-rothe Schild befestigt, welches anzeigt, daß das Haus Staats-Eigenthum ist. Nachdem es so gründlich als möglich umgebaut und insbesondere durch einen

Fußboden aus doppelten und dreifachen Balken- und Cement-Lagen vom feuchten Erdreich abgesondert worden ist, läßt sich jetzt einigermaßen darin existiren, bis der „Bank-Palast" gebaut sein wird, der an der Tsintau-Bucht stehen soll. Freilich wächst der Schimmel überall und bedeckt selbst die Kleider in den Schränken. Wenn es regnet, sind im Empfangs-Salon Waschkübel und Badewannen aufgereiht, um das Wasser aufzufangen, welches durch das Dach kommt. In einer Bank darf nichts verloren gehen.

Die feuchten Wohnungen rufen in Tsintau ein Leiden hervor, an dem gegenwärtig alle Welt erkrankt ist. Es kommt in der Weise zur Erscheinung, daß — ja, wie soll man das nur ausdrücken? — daß also beispielsweise Jemand, der ruhig am Tische sitzt, plötzlich aufspringt und hinausläuft, um sich anderswohin zu setzen, als an einen Tisch. Die Offiziere nennen dieses Leiden den „Frosch", offenbar mit Rücksicht auf seinen feuchten Ursprung. Wenn zur Zeit in Tsintau sich irgendwo eine Gesellschaft zusammenfindet, erhebt sich bald der Eine und bald der Andere, sagt entschuldigend: „Mein Frosch quakt" und verschwindet auf kurze Zeit. Jeder begreift, umsomehr als fast Jeder einen eigenen Frosch hat, der bereits gequakt hat oder demnächst quaken wird. Einige behandeln ihren Frosch mit Cognac, wenngleich es zweifelhaft erscheint, ob das Ertränken die richtige Todesart für einen Frosch ist. Andere meinen, das beste sei, ihn mit Verachtung zu strafen.

Als der Regen durch's Dach fiel, hat der Frosch nun auch in der Bank zu quaken begonnen. Sonst aber ist sie sicherlich der gesündeste Wohnplatz in der Stadt, und es ist staunenswerth, mit welchem Geschick der einzige Banquier von Tsintau, der allerdings ein erfahrener China-Mann ist, es verstanden hat, eines dieser verrotteten chinesischen Häuser so einzurichten, daß es wirklich ungefähr einer Bank gleichsieht und einen Anstrich von Behäbigkeit, sogar von Eleganz zeigt. Am Eingang steht der wohlstylisirte chinesische Thorwart, der den chinesischen Amtshut mit rothem Busch trägt. Vorn zur Rechten hat der Comprador sein Büreau; die chinesischen Commis klimpern darin mit Geldstücken und hantiren mit ihren Rechenmaschinen. Im ersten Hofe steckt das Pony seinen Kopf zum Fenster heraus. In Ostasien hält sich möglichst Jeder sein Reitthier, und die jungen Kaufleute sitzen zumeist ebenso gut zu Pferde wie auf ihrem Bureaustuhl.

Im zweiten Hofe hat man „Lump", den Bank-Hund, zu passiren — einen Teckel von durchaus ehrenwerther Gesinnung, der seinen Namen sehr zu Unrecht führt. Es ist rathsam, sich gut mit ihm zu stellen, denn er ist im Hause eine einflußreiche Persönlichkeit. Hinten liegt das Comptoir, das auch Empfangs-Salon ist, wenn Jemand zu Besuch kommt, und Eß-Zimmer, wenn die Tafelstunde schlägt. Ueber dem Speisetisch hängt eine elektrische Glocke, bei welcher der Strom hergestellt wird durch den Kontakt zweier chinesischer Münzen. Sogar geläutet wird hier mit Geld, und selbst in den Klingelzügen kommt der finanzielle Charakter des Ganzen zum Ausdruck.

Abends wird der Thorwart draußen vom Nachtwächter abgelöst. Die Chinesen haben sich in Tsintau bereits vielfach den preußisch-militärischen Salut angeeignet: wenn sie grüßen wollen, so legen sie die Hand an das glatt rasirte Haupt. Der Nachtwächter der Bank hat die Geste mißverstanden; er führt zwar auch die Hand zum Haupte, setzt sie aber nicht hoch genug an, und wenn am Abend die Gäste das Haus verlassen, so sehen sie zu ihrem Erstaunen, daß der Nachtwächter voll Unterthänigkeit dasteht und ihnen eine Nase zieht.

Die Bank gehört zum amtlichen Stadttheile. In fast allen Häusern der Nachbarschaft werden offizielle Funktionen ausgeübt. Da liegt beispielsweise ein Brett über einer Koth-Pfütze. Dieses Brett ist die Seufzer-Brücke von Tsintau, denn es führt zum Gerichte. Freilich, selbst wenn man weiß, daß das Gericht irgendwo dort herum seinen Sitz hat, so ist es noch immer nicht leicht, es auch zu finden. Durch einen Thor-Eingang gelangt man in einen Hof. Auf dem Hofe sind viele kleine Thüren, und jede Thür führt in eine kleine Stube. In der ersten sitzt ein Kanonier und schreibt Rechnungen aus. Die Gerechtigkeit fällt nicht in's Gebiet der Artillerie, und es wird wohl einige Thüren weiter sein. Man klopft links an und wird nach rechts geschickt, man fragt rechts und wird nach links verwiesen. Endlich wird hinter einem Fenster der Kopf des kaiserlichen Richters sichtbar. Der Raum ist der kleinste von allen. Bücher stehen an den Wänden, man wird an die Dachstube eines armen Studenten erinnert. Das ist der Gerichtssaal. Ein Chinese kniet auf der Erde und scheint den Schreibtisch anzubeten. Verdient ein Schreibtisch göttliche Verehrung, selbst wenn er aus Mahagoni ist? Es handelt

sich aber nicht um das Mahagoni-Möbel, vielmehr ist eine Gerichtssitzung im Gange. Wenn der Chinese vor dem chinesischen Richter erscheint, so muß er knien. Der deutsche Richter verlangt, daß der Chinese ihm keinen minderen Respekt bezeige, wie seinem Mandarin. Richter in Tsintau ist Dr. Gelpcke, ein junger Rechtsgelehrter von gewinnendem Wesen und weltmännischen Manieren.

An der einen Seite der Bank-Straße läuft der Mauerzaun entlang, welcher den Yamen umgibt, in dem der Gouverneur residirt. Nachts steht dort ein Wachtposten, und zu später Stunde, wenn keine Spur von Leben mehr in Tsintau zu finden ist, schreitet dort der Soldat, mit dem Gewehr über der Schulter, langsam durch die einsame Straße, kommt vorn aus dem Dunkel der Bäume hervor, geht an der einzigen Laterne vorüber und verschwindet hinten wieder im Dunkel.

Der Mauerzaun biegt um die Ecke und läuft an dem freien Platze entlang, welcher „Parole-Platz" heißt. Dort wird tagsüber fleißig geschafft. Kulis gehen in langer Reihe hin und her und schleppen Ziegelsteine, Andere schaufeln in der Erde herum, Andere führen Sand auf ihren chinesischen Karren. Ein Karren fährt hinter dem andern, jedes Rad dreht sich unter fortwährendem Stöhnen und Kreischen. Bei allen Kuli-Abtheilungen steht als Aufseher ein deutscher Soldat, mit einem Bambus-Stöckchen in der Hand. Der Soldat gibt seine Befehle in deutscher Sprache, die Kulis antworten „Ja, ja!", verstehen aber keine Silbe, und es herrscht das beste Einvernehmen. Auf dem „Parole-Platz" ist das Thor, das in's Yamen-Lager führt. Freilich ist es nicht ein Thor für Jedermann. Ein Anschlag besagt: „Civilpersonen, welche das Lager betreten, haben sich auf der Wachtstube zu melden". Da steht man nun mitten in China und fühlt sich als Civilperson, die sich auf der Wachstube zu melden hat, und es wird Einem ganz heimathlich preußisch zu Muthe. Vor der Wachtstube sitzen die Soldaten auf der Bank, ganz so wie sie in Frankfurt vor der Hauptwache sitzen, nur daß die Hauptwache in Tsintau Yamen-Wache heißt, mit Rücksicht auf die Lokalfarbe.

Der Mauerzaun biegt abermals um die Ecke, und der Platz, an dem er jetzt entlang läuft, wird „Yamen-Platz" genannt. Die Straßen-Tafel setzt an Stelle des undeutschen Y das

deutsche J und besagt „Jamen-Platz." So wird China unmerklich, aber sicher germanisirt. Hier steht der Yamen des Gouverneurs. Viele Soldatenhände haben fleißig gearbeitet, um das Alles in Stand zu setzen, auch sind überall die Farben aufgefrischt worden, über die sich der chinesische Schmutz gelagert hatte, und jetzt zeigt der Platz ein freundliches und buntes Bild.

Der große Yamen in Tsintau ist sicherlich einer der hübschesten in China. Das Eingangs-Thor mit seinem Schnitzwerk-Rahmen und seinen grünen Thürflügeln nimmt sich recht malerisch aus. Zu beiden Seiten der Pforte hat ein chinesischer Künstler je ein Wandgemälde angebracht. Man hat ihm seine Sujets nicht vorgeschrieben, und er hat seine Phantasie daher frei walten lassen können. Das Bild zur Rechten ist Grau in Grau gehalten. Der graue Kopf eines Ungeheuers, welches, genau besehen, eigentlich ein Pudel ist, welches aber weiße Hörner trägt, um sein Incognito als Ungeheuer zu wahren, speit etwas Graues aus, das einem Kometen-Schweif gleicht. Wie verlautet, soll diese Darstellung das Ungewitter bedeuten. Nachdem der Maler bei dem Bilde zur Rechten seine ganze graue Farbe verbraucht hatte, blieb ihm für das Bild zur Linken offenbar nur mehr ein Topf mit Gelb übrig; und da es kaum etwas auf der Welt gibt, das so gelb ist, wie ein Tiger, so malte er links einen Tiger hin, — einen ganz großen, mit schwarzen Augen, in deren Ausdruck jede Spur von Wohlwollen fehlt. Vielleicht hat übrigens der chinesische Künstler in seine Werke, mit denen er die Residenz des deutschen Gouverneurs ausschmückte, einen allegorischen Sinn legen wollen. Der Tiger kann zur Noth auch Macht und Stärke bedeuten. Unerklärlich aber bleibt das Ungewitter-Bild, denn es ist durchaus nicht zu ermessen, was ein Gouverneur mit dem schlechten Wetter zu thun hat. Zur Linken steht das schwarz-weiß-rothe deutsche Schilderhaus und hält friedliche Nachbarschaft mit dem chinesischen Tiger.

Der ganze Platz ist mit gelbem Sand bestreut, und man hat die Prachtliebe sogar so weit getrieben, daß man vor den Yamen ein Trottoir, ein wirkliches steinernes Trottoir, gelegt hat. In ganz Schantung gibt es nichts dergleichen. Ferner sind chinesische Kanonen als Dekorations-Stücke verwendet. Auf der dem Yamen-Thor gegenüber liegenden Seite des Platzes erhebt sich die be-

malte Mauer, die auf so vielen Abbildungen aus Tsintau figurirt. Diese Malerei ist erst gar allegorisch, und man braucht sie gewiß nur zu verstehen, um eine Fülle chinesischer Weisheit darin zu finden. Die Haupt-Person des Gemäldes ist natürlich der Drache. Wie könnte jemals chinesische Weisheit sich ausdrücken, ohne sich eines Drachen zu bedienen? Der Drache also nimmt fast die ganze Breite der Mauer ein. Er hat einen grünen Rücken, einen blau geschuppten Unterleib und Hufe an den Füßen. So schlängelt er sich dahin und schielt nach der linken Ecke hinauf. Der Gegenstand, der dort seine Aufmerksamkeit fesselt, ist eine rothe Scheibe. Man könnte in dieser Scheibe eine glatt gedrückte Billardkugel erkennen oder einen gepreßten Holländer Käse, aber im vorliegenden Fall ist es die Sonne. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß der Drache mit der Absicht umgeht, die Sonne zu verschlingen. Man erkennt daraus, welchen Schaden ein Drache anrichten kann, der lange nichts gegessen hat. Niemand auf dem Bilde macht Miene, das Unthier an der Ausführung seines gemeingefährlichen Vorhabens zu verhindern. Auf der rechten Seite ist ein Baum zu sehen. In seinen Zweigen klettert ein Affe und sucht eine Frucht zu erhaschen, welche die Form einer gelben Reisetasche hat. Ein anderer Affe sitzt unten, mit dem Rücken zum Baum, und sieht den Spielen des Genossen zu. Um ihm das Zusehen zu erleichtern, hat ihm der Maler gleich den Kopf verkehrt aufgesetzt, mit dem Gesicht nach hinten. Als Zubehör zu diesen Vorgängen befindet sich ferner auf dem Gemälde eine grüne Blumenvase, in der Hellebarden stecken, sowie ein Gegenstand, der einem von einem Pfeil durchbohrten Herzen gleicht, aber sicherlich etwas ganz Anderes sein soll. Jeder, der begriffen hat, warum bei einem Drachen, der die Sonne verschlingen will, eine grüne Blumenvase mit Hellebarden stehen muß, wird sich ohne Schwierigkeiten auch über den Sinn des ganzen Bildes klar werden.

„Heidenmauer" heißt die Mauer auf den jüngsten Ansichts-Postkarten. Der Name ist schlecht gewählt, aber er wird ihr wohl bleiben. Denn die Ansichts-Postkarten sind heutzutage die Weltgeschichte. Aus der Mitte der Mauer ragt ein Schiffsmast mit Takelwerk heraus, und auf seiner Spitze weht die deutsche Amts-Flagge, die den schwarzen Adler in ihren schwarz-weiß-rothen

Streifen trägt. Auf der Rückseite ist an die Mauer ein Gerüst angebaut. So kommt es, daß oben an ihrem Rande vor einem weißen Schilderhause ein Matrose Posten steht. Bald hinter der Mauer steigt das Gebirge an, und vom Yamen-Platz blickt man ringsum auf die grünen Berge. Da jedoch in einer Kolonie die Landschaft nicht zum Ansehen da ist, sondern auch Nutzen bringen soll, so sind am Yamen-Platz dort, wo der zumeist ausgetrocknete Creek vorbeigeht, einige Gemüsebeete angelegt. Aber auch das Gemüse, das da wächst, ist kein einfaches Civil-Gemüse, vielmehr steckt ein Pfahl in der Erde, an dem eine Tafel befestigt ist mit der Aufschrift: „Eigenthum der I. Kompagnie".

Am Sonntag Morgen spielt auf dem Yamen-Platz die Kapelle des See-Bataillons. Die Musiker stellen sich im Kreise vor der Drachen-Mauer auf, die eine vortreffliche Schall-Wand bildet. Das gibt einen vollen und frischen Klang. Deutsche Märsche und deutsche Tänze hallen frohgemuth in die chinesischen Berge hinein. Auch eine Ouvertüre steht auf dem Programm, und es ist gar seltsam, wenn da bei dem grünen Drachen eine Mozart'sche Melodie aufspringt und in ihrem zierlichen Rhythmus über den Platz einhergeht.

Ein weiter Kreis von Kulis umgibt die weißen Uniformen des Militär-Orchesters. Einige hocken auf der Erde und rauchen ihre Pfeife mit dem geraden Rohr, Andere stehen aufrecht, Alle aber sind unbeweglich, und ihre Aufmerksamkeit scheint in hohem Maße gefesselt. Nur ist es nicht die Musik, die ihr Interesse erregt. Sie haben sich mehrfach darüber geäußert, und man muß leider konstatiren, daß vor diesen chinesischen Sonntags-Kunstkritikern, welche in der Woche Karren schieben, die deutsche Musik ganz und gar nicht bestanden hat. Die chinesische Musik ist nach ihrer Ansicht viel melodiöser. Ein deutsches Trompeten-Solo finden sie freilich auch ganz angenehm. Was aber das ganze Orchester spielt, mißfällt ihnen entschieden; und sie meinen, daß man sich gar nicht mehr zurecht finden könne, wenn Alle so durcheinander blasen. Darum sind sie bei dem Promenade-Konzert mehr Zuschauer als Zuhörer und beobachten hauptsächlich die Handgriffe der Spielleute.

An einem der Thore des Yamens erscheinen einige Offiziere in frisch gebügelten weißen Anzügen mit vergoldeten Uni-

form-Knöpfen, den weißen Tropenhelm auf dem Haupt, einen Spazierstock in der Hand. Das Kostüm ist kleidsam, und es ist sicher, daß auch in dieser Gestalt der Lieutenant Macht über deutsche Frauen-Herzen haben würde. Aber deutsche Frauen-Herzen sind gerade das, was in Tsintau am Meisten mangelt. Wenn man die vorhandenen zählt, so kommt man kaum auf ein halbes Dutzend, und auch diese sind bereits insgesammt in festen Händen. Eine Sonntags-Morgen-Musik ohne Damen ist jedoch nur ein halber Kunst-Genuß. Der Corso, der sich zu den Klängen des Orchesters entfaltet, besteht lediglich darin, daß Fräulein Lizzy und Fräulein Irma mit ihrer Gouvernante auf und ab gehen. Fräulein Lizzy hat den blondesten Zopf von Tsintau, und was gar Fräulein Irma anlangt, so ist sie nichts Geringeres als die Tochter des Gouverneurs. Fräulein Lizzy dürfte zehn Jahre alt sein und Fräulein Irma desgleichen. Beide junge Damen werden sicherlich eines Tages unserer Kolonie zur Zierde gereichen, nur müssen sie erst noch ein wenig wachsen. Der Toiletten-Bericht muß konstatiren, daß Fräulein Lizzy eine gewisse Eleganz zur Schau trägt, denn jeden Sonntag hat sie ein ganz neues rothes Band in ihren Zopf geflochten.

Wenn man vom Yamen-Platz rechts um die Ecke geht, kommt man auf die Poststraße. Man sieht schon von fern an einem der Häuser in der Mitte der Straße den kleinen blauen Briefkasten. Das ist ein alter Freund aus der Heimath, dieser kleine blaue Briefkasten, und da er hier hängt, kann es doch wirklich gar nicht mehr so weit nach Hause sein! Die Post steht unter der Leitung eines freundlichen Beamten. Ueberhaupt kann man gar nicht lobend genug über die Zuvorkommenheit und Tüchtigkeit der Beamten berichten, die den deutschen Postdienst in China versehen. Namentlich das deutsche Postamt in Shanghai wird ganz musterhaft geleitet und ist sicherlich die beste Postanstalt in Ostasien. Außer den Civil-Funktionären sind in Tsintau auf der Post, wie im Telegraphen- und Telephon-Amt, Soldaten beschäftigt.

Ein großer Moment ist es, wenn die Post ankommt. Die „Apenrade" ist in die Bucht eingelaufen und liegt vor Anker. Ein weißes Boot stößt von ihr ab und arbeitet sich mit seinen Rudern langsam nach dem Strande hin. Ehe es das Ufer erreicht, bleibt es natürlich auf dem Sande sitzen. Die Kulis müssen in's Wasser. Wie

ein Ameisen-Schwarm sind sie um das Boot her. Endlich haben sie alle Lasten unter sich vertheilt. Voran wird der schwere Briefsack getragen, den sechs Kulis schleppen müssen. Dann kommen in langem Zuge die Kulis mit den Packeten. So geht die Post-Karawane feierlichen Schrittes am Ufer entlang.

Auf der Poststraße liegen die Comptoirs und Läden der zwei großen deutschen Firmen von Tsintau. Die eine, Schwarzkopf & Comp., hat ihren Hauptsitz in Hongkong und ist in Tsintau durch einen ihrer Chefs, den trefflichen Herrn Schönemann, vertreten; die andere, Sietas & Plambeck, ist das größte deutsche Haus in Tschifu und hat auch einen ihrer Chefs, Herrn Plambeck, der gleichfalls ein sehr wackerer Mann ist, mit der Leitung ihrer Zweig-Niederlassung in Tsintau betraut. Rechts mündet die Poststraße in die Marktstraße. An der Straßenbiegung steht ein Haus, das bis vor Kurzem noch aussah wie alle anderen. Nur die Eingeweihten wußten, daß es kein gewöhnliches Haus war. Letzthin ist an seiner Außenseite ein weißes Schild angebracht worden. Unter einem schwarzen Adler steht da die Inschrift zu lesen: „Kaiserliche Polizei". Die Bösewichter sehen das Schild mit Bangen und bleiben dem Hause fern.

Der schon erwähnte Dr. Gelpcke ist Richter und Polizeichef zugleich. Der subalterne Sicherheitsdienst wird von einem Sergeanten des See-Bataillons geleitet. Die Schutzleute sind Chinesen. Sie stehen an dieser und jener Ecke, haben einen runden europäischen Strohhut, der immer etwas schief sitzt, auf dem Kopfe und tragen schwarze oder blaue chinesische Anzüge. Ein auf den rechten Aermel genähter schwarz-weiß-rother Tuchfleck ist das Abzeichen ihrer offiziellen Situation, der Rohrstock in der Hand vervollständigt die Amtstracht. Sie sehen sehr würdig aus, aber es scheint leider, daß manch' Einer unter ihnen in seiner obrigkeitlichen Stellung nur ein vortreffliches Mittel sieht, um den landesüblichen „squeeze" zu praktiziren. Schon zwei oder drei sind bei Erpressungsversuchen erwischt worden, die sie an chinesischen Einwohnern von Tsintau verübt haben. Man weiß darum nicht, ob es möglich sein wird, die chinesischen Schutzleute beizubehalten. Unter den Ketten-Gefangenen ist das distinguirteste Mitglied der Gesellschaft solch' ein ehemaliger Schutzmann, dem der „squeeze" schlecht bekommen ist. Chinesen, die sich geringerer Vergehen schuldig

gemacht haben, werden von Amts wegen geprügelt. Bei schwereren Delikten wird Ketten-Strafe verhängt. Die Ketten-Gefangenen müssen arbeiten. In der nächsten Nachbarschaft des Polizei-Gebäudes kann man sie in Thätigkeit sehen. Sie sind im Begriff, ein Haus niederzureißen; die schwere Kette am Fuß scheint sie wenig zu bekümmern. Chinesen wissen sich in jede Schickung zu fügen und verstehen es, auch Ketten mit Gleichmuth zu tragen.

Die Marktstraße ist, wie gesagt, die Hauptstraße von Tsintau. In den elenden chinesischen Häusern sind hier die armseligen chinesischen Läden. Der Patriotismus der Kaufleute hat ersichtlich keine große Mühe gehabt, sich in die deutsche Occupation zu finden. Der chinesische Kaufmann will seine Waaren absetzen, und wenn die Fremden sie gut bezahlen, so sind sie ihm willkommen. Er denkt nicht so unkaufmännisch, daß er Leuten, von denen er Geld verdienen kann, verwehren wollte, China zu erobern. Manche Firmenschilder in der Marktstraße tragen bereits den neuen Verhältnissen Rechnung. Man liest an den Ladenthüren auf weißen Tafeln in großen deutschen Buchstaben Inschriften, die folgendermaßen lauten: „Ah Mu & Comp., Kolonial- und Kurzwaaren-Handlung" oder „Fu zeng chiang, Kurzwaaren-Handlung" oder „Di Ching Chan, Schiffshändler und Großkaufmann en gros, en detail." Dieser letztgenannte Di Ching Chan hat die deutsche Sprache sich schon so angeeignet, daß er bereits Fremdwörter gebraucht. Sogar im Innern kündigt er in deutschen Worten alle die Herrlichkeiten an, die er zu verkaufen hat. Ein Schild besagt: „Gut Roh Seide à Stück 8 Dollars von Tschifu," ein anderes lautet: „Fein Thee für 20 cents ½ Pfund," ein drittes: „Gut Zucker für 16 cents 1 Pfund." Das Wort „gut" ist eines der ersten deutschen Worte gewesen, das die Chinesen übernommen haben. Selbst der Kuli, der auf der Straße in Körben sein unreifes Obst verkauft, weiß schon sehr überzeugend „guti, guti" zu sagen. Nirgends aber gibt es so viel gute Dinge, wie in Di Ching Chan's Laden. Nur begreift man freilich nicht immer, was gemeint ist. Wenn Di Ching Chan beispielsweise annoncirt „Gut Spiegel Eier", so kann das ebensowohl gute Spiegel und gute Eier als gute Spiegel-Eier bedeuten. Im letzteren Falle muß man einen Laden, in dem die Spiegel-Eier fertig verkauft werden, jedenfalls

als bemerkenswerthe Seltenheit anführen. Aber vielleicht besitzt Di Ching Chan auch „gut Hühner," welche die Eier gleich als Spiegel-Eier legen.

Der größte chinesische Laden auf der Marktstraße ist der von „Cheap Jack", eine Filiale der bekannten chinesischen Firma aus Shanghai und Hongkong. Auch diese hat hier ihr deutsches Schild und nennt sich „Cheap Jack & Sohn, Schiffshändler, Großkaufmann". Das Wort „Schiffshändler" ist die wörtliche Uebersetzung des englichen „ship chandler", das hier draußen im Titel so vieler Geschäfte figurirt und den Kaufmann bezeichnet, welcher den im Hafen einlaufenden Schiffen ihren ganzen Bedarf liefert. Wenn „Cheap Jack" sich aber überhaupt schon zur Verdeutschung entschloß, so hätte er in Tsintau auch gleich als „billiger Jakob" auftreten können. Im Verkaufslokale sind Sardinen-Büchsen aufgestapelt, und aus den unteren Fächern stecken Bierflaschen ihre versilberten Köpfe hervor. Der chinesische Prinzipal, in schwarzer Kleidung, sitzt an einem besonderen Tische, raucht seine Pfeife und beherrscht die zahlreichen chinesischen Commis, die unter seinen Augen ihren Eifer entfalten. Nicht in der Marktstraße selbst, jedoch in der Nähe hat sich einer der schmutzigsten chinesischen Läden den Namen „Conditorei" beigelegt. Ein Blick in's Innere lehrt, daß diese Conditorei hauptsächlich Schwefelhölzer verkauft. Einige chinesische Industrielle sind bereits so treue Reichs-Unterthanen geworden, daß sie nicht nur ihre Geschäfte, sondern auch sich selbst in's Deutsche übersetzen. Der chinesische Schuhmacher in der Marktstraße nennt sich kurzweg „Schuster Pille". Und wenn man in einem der „Hotels" von Tsintau wohnt, so sieht man eines Tages einen freundlich lächelnden Chinesen in sein Zimmer treten, der unter vielen Bücklingen seine Dienste anbietet, indem er hinzufügt, er sei der Schneider Müller. Kann man noch an der Stärke des deutschen Einflusses in China zweifeln, da die Chinesen bereits anfangen, Müller zu heißen?

Unten, kurz vor dem „Strand-Hotel", mündet die Marktstraße in den Tempel-Platz. Der Tempel von Tsintau, der dem Platze seinen Namen gibt, ist ein elendes Bauwerk, das morsche Gebälk droht zusammenzubrechen, und die heiligen Räume starren vor Unreinlichkeit. In China geht es auch mit der Religion zu Ende.

Nur ist es nicht der moderne Geist mit seiner wissenschaftlichen Einsicht, der die Götter verdrängt. In China herrscht der alte Geist; aber er ist so stumpf geworden, daß er sich nicht einmal mehr dazu aufschwingen kann, zu glauben. Der geistige Zustand China's ist ein unendliches Sich-Gehen-Lassen. Und das chinesische Volk sagt sich nicht von seinem Glauben los, weil es zweifeln gelernt hat, sondern es läßt aus Gleichgiltigkeit seine Götter im Schmutze verkommen. „Wenn ein Stein sich vom Tempel löst, ist das ganze Gebäude dem Sturze nahe," hat einst Confucius geschrieben. Das waren prophetische Worte; und jetzt, wo sich von allen Tempeln die Steine lösen, hat in China auch das große Stürzen begonnen.

Die chinesischen Tempel, denen keine Heiligkeit mehr anhaftet, werden von den Reisenden mit Vorliebe als Absteig-Quartiere benutzt. Die Priester verbinden gern einen Hotel-Betrieb mit dem Dienst der Götter, umsomehr als die Einkünfte, die sich aus der Beherbergung von Reisenden ziehen lassen, sicherer sind als diejenigen, welche die Liebe zu den Bewohnern des Himmels bringt. Im Tempel von Tsintau haben mehrere Mitglieder der deutschen Kolonie ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Ein Uhrmacher, der aus Frankfurt gekommen ist, hat dort seine Werkstatt eröffnet. Es ist ferner nicht ausgeschlossen, daß der Tempel das Redaktions-Lokal der „Kiautschou-Zeitung" sein wird, deren erste Nummer demnächst erscheinen soll. Sogar einige Pferde sind in dem Hause der Götter eingestellt. Ein guter deutscher Pferdestall ist zwar ein angenehmerer Aufenthalt, als ein chinesischer Tempel, aber in einer Kolonie müssen sich eben auch die Pferde bescheiden mit dem, was sie finden.

Alle diese neuen Einwohner, Menschen und Pferde, hindern die Priester natürlich nicht, ihren frommen Obliegenheiten nachzugehen. Es sind ihrer drei, zwei jüngere Priester und ein ganz alter Oberpriester. Der Oberpriester ist augenscheinlich derjenige, der sich am Längsten nicht gewaschen hat, was sich sehr natürlich daraus erklärt, daß er der Aelteste ist. In der Regel sitzen die Drei unthätig im Hofe herum und lassen sich die Sonne auf die Köpfe scheinen. Dann aber überkommt sie wieder einmal ganz unvermittelt der heilige Eifer, und ohne irgend welchen ersichtlichen Grund beginnen sie

plötzlich mitten in der Nacht auf die eherne Tempelglocke loszuschlagen, daß die deutschen Hausgenossen entsetzt aus ihrem Schlummer auffahren. Das Wohnen in einem Tempel hat eben auch seine kleinen Schattenseiten. Allerdings haben die Priester in weitgehender Toleranz wieder gerade eine Stelle unter der Tempelglocke ihren Logirgästen eingeräumt, welche diese regelmäßig aufsuchen, so oft sie das Bedürfniß fühlen, einige Augenblicke in stiller Zurückgezogenheit zu verbringen. Nur besteht ein schweigendes Uebereinkommen zwischen den Gästen, den Priestern und den Göttern, daß während dieser Augenblicke die Tempelglocke nicht geläutet werden darf.

Die Götter thronen in ihren Kapellen hinten im Hofe. Es ist ein grüner Gott da, der Regen machen kann. Eine blaue Göttin daneben hat, wie aus den erklärenden Pantomimen der Priester hervorgeht, irgend etwas mit dem Essen zu thun und ist von einem Rahmen umgeben, der aus Hosenträger-Enden zusammengesetzt scheint.

Die Garnison ist in den chinesischen Militär-Lagern untergebracht. Solch' ein chinesisches Lager ist eigentlich eine kleine Soldaten-Stadt. Es ist von einem hohen Erdwall umschlossen. Ein stattliches, aus Steinen gemauertes Thor dient als Haupt-Eingang. Hinter dem Thor liegt in der Regel ein weiter freier Platz. Das Lager besteht aus massiven Häusern — so massiv eben ein chinesisches Haus sein kann — welche regelmäßige, geradlinige Straßen bilden. Jeder Offizier hat seinen Yamen, und im größten Yamen, der in der Mitte des Lagers errichtet ist, wohnt der kommandirende General oder Mandarin. Die chinesischen Truppen haben die Lager in und um Tsintau räumen müssen, und die deutsche Besatzung hat sich in ihnen einquartirt. Die chinesischen Soldaten-Häuser sind deutsche Kasernen-Stuben geworden, in den Offiziers-Häusern haben die deutschen Offiziere Unterkunft gefunden, und der Yamen des obersten Mandarins ist in die Messe verwandelt worden, in der die Offiziere ihre gemeinsamen Mahlzeiten abhalten.

Schreckliche Fäulniß-Dünste herrschen in diesen chinesischen Militär-Häusern. Die deutschen Soldaten schieben daher die Stunde des Schlafengehens so lange als möglich hinaus. Abends sitzen sie an Tischen vor den Thüren, und allenthalben ist ein Flüstern und Regen in den dunklen Lager-Straßen. Einige, denen es im Lager

zu dumpf wird, klettern auf den Erdwall hinauf. Von dort sieht man weit hinein in die lichte chinesische Sommer-Nacht, welche ihren Himmel mit den erstaunlich großen goldenen Sternen über dem Meere wölbt, von dem auch ein matter Schein ausgeht. Die Luft ist kühl und reizt dazu, im Freien zu schlafen. Manch' Einer streckt sich auf dem Walle selbst aus, Andere binden ihre Hängematten unten an die Bäume an. Draußen sind freilich die Mosquitos, aber in den Stuben sind sie auch. Von allen chinesischen Landplagen verursachen sie die größte Qual, weil sie den Schlaf rauben. Man kann sie nicht fangen, denn sie sind zu klein. Sie kommen mit ihrem hellen Gesumm, das zu sagen scheint: „Ich werd' Dich schon finnnnn—den." Das Summen bringt die Nerven in Aufruhr, und der Gedanke, ob jetzt nicht bald der Stich kommen wird, vertreibt den Schlummer weit sicherer, als der Stich selbst.

Die Yamen-Hallen, die als Offiziers-Messen dienen, sind gesäubert und gedielt worden. Freilich kann alles Säubern den Schimmel nicht verhindern, immer wieder hervorzubrechen und auf die nackten Wände seine Gemälde zu zeichnen. Man darf sich so eine Yamen-Halle übrigens nicht zu sehr als Halle vorstellen. Zumeist ist sie ein großes Zimmer und manchmal auch ein kleines. Die Einrichtung ist militärisch einfach. Um einen Tisch stehen die Rohrstühle in der Runde. Vielleicht hängen auch noch einige chinesische Papierbilder an der Wand.

Die Yamen-Messe, die sich in Tsintau selbst neben dem Yamen des Gouverneurs befindet, prunkt freilich mit einem großen chinesischen Papierschirm, der von der Decke über der Mitte des Eßtisches sich als Baldachin wölbt und von dem aus an ihrer Schnur die Hängelampe heruntersteigt. Ferner ist dort über jeder Thür eine Tafel befestigt, die eine Inschrift in großen chinesischen Goldbuchstaben trägt. Die Tafeln sind von chinesischen Kaufleuten dem früheren chinesischen Zoll-Direktor gewidmet worden. Die eine Tafel theilt mit, daß der Zolldirektor eine Dschunke aus dem Sturm errettet hat, die andere feiert seine Verdienste mehr im Allgemeinen, und es scheint, daß dieser verdienstvolle Beamte den „squeeze" in einer besonders angenehmen Weise auszuüben wußte. Auf dem Eßtisch liegt neben jedem Couvert ein Fächer, der gute Dienste bei Abwehr der Fliegen leistet; die Zahnstocher werden einer kleinen

japanischen Porzellanfrau entnommen. Die Yamen-Messe hält sich außerdem nicht weniger als zwei Nummern der „Fliegenden Blätter". Das ist allerdings kein so großer Luxus, wie es scheint. Denn während die erste Nummer sorgfältig eingeheftet wird, findet die zweite, nachdem sie ausgelesen worden ist, praktische Verwendung als Deckel für die Compotschüssel.

Die Yamen-Messe besitzt einen chinesischen Koch, die übrigen Messen haben mit der Zubereitung der Gerichte zumeist deutsche Kochkünstler betrauen können, die gerade in den betreffenden Kompagnien Dienst thun. Ueberall bekommt man schmackhafte deutsche Hausmannskost zu essen. In allen diesen Messen herrscht ein gemüthlicher, zwanglos heiterer Ton, und Gastfreundschaft wird auf liebenswürdige Art geübt. In der Yamen-Messe ist Messevorstand der Pionier-Hauptmann Müller, der durch seinen ruhigen Humor das Tischgespräch dort besonders amüsant macht. Auch der Oberstabsarzt Dr. Lerche, der gleichfalls zur Tafelrunde gehört, weiß manches gute Wort zu reden. Im Strandlager sitzen an beiden Tischenden die Generalstabs-Hauptleute Hoppe und Maercker, die sich in Kiautschou aufhalten, um das deutsche Gebiet zu vermessen und dessen Karte aufzunehmen. Wenn man zwei deutsche Generalstabsoffiziere kennen lernt, kurz nachdem man in Paris die beiden (allerdings jetzt verloschenen) Leuchten des französischen Generalstabs, die Obersten Henry und du Paty de Clam, während der Dreyfus-Affaire am Werke gesehen hat, so bietet sich Gelegenheit zu interessanten Vergleichen. Es braucht kaum erst gesagt zu werden, wie sehr das Resultat dieser Vergleiche zu Gunsten der deutschen Offiziere ausfällt und wie erfreulich sich deren ernste Tüchtigkeit und vornehme Denkungsart vom schurkischen Intriguantenthum der Anderen abhebt. Zur Messe des Höhenlagers gehören der Hauptmann v. Hartmann, ein Soldatenkopf im kräftigen Style der Wallenstein'schen Zeit, der Premierlieutenant Graf Soden, ein Bayer, der ungezählte Schnadahüpfl kennt, der Lieutenant Seitz, in dessen Uniform ein Poet steckt, der schöne Verse macht, der Marinebauinspektor Gromsch, ein prächtiger Mann, die Perle aller Bauinspektoren, und Andere.

In der Niederung befindet sich nur das Brückenlager, das seinen Namen daher führt, weil es hinter der von Li-Hung-Tschang

erbauten Landungsbrücke seinen Platz hat. Die anderen Lager sind auf den Höhen in der Umgebung der Stadt vertheilt. Strandlager und Höhenlager stehen auf den Hügeln im Westen, oberhalb der Kiautschou-Bucht, Ostlager und Artillerielager im Osten. Die Artillerie fährt in Tsintau mit chinesischen Maulthieren. Das Artillerielager besitzt außerdem einen mit elegant gezäumten Maulthieren bespannten Offizierswagen, der gelegentlich zur Stadt herunter kommt und dort umsomehr auffällt, als er der einzige Wagen in Tsintau und Umgegend ist. Auf dem Kamm des Gebirges oberhalb des Artillerielagers hat eine Batterie von schweren Geschützen ihren Standort. Eine Batterie kleinkalibriger Kanonen ist auf einem Hügel unterhalb des Lagers aufgefahren, nahe an der Tsintau-Bucht. Diese kleineren Kanonen werden als Salutbatterie verwendet. („Salat-Batterie" hat sie die Garnison getauft.) Sie haben auch mit einundzwanzig Schüssen die Kunde vom Tode Bismarcks in das chinesische Meer hinausgedonnert.

Vor dem Thor jedes Lagers sitzen chinesische Händler hinter ihren Verkaufsständen; sie bieten allerlei Leckerbissen feil, unreifes Obst, schlechte amerikanische Cigaretten, und auch Stiefelwichse. Das unreife Obst findet viele Abnehmer. Ein Soldatenmagen verträgt mancherlei, und wenn das Obst auch durch seinen Geschmack nicht besonders zum Essen reizt, so ißt man es aus Langeweile. Kürzlich erschien ein Soldat im Lazareth und klagte über Verdauungs-Beschwerden. Das komme wahrscheinlich vom Obst, meinte der Arzt. Nein, sagte der Soldat, vom Obst komme es sicherlich nicht, denn er habe am Tage vorher nichts weiter gegessen, als sechsunddreißig harte Eier.

Im Höhenlager ist die Dolmetscher-Schule. Ein Einjähriger, ein Referendar aus Schlesien, hat es unternommen, zwei jungen Chinesen die deutsche Sprache beizubringen, damit sie später den deutschen Truppen Dolmetscher-Dienste leisten können. Der schlesische Referendar hat sich als vortrefflicher Pädagoge erwiesen. Seine beiden Schüler wohnen im Lager, in seiner Nähe. Er hat zunächst einmal den erstaunlichen Erfolg erzielt, daß sich die beiden Chinesen täglich nicht nur mit Wasser, sondern auch mit Seife waschen. Die deutsche Sprache haben sie mit der den Chinesen eigenen Begabung rasch aufgefaßt; sie können sie bereits radebrechen

und sogar ein wenig schreiben. Die Schreibhefte sind sehr sauber gehalten. Der Lehrer diktirt, und die Schüler müssen nachschreiben. Als Diktat werden erbauliche Sätze gewählt. So verkündet beispielsweise das Schreibheft des kleinen Ah-tschi: „Jeder Mensch hat ein Herz." Neulich diktirte der Lehrer: „Jeder Mensch hat ein Gewissen." Der kleine Ah-tschi aber schrieb: „Jeder Mensch hat eine Gewisse". Das hat im Großen und Ganzen auch seine Richtigkeit . . . . . .

Die Sonne neigt sich nach Westen, und ihre Gluth ist nicht mehr zu fürchten. Das ist die Stunde zum Spaziergang. Ein Paar Schritte über den Parole-Platz, und man ist draußen aus der Stadt. Am Creek entlang führt ein Weg unter den Weiden hin, die am Ufer stehen, ganz so, wie sie daheim an den Flüssen wachsen. Durch die Frische des Abends sind auch die Grillen neu belebt, die in den Aesten sitzen. Diese Baum-Grillen sind die chinesischen Nachtigallen, und ihr Lied ist fürchterlich. Es klingt schrill und durchdringend, als stünden Hunderte von Scheerenschleifern in der Nähe und drehten gleichzeitig ihr Rad. Das ist das Geräusch, welches den chinesischen Sommer erfüllt. Ein ewiges Schwirren ist in der Luft, vom Morgen bis zum Abend. Manchmal schwingt es klagend daher, manchmal hat es sogar einen vorwurfsvollen Ton, manchmal schwillt es zum Kreischen an. Nichts ist zu sehen, aber es schwirrt und schwirrt, und die unsichtbaren Schleifer, so unermüdlich sie schleifen, kommen mit ihrer Arbeit doch nie zu Ende. So ist es nicht einmal möglich, an den Bäumen, wenn man sie ausnahmsweise einmal in China findet, seine Freude zu haben, weil die Grillen darauf nisten. Auf dem mit Bäumen bepflanzten Bund von Shanghai übertönen sie alle Geräusche des Verkehrs. Die ganze Stadt ist voll von ihrem Zirpen, und zu Zeiten wird der Grillen-Lärm so ohrenbetäubend, daß die Leute in den Häusern die Fenster schließen müssen, um ihre eigenen Gespräche zu verstehen.

In den Weiden am Creek also zirpen die Grillen, und zur Vervollständigung der Harmonie tönt aus dem nahen Tsintau der Esel-Schrei herüber, der auch zu den charakteristischen Lauten des chinesischen Landlebens gehört. Der Esel wird gleichfalls nicht müde, seine Stimme zu erheben. Wenn er schreit, so klingt es, als werde ein Wasser-Eimer an einer rostigen Kette heraufgezogen.

Im Fluß rieselt das Wasser nur in einigen schmalen Rinnsalen, aus denen große Steine hervorstehen, welche die Brücke zur Ueberschreitung bilden. Am andern Ufer steigt gleich das Gebirge an. Ein vom Regen durchweichter Pfad führt hinauf zum Artillerie-Lager. Oben an den Bergen entlang bewegen sich in zwei langen weißen Zügen die Soldaten, die nach dem Meere zum Baden geführt werden. Sie steigen bis zum Kamm des Gebirges hinauf, und dann geht es auf der anderen Seite hinunter zur Klara-Bucht. Die kleine Bucht führt ihren Namen nach der anmuthigen jungen Frau eines der Funktionäre der Kolonie. Auf den Berg-Hängen an der Klara-Bucht soll die elegante Welt von Tsintau sich später ihre Villen bauen; und wenn es einmal ein Seebad Tsintau geben wird, so wird sich hier das Strandleben abspielen.

Mit dem Seebad hat es einstweilen wohl noch gute Wege, aber der Badestrand ist tadellos, und der Meeresboden fällt so sanft ab, daß man eine große Strecke hinein in's Wasser gehen kann, ohne schwimmen zu müssen. Von hier sieht man weit über das Meer, das blau ist, wie im Golf von Neapel. Zur Rechten, nahe am Ufer, ragen einige Felsen aus dem Wasser, deren Gestein einen violetten Ton zeigt. Sie bilden einen Schlund, und wenn die Welle an den Strand rollt, so schlürfen sie mit Brausen die See ein. An dem Berge, der auf dem Lande die Fortsetzung der Felsen bildet, ist eine Badehütte errichtet, von der ein Steg in's Wasser führt. Sie ist für den Prinzen Heinrich dort aufgestellt worden und dient jetzt den Offizieren. Für die Mannschaften stehen zwei Bänke unten am Strande. Aus dem Wasser der Bucht wachsen überall Köpfe heraus, und dem gelben Ufersand scheint eine Saat von Kanonenstiefeln entsprossen zu sein.

An der Bucht hat der Spaziergang seine Grenze; um ihn fortzusetzen, muß man über das Gebirge zurück. Am Besten ist es, gerade hinaufzuklettern, über die Aecker und durch die Wiesen. Rothe Blumen leuchten im Grase, fremde rothe Blumen mit Halbmondköpfen. Dort aber schimmert es blau. Welch' eine chinesische Feldblume nur das sein mag? Man beugt sich nieder, und da steht ein Pflänzlein und fragt mit seinen lieben blauen Blüthen-Augen: „Kennst Du mich wieder?" Diese chinesische Feldblume ist ein Vergißmeinnicht. Wer möchte jetzt noch zweifeln, daß das Land hier dazu bestimmt war, deutsch zu werden?

Ueber das Gebirge her kommen die Kulis. Einer geht hinter dem Andern, denn der Weg ist schmal. In Tsintau ist Feierabend, und sie kehren heim nach Kwei-hsien, das drüben oberhalb der Bucht sichtbar wird. Die grauen Häuser stehen unter Bäumen, und das Dorf ruht im Abendfrieden. Frisch streicht die Luft von der See her. Da läßt es sich leicht bergan steigen. Oben steht die Batterie. Ueber den Kamm des Gebirges strecken die Geschütze ihre eisernen Mäuler heraus. Ein wenig unterhalb auf der anderen Seite des Gebirges ist das Ostlager. Von dem Platze vor dem Lager öffnet sich die Aussicht nach Westen. Gerade ist die Sonne untergegangen. Der Abendhimmel ist voll zarter, rosiger Wölkchen; drüben aber bei der Kiautschou-Bucht, wo das Tagesgestirn versunken ist, ist über den dunklen Bergen ein tiefes, glühendes Roth zurückgeblieben.

In's Thal nach Tsintau geht es ein wenig steil abwärts. Der Weg führt wieder zum Creek. Pferdegetrappel wird hörbar. Zwei Reiter kommen im scharfen Trabe um die Ecke. Der Gouverneur macht seinen Abendritt. Er sitzt im gelben Kakey-Drill zu Pferde, ein Offizier reitet neben ihm, das Monocle in's Auge geklemmt. In der Marktstraße von Tsintau ruhen die Geschäfte. Die Chinesen haben ihre Stühle an die Ladenthüren gerückt und rauchen ihre Pfeifen. Einer läßt sich vor seiner Hausthür frisiren. Der Coiffeur hat ihm den Zopf aufgelöst, und das lange schwarze Haar hängt bis zum Boden herunter. Nackte Kinder, mit großen Schmutzflecken auf der braunen Haut, laufen über die Straße. In einigen Läden sind deutsche Soldaten zu Gaste. Sie sitzen mit den Chinesen zusammen, zur Dämmerungs-Plauderstunde. Bei einem der „Kurzwaarenhändler" suchen Matrosen nach Merkwürdigkeiten, Einer versucht auf einer langen chinesischen Flöte zu blasen. In den Gräben unten beim Tempel sind die Frösche lebendig geworden. Sie schwatzen eifrig durcheinander. Dann heben zwei ein Duo an, dem die Uebrigen zuzuhören scheinen. Der Eine quakt einen hohen Ton und der Andere einen tiefen: „Hi — ha, hi — ha," ganz so, wie die Kulis singen, wenn sie Lasten tragen. Die chinesischen Frösche sind lärmende Gesellen, und Nachts, wenn sich nichts mehr in der Stadt regt, fühlen sie sich als die Herren, blähen sich mächtig auf und blöken wie die Kälber.

Zum Nachtmahl empfiehlt es sich, wieder an's Ufer des Creek zu gehen. Dort in dem kleinen chinesischen Hause gegenüber dem Brunnen hat ein junges bayerisches Ehepaar eine Wirthschaft aufgethan. Die Frau Wirthin bereitet selber das Essen. Allerdings hat der Heerd seine Launen; und wenn er Mittags gekocht hat, so meint er, das sei genug für einen Tag, und stellt seine Thätigkeit ein. Dann kommt die kleine Frau heraus zu ihren Gästen, wischt sich mit dem Schürzenzipfel die Thränen aus den Augen und sagt, es sei eine Schande, und sie möchte am Liebsten in's Wasser gehen. Schließlich aber hat der Ofen doch noch ein Einsehen, und das Essen wird gut. Man ist bei diesen braven Leuten sehr gut aufgehoben, wenngleich der Wirth immer um Nachsicht bittet, weil er neu im Geschäft sei.

„Und was für ein Geschäft hatten Sie früher?"

„Ich war bayerischer Offizier."

Jetzt kann man sich den Hergang leicht ausdenken. Der Offizier hat jedenfalls die Wahl zwischen seinem Stande und seiner Frau gehabt und hat sich für die Frau entschieden. Als es dann galt, sich ein neues Leben zu erkämpfen, sind die Beiden muthig in die Welt hinausgezogen. Wohl mag Derjenige leicht muthig sein, der noch nicht weiß, wie bitter der Kampf ist. Aber wenn man sieht, wie dieser Mann, der vor einem Jahre seine schöne Uniform abgelegt hat, jetzt in Tsintau mit seinen Bierflaschen wirthschaftet, um Frau und Kind zu ernähren, so hat man das Bedürfniß, ihm die Hand zu drücken.

Man sitzt also auf der frisch gehobelten Holzbank vor dem kleinen chinesischen Hause am Creek. Zwischen den beiden Tischen ist eine Lotos-Blume eingepflanzt, und hoch ragt der schlanke Stengel, auf dem die schöne rothe Knospe ruht. Am Abend findet sich dort oft eine fröhliche Gesellschaft zusammen. Um neun Uhr bläst der Hornist oben im Artillerie-Lager den Zapfenstreich. Es ist seltsam, das altbekannte preußische Signal zu hören, wenn man so neben einer Lotos-Blume sitzt in der chinesischen Nacht. In allen Garnisonen haben die Soldaten einen Text zu den Tönen des Zapfenstreichs gefunden; in Tsintau legen sie ihnen folgende Worte unter:

„Er liegt so ruhig und so still,
Es ist, als ob er schlafen will
An der Bucht von Kiautschou."

Jeden Abend hat das Signal einen anderen Ausdruck. Manchmal schmettert es entschlossen daher, und manchmal klingt es empfindsam und melancholisch, als bliese der Hornist sich sein ganzes Heimweh aus der Seele . . . . .

Und wieder ist Sonntag. Der gute Bauinspektor hat seine Steam-Launch heizen lassen, und wir fahren durch das Meer. Das kleine Schiff läuft schwankend über die schweren Wellen hin. In der Kajüte erbleichen einige Gesichter. Am Besten ist es, sich auf's Dach zu setzen und die Beine herunterbaumeln zu lassen. Der eine Hauptmann streckt sich sogar lang aus und sagt, er wolle schlafen, und man solle das Schaukeln sein lassen. Der andere Hauptmann, nicht minder seefest, sitzt unten bei den Flaschen. Es geht an der Arcona-Insel vorbei und dann in gleicher Linie mit dem Gestade eine Stunde weit in die See hinaus. Das Ziel der Reise ist die Bucht, hinter welcher der Prinz-Heinrich-Berg sich erhebt, eine mächtige Gebirgswand mit zerrissenem Felsenkamm ähnlich dem Loschan.

Das Dorf Mie-doh liegt nahe bei der See. Die Dorf-Bevölkerung versammelt sich am Strande und staunt die fremden Menschen an, die aus dem Meere kommen. So ungefähr dürfte es zugegangen sein, als Columbus Amerika entdeckte. Das Landen ist nicht leicht. Man bekommt ein gut Theil See in die Stiefel, wenn man nicht, wie der um keine Auskunft verlegene Lieutenant, die gute Idee gehabt hat, sie vor dem Aussteigen in die Hand zu nehmen. Unter den Dorfbewohnern werden zwei Kulis ausgewählt, ein starker und ein vertrauenswürdiger. Der Starke wird mit allerlei Gepäck beladen, der Vertrauenswürdige aber bekommt den Flaschenkorb zu tragen. Da jedoch Vorsicht niemals schadet, wird ein Mitglied der Reise-Gesellschaft mit dem einzigen vorhandenen Regenschirm bewaffnet und dem Flaschenkorb-Träger als Wache beigegeben. Die anderen Mitglieder haben ihrerseits ein Auge darauf, daß sich zwischen dem Träger und seiner Wache kein verbrecherisches Einverständniß bildet.

Ein gewundener Feldweg führt durch die Aecker zum Dorfe. Mehrere nackte Kinder laufen angesichts der weißen Teufel mit fürchterlichem Geschrei davon, in den Häusern werden einige Thüren zugeworfen, und innen wird der Riegel vorgeschoben. Auch die

Dorf-Schönen sind nicht sehr zuthunlich und verschwinden um die Ecke, wenn irgend welche Ecke in der Nähe ist. Nur die alten Weiber bleiben sitzen und lächeln aufmunternd. Aber auf einer Boden-Erhöhung unter einem alten Baume ist ein Kreis von jungen Mädchen, die Flachs spinnen. Wenn die anderen, die weggelaufen sind, ebenso schmutzig waren, so haben wir nicht viel verloren. Vom Ende der Straße klingt es hell und melodisch herüber. Wie kommt ein Glockenspiel in dieses chinesische Dorf? Nein, die Schmiede sind dort an der Arbeit, und ihre Hämmer spielen auf dem Eisen ein Schmiede-Motiv, ganz so wie die Hämmer in der Waldschmiede aus dem „Siegfried". In der Dorfschule ist gerade Unterricht. Die Kinder sitzen an kleinen Tischen. Jedes hat sein Schreibzeug vor sich mit dem Napf, in dem die schwarze Tusche zerrieben wird, und mehreren Pinseln. Die Schreibhefte aus Reispapier weisen sehr zierliche Handschriften auf. Die Schulstube ist halb dunkel und hat einen Fußboden aus Lehm. Der Herr Lehrer nimmt als Mann von Bildung die Fremden freundlich auf, lächelt mit Würde und bewegt eifrig seinen Fächer.

Hinter dem Dorfe beginnt der Pfad anzusteigen. Malerisch ragt im Hintergrunde die graue Felsmasse des Prinz-Heinrich-Berges. Der Weg endet hinten im Thal, nahe am Fuße des Gebirges. Dort stehen Bäume, ein heiliger Hain, grün und schattig. Er ruht auf gemauerten Grundvesten, und über die Mauer rauscht in breiter Cascade das Wasser herunter. Als Abfluß des Wasserfalles eilt ein Bach mitten durch lichtes Grün dem Meere zu. Das ist ein lieblicher Ort, voll Frische und Waldeszauber.

Nahe beim Hain thut sich das Thor zum Tempel auf. Im Tempelhofe steht eine uralte Pappel, ein herrlicher, breitästiger Baum, der fast den ganzen Hof beschattet. Dieser Baum stimmt zum Gesange. „Lindenwirthin, du junge!" schallt es im Chor, obwohl es, streng genommen, in diesem Falle sich doch höchstens um eine Pappelwirthin handeln könnte. Die Priester kommen zum Vorschein, machen eifrig „Tschin-tschin" und schleppen einen Tisch und Bänke aus dem Tempel herbei. Wenn man unter der Pappel sitzt, kann man sich im Hofe einer alten deutschen Ritterburg wähnen.

Der Flaschenkorb wird entleert, und der Bach vor dem Tempel mit seinem kalten Gebirgswasser dient als Eiskeller. Wieder hat sich die männliche Bevölkerung des Dorfes eingefunden, steht um den Tisch und staunt über alle die unerhörten Dinge. Den größten Erfolg hat das Entkorken der Apollinaris-Flaschen. Die Flasche wird den Zuschauern entgegengehalten, und der Pfropfen, der vorher gelockert worden, springt ihnen mit lautem Knall in's Gesicht. Zuerst erschrecken sie sehr, dann finden sie den Scherz ausgezeichnet, schließlich hocken sie sich Alle im Kreise auf den Boden und entsenden Einen mit einer Theeschale an den Tisch der Fremdlinge. Das Gesuch wird genehmigt, und in der Theeschale wird eine köstliche Suppe zurecht gemacht. Aus allen Bierflaschen werden die Reste zusammengegossen, dazu wird ein wenig Rothwein und möglichst viel Apollinaris gethan, und damit das Getränk etwas mehr Gehalt bekomme, werden noch einige Wurstschalen hineingemischt. Die Theeschale geht bei den Chinesen im Kreise herum. Jeder nippt mit Andacht. Einige schneiden fürchterliche Gesichter, aber Keiner hat den Muth seiner Meinung. Es ist ersichtlich, daß im Allgemeinen der Trank für gut erklärt wird, wenngleich sein Geschmack vielleicht etwas seltsam scheint. So zeigt sich wieder, wie groß die Macht ist, die alles Fremde über die Menschen hat.

Die Höflichkeit erfordert, auch den Göttern einen Besuch zu machen, bei denen man zu Gaste war. Um den Hof herum sitzen sie in ihren verwahrlosten Kapellen. Auch eine Göttin ist vorhanden, die es sich zur Aufgabe macht, für Nachkommenschaft zu sorgen. (Als ob nicht schon genug Chinesen auf der Welt wären!) An einige Wände sind die Höllenstrafen gemalt. Ein Teufel sticht einem Mann, der an einen Pfahl gebunden ist, mit einem Dolche die Augen aus, einem anderen Bedauernswürdigen werden die Mundwinkel aufgerissen, und so weiter. Besonders streng wird der Ehebruch geahndet. Ueberhaupt scheint, wie schon aus der Anwesenheit der auf Kindersegen bedachten Göttin hervorgeht, die Spezialität dieses Tempels die Ehe zu sein. Es wird den Junggesellen unheimlich, und sie drängen zum Aufbruch. Den Priestern werden die leeren Flaschen ausgehändigt, als Opfergabe für die Götter.

Die Steam-Launch wartet unter Dampf am Strande. Mittags sind wir wieder in Tsintau und steigen zum Essen nach einem der Lager hinauf. Der Wein ist gut dort oben. Wenn man eine Pfirsich mit der Gabel auf allen Seiten ansticht und sie dann in ein Glas Champagner legt, so gibt das eine vortreffliche Pfirsich-Bowle. Die Champagner-Quelle aber scheint unversieglich.

„Silentium, wir singen das erste Lied!"

Es thut ganz unsagbar wohl, in China einmal so recht auf deutsche Art zu kneipen. Das erste Lied ist natürlich das Lied vom Krug zum grünen Kranze, und es kommt mit Ueberzeugung heraus, wenn man auf der anderen Seite des Weltmeers singt: „Es lebe die Liebste Deine, Herzbruder im Vaterland!"

Welches das letzte Lied gewesen ist, läßt sich nicht mit Genauigkeit feststellen. In dieser Stunde gingen die Ansichten bereits ein wenig auseinander, und eine Einigung war deshalb schwer zu erzielen, weil es Jemanden gab, der zu jedem Lied, das angestimmt wurde, den „Schwarzen Walfisch zu Ascalon" mitsang. Thatsache ist nur, daß dieses Mittagessen sehr viele Minuten nach Mitternacht sein Ende nahm. Vor dem Lagerthor aber bot sich ein merkwürdiges Schauspiel: Sämmtliche Berge, welche die Kiautschou-Bucht umgeben, hatten ihren Halt verloren und wackelten durcheinander. Ein unterirdisches Rollen war nicht zu spüren, auch war der Himmel klar und sternenhell. Von einem Erdbeben kann also nicht die Rede sein, und es wird die Aufgabe der Wissenschaft sein, eine andere Erkärung für diese räthselhafte Natur-Erscheinung zu finden, an deren Möglichkeit ich gewiß nicht glauben würde, wenn ich sie nicht in jener denkwürdigen August-Nacht mit eigenen Augen beobachtet hätte.

XXI. Im Golf von Pe-tschi-li.

Tschifu, Ende August.

(Abreise von Kiautschou. — Der Untergang des „Iltis". — Wei-hai-wei und Port-Arthur. — In Tschifu. — Die Teifune. — Von den Missionären und den Kirchen. — Confucius. — Der Name Gottes auf Chinesisch. — Obst und Wein. — Allerlei Kriegsschiffe. — Tafelfreuden. — Badeleben. — Die Chinesenstadt Tschifu. — Seidenspinnereien. — Banken und Medizin-Läden. — Im Gefängniß. — Sommer-Ende.)

Allein mit der „Apenrade" kann man nach Tsintau gelangen, und mit der „Apenrade" allein kann man wieder von Tsintau wegkommen. Andere Schiffe laufen den Hafen in Kiautschou noch nicht an. Die „Apenrade" geht von Shanghai nach Tsintau, von dort nach Tschifu, von dort nach Tientsin und auf demselben Weg wieder zurück nach Shanghai. Man muß also mit diesem kleinen Jebsen-Dampfer abreisen, ob man will oder nicht. Das Schiff ist rasch aus der Tsintau-Bucht draußen und nimmt seinen Kurs nach Norden. Während der ersten Stunden der Fahrt bleibt die Küste in Sicht. Der Loschan rückt näher. Bald steht er am Meer mit seiner gewaltigen Felsenmasse, entfaltet seine Kette und starrt mit tausend Zacken in die helle Sommerluft. Lange bleibt das Gebirge am Horizont. Erst der Abend deckt es mit seinen Schatten zu.

Nahe beim Schantung-Vorgebirge verliert das Meer seine bisherige Ruhe. Es geht eine scharfe Strömung da um die Ecke herum. Der Dampfer bekommt die Wellen von der Seite und rollt schwer unter der Quersee. Das Schiff ächzt und stöhnt die ganze

Nacht. Gegen Morgen glätten sich die Wogen. Bei Tagesanbruch ist zur Linken wieder die Küste sichtbar. Es ist böses Fahrwasser hier, und man darf dem Lande nur ja nicht zu nahe kommen. Ueberall lauern die Klippen unter der Oberfläche. Manchmal stecken sie auch ihre Köpfe hervor, und das sieht dann aus wie Steine, die auf dem Wasser liegen.

Ein kleiner weißer Leuchtthurm steht auf einem Landvorsprung, auch sonst erscheint am Ufer allerlei helles Gemäuer. An dieser Stelle ist das deutsche Kanonenboot „Iltis" gescheitert, und die hellen Mauern schließen den Friedhof ein, wo Offiziere und Mannschaft ruhen, die mit ihrem Schiffe untergegangen sind. Die offizielle Version lautet bekanntlich, daß der „Iltis" das Opfer eines Teifuns geworden ist. An der chinesischen Küste aber ist man ziemlich allgemein der Ansicht, daß kein Teifun, sondern ein ganz gewöhnlicher Sturm das Schiff, das nicht mehr seetüchtig war, auf die Riffe geschleudert habe. Das verringert natürlich in keiner Weise den Heldenmuth, mit dem die Besatzung des „Iltis" in den Tod gegangen ist. Die französischen Jesuiten von Si-ka-wei, deren meteorologisches Observatorium die vorzüglichste Anstalt dieser Art in Ostasien ist, nehmen allerdings auch einen Teifun an. Der Père Froc, der Leiter des Observatoriums, versichert sogar, er habe den Teifun beobachtet und telegraphisch signalisirt. Die Depesche sei eine Stunde nach dem Auslaufen des „Iltis" eingetroffen. Hätte das Telegramm sich nicht verspätet, so wäre der „Iltis" nicht untergegangeu. Der Père Froc hat sogar eine wissenschaftliche Studie über diesen Teifun veröffentlicht, die den Titel führt „Le typhon de l'Iltis".

Der Dampfer durchschneidet das bläuliche Wasser des Golfs von Pe-tschi-li. Dieser berühmte Golf weist auch nicht viel Besonderheiten auf, und wüßte man nicht, daß er der Golf von Pe-tschi-li ist, so könnte er ebensogut etwas Anderes sein. Ueberhaupt fährt man eigentlich immer auf demselben Meere seit Europa. Manchmal wird es blauer, und dann ist es der Indische Ocean; nach einiger Zeit schwimmen Dschunken darauf, und es ist das Chinesische Meer. Die Menschen haben die Welt mit allerlei Etiquetten behängt und reden sich nun ein, sie sei verschieden. Aber wenn man sich so auf unserem guten Erdball herumtreibt, kommt man immer mehr zur Erkenntniß, wie wenig im Grunde

die Formen wechseln und wie sehr sich Nähe und Ferne gleichen. Meer ist Meer, und Berg ist Berg. Die Natur ist im Wesentlichen überall dieselbe, und verschieden wird sie erst durch die Reisebeschreibungen.

Zur Seite steigen die hohen und dunklen Bergwände von Wei-hai-wei auf (die landesübliche Aussprache ist: We-ha-we). Links und rechts sind zwei Einschnitte in den Bergen. Die Bucht hat also zwei Einfahrten. Wenn man scharf hinsieht, kann man ganz im Hintergrunde einen schwarzen Punkt erkennen. Das ist ein Kriegsschiff der englischen Flotte, die gerade jetzt wieder im Hafen von Wei-hai-wei zusammengezogen wird. Die Engländer arbeiten dort bereits eifrig an den Befestigungen. Niemand wird hineingelassen, der nicht zum englischen Militär gehört. Selbst englischen Zeitungs-Korrespondenten ist in der letzten Zeit der Zutritt verweigert worden. Kein Handelsschiff darf in den Hafen einfahren. Die Verbindung zwischen Wei-hai-wei und den übrigen chinesischen Küstenplätzen wird lediglich durch englische Kriegsschiffe besorgt.

Die Russen in Port-Arthur machen es anders. Jeder darf nach Port-Arthur kommen. Es wird nur verlangt, daß alle Fremden einen russischen Paß besitzen. Wenn man aber einen russischen Paß sich besorgen will, um nach Port-Arthur zu gehen, so bekommt man keinen. Auf diese Weise also ist Port-Arthur ein für alle Welt offener Hafen, in den jedoch nur Diejenigen Einlaß finden, die den Russen dort zu Gesicht stehen. Zwischen Port-Arthur und Tschifu fährt ungefähr alle vierzehn Tage einmal ein chinesisches Transportschiff hin und her. Es heißt, daß Port-Arthur von Soldaten wimmele (nach neueren Mittheilungen sind dort 15000 Mann stationirt) und daß die Russen daraus eine strategische Position ersten Ranges machen wollen. Einstweilen müssen sie noch in den chinesischen Häusern des Ortes wohnen, ähnlich wie die Deutschen in Tsintau. Dabei haben sie sich aber bereits ein großes Theater gebaut. Das heißt, sie haben das vorhandene chinesische Theater auf europäische Art hergerichtet, sodaß es jetzt mehr als tausend Personen fassen kann. Sie geben sich große Mühe, die in Tschifu etablirten deutschen Kaufleute zur Gründung von Filialen in Port-Arthur zu bewegen. Eine deutsche Firma aus Tschifu betreibt bereits in der russischen Kolonie ein

schwunghaftes Geschäft, während die Zweigniederlassung derselben Firma in der deutschen Kolonie Tsintau durch die Schwierigkeiten, die ihr die Pedanterie gewisser Beamten bereitet, bisher vollständig in ihrer Entwicklung gehemmt worden ist.

Von Wei-hai-wei nach Tschifu ist noch etwa sechs Stunden Dampferfahrt. Wieder stehen Berge, ziemlich hohe Berge, am Ufer, und auf dem schmalen Raum zwischen den Bergen und dem Meer sind in einer einzigen Reihe, welche von großen Lücken unterbrochen ist, die ersten Häuser der europäischen Ansiedelung von Tschifu erbaut. Auf den Höhen am Eingang der Bucht von Tschifu befinden sich chinesische Forts. Eines der Forts sendet gerade einem Kriegsschiff, das nach Norden in der Richtung von Tientsin davonfährt, einige Salutschüsse nach. Das Kriegsschiff ist bereits in der Ferne fast verschwunden und kann die verspäteten Abschiedsgrüße des Forts unmöglich mehr hören. Offenbar sind droben in der Festung die Kanonen erst nach längerem Zureden losgegangen, oder man hat erst zur Stadt schicken müssen, um Pulver zu kaufen.

Nachdem Port-Arthur an die Russen und Wei-hai-wei an die Engländer abgetreten worden, können die russischen und englischen Kriegsschiffe im Golf von Pe-tschi-li thun, was ihnen beliebt. Da die chinesische Regierung also die Einfahrt zum Golf von Pe-tschi-li den Europäern ausgeliefert hat, ist es nicht ganz einleuchtend, aus welchem Grunde sie noch in Tschifu Befestigungen unterhält, um diese Einfahrt gegen die Europäer zu vertheidigen. Der Haupttheil der Vertheidigungsanlagen ist eine niedrige Mauer, die eine große Strecke weit auf der Höhe des Gebirgs entlang läuft und über drei oder vier Gipfel hinauf- und wieder herunterklettert. Auch der Zweck dieser Mauer ist dunkel, da die Kriegsschiffe, gegen die sich die Befestigungen richten, nicht über die Berge zu kommen pflegen. Die Chinesen leben in einer künstlichen Welt, und es ist ihnen im Allgemeinen weniger um die Sache, als um den Eindruck von der Sache zu thun. Es gibt nichts, was mehr den Eindruck einer Befestigung erweckte, als eine Mauer. Da nun in Tschifu der Platz fehlte, um die Mauer rings um die Forts anzulegen, wurde sie auf den Bergen daneben erbaut. In einer andern chinesischen Stadt war die Stadtmauer längst in Trümmer gefallen, und Jeder ging aus und ein, wie er wollte. Trotzdem kam allabendlich der

Wächter und schloß sorgfältig das Thor zu. Hier hatte der Eindruck von der Mauer sogar die Mauer selbst überlebt.

Das Schiff fährt am Ufer entlang. Das erste Haus von Tschifu, unmittelbar neben den Bergen, welche die Forts tragen, ist das „Family-Hotel". In einer Entfernung folgt, immer am Ufer und mit der Front nach dem Meer, ein stattliches weißes Gebäude im Styl der englischen Gothik. Das ist die Schule, die größte englische Schule in China. Die englischen Missionen haben dieses verdienstvolle Werk zu Stande gebracht und sind auch weiterhin bei seiner Leitung betheiligt. Die Schule ist in Tschifu errichtet worden, weil das Klima dort gesünder ist als in den meisten andern Küstenplätzen. Im Sommer und Herbst kommt zwar fast immer die Cholera. Typhus, Dysenterie und eine gewisse Augenkrankheit herrschen in Tschifu das ganze Jahr. Aber von einem gesunden Klima in China darf man auch nicht gar zu viel Gesundheit verlangen.

Die Erziehung der europäischen Jugend in China ist ein schweres Problem. Zumeist bleibt den Eltern nichts übrig, als ihre Kinder nach Europa zu schicken, was eine Trennung von Jahren bedeutet. Durch die Schule in Tschifu soll es den Familien ermöglicht werden, dieses Opfer zu vermeiden. Die Schüler kommen daher aus allen Orten der chinesischen Küste, namentlich aus Shanghai, nach Tschifu. In der Schule werden gegenwärtig über hundert Knaben und etwa halb soviel Mädchen unterrichtet. Knaben- und Mädchenschule sind in demselben Gebäude untergebracht, werden aber streng getrennt gehalten. Nur am Sonntag dürfen Brüder und Schwestern miteinander gehen.

Das letzte Haus am andern Ende der Ufer-Reihe ist das „Beach-Hotel". Hier treten die europäischen Gebäude zu einer kleinen Stadt zusammen. Das Ufer schließt neben der Stadt recht malerisch mit einem lang sich in's Meer vorstreckenden Hügel ab. Auch dieser ist mit Häusern bebaut, die im dichten Grün liegen. Die Anhöhe wird durch einen grauen pilzartigen Aufbau gekrönt, einen offenen Pavillon, der zu einem chinesischen Joss-house gehört. Etwas unterhalb befindet sich das deutsche Konsulat. Das Schiff fährt um den Hügel herum und läßt im Hafen seinen Anker fallen. Der Hafen ist klein, hat aber hübsche Quai-Anlagen, die von der chinesischen Seezoll-Verwaltung geschaffen worden sind. Mehrere große Dampfschiffe liegen hier und rasten.

Wenn man von Tsintau kommt, so thut es wohl, einen von Schiffen belebten Hafen zu sehen. Man spürt, daß man wieder in der Welt ist.

Tschifu ist in dem eintönigen und reizlosen Cihna ein lieblicher Platz. Die Landschaft ist nicht so weit und frei wie in Tsintau. Alles liegt eng beisammen zwischen Meer und Gebirge. Diese Enge ist traulich und sie beklemmt nicht, weil eben eine ihrer Grenzen das Meer ist, das keine Grenzen hat. Es gibt Sommertage, an denen das Wasser in der Bucht von Tschifu blau ist, wie die italienischen Meere; namentlich an das Gestade gegenüber von Tschifu, wo auch Berge stehen, grenzt ein tiefblauer Meeressaum, und das Dorf, das drüben am Fuß der Berge liegt, könnte Capri sein. Freilich, wenn der Teifun in seinem Zuge vom Süden her über die Bucht hinstreicht (schon Tage vorher durch warnende Depeschen angekündigt), verliert das Meer seine italienische Sanftheit und bricht in asiatischer Wildheit aus. Brausend kommen die grauschwarzen Wogen einher und werfen sich wüthend gegen das Land, das ihnen den Weg versperrt. Der Anprall ist so wuchtig, daß selbst in beträchtlicher Entfernung vom Ufer der Boden zittert. Der Sturm rast von der See her, reißt in den Häusern die Thüren und die Fenster auf, und wenn er auf freiem Felde einen Menschen zu fassen bekommt, so wirft er ihn jählings nieder. Zwei baumstarke chinesische Kulis, welche einen Mann in einer Sänfte tragen, werden umgeweht, wie nichts. An den nächsten Tagen ist der Strand bis zum Fuß der Häuser mit Seetang und großen Steinen bedeckt, die das Meer herausgeschleudert hat.

Allerdings kommen die Teifune nur selten so weit hinauf nach Norden. Zumeist brechen sie schon früher ab und nehmen den Weg hinüber nach Japan. In der Regel herrscht Ruhe in der Bucht von Tschifu. Die See ist glatt oder nur leicht bewegt, die Luft ist klar und der Himmel heiter. Gegen Ende des Nachmittags beginnt ein wundervolles Farbenspiel. Alle Wolken am Himmel werden rosig, und das Blau zwischen ihnen wird von Abendklarheit durchleuchtet. Die Sonne erstrahlt tief golden, und dort, wo sie untergeht, sind Wasser und Himmel ein einziger lichter Schein. Die Schiffe stehen ganz in Gold, und drüben über dem Meer thut sich die goldene Ferne auf, von der Claude Lorrain, der Herrliche, in seinen Bildern geträumt hat.

Tschifu ist einer der ältesten Vertragshäfen. Als Handelsplatz hat der Ort keine große Bedeutung. Achtzig bis hundert Europäer wohnen dort; bei der Zahl sind Frauen und Kinder mitgerechnet. Allerdings sind unter diesen nicht ganz hundert Europäern dreizehn Nationen vertreten. Dabei ist zu bemerken, daß Tschifu eigentlich gar nicht Tschifu ist. Die Europäer haben sich in Yentai angesiedelt; deshalb führt auch der Hügel, auf dem das deutsche Konsulat steht, den Namen Yentai Hill. Selbst die Chinesenstadt heißt nicht Tschifu. Das wirkliche Tschifu ist ein kleines chinesisches Dorf, das auf einem der Meeresufer gegenüber demjenigen Tschifu liegt, das von ihm seinen Namen entlehnt hat und das sich also Tschifu nennt, ohne so zu heißen.

Die deutsche Kolonie ist sechs Mann stark. Die Firma Sietas & Plambeck, welche einen großen Laden hält, in dem man Alles bekommen kann, vom Badeanzug bis zum Peking-Cloisonné, ist eines der großen deutschen Häuser. Deutscher Konsul ist Dr. Lenz. Er macht den Eindruck eines vortrefflichen Mannes; in Tschifu rühmt man ihn als sehr guten Konsul und erkennt namentlich die Energie an, mit der er die Interessen seiner Landsleute gegen die Chinesen wahrnimmt. In unserer deutschen Kolonie Tsintau gilt bisher noch das umgekehrte Prinzip. Wenn ein Deutscher mit einem Chinesen in Streit geräth, so hat der Chinese sehr viel Chancen, daß er von der Behörde Recht bekommt. Denn die deutsche Behörde zeigt das löbliche Bestreben, zu offenbaren, daß sie eine humane Regierung ist. Die Deutschen kennen ihre Regierung, und darum empfiehlt es sich, die Humanität lieber den Chinesen zuzuwenden, für welche die Sache neu ist. Herr Dr. Lenz bekleidet seinen gegenwärtigen Posten seit sieben Jahren. Und seit sieben Jahren sitzt er dort oben auf dem Hügel, allein in seinem leeren Hause, und hört an den langen Winterabenden draußen den Nordsturm heulen. In Tschifu ist es so einsam, wie nirgends sonst an der Küste; der Ort ist selbst unter allen den kleinen europäischen Städten in China noch eine Kleinstadt. Es ist begreiflich, daß Jemand, der gezwungen gewesen ist, sieben Jahre seines Lebens hier zu verbringen, ein wenig zum Sonderling wird. Jeden Sonntag Abend im Winter hat der Konsul zwei Freunde bei sich. Nach dem Essen wird Patience gelegt. Wenn alle Patiencen aufgegangen sind, steigen die Zwei in der

Nacht vergnügt den Berg hinunter. Manchmal aber geht keine einzige auf, und dann lassen sie auf dem Heimweg betrübt die Köpfe hängen.

Wegen seines gesunden Klimas ist Tschifu auch ein von den Missionären bevorzugter Aufenthalt. Mehrere chinesische Missionen haben dort ihren Hauptsitz. Man darf es den frommen Männern nicht verdenken, daß sie auf ihre Gesundheit bedacht sind. Denn Niemand kann den Chinesen die Heilslehre predigen, der nicht zunächst dafür sorgt, sich selbst am Leben zu erhalten. In Tschifu sitzen französische Franziscaner und Jesuiten. Sogar ein französisches Nonnenkloster ist da, das eine Mädchenschule hält. Auf der andern Seite sorgen englische und amerikanische Missionen für die Verbreitung des protestantischen Bekenntnisses. Einige von den Missionären haben die chinesische Tracht angenommen. Sie tragen einen langen blauen Kittel, haben sich einen Zopf wachsen lassen und bilden sich nun ein, daß sie wie die Chinesen aussehen. Selbstverständlich merkt jeder Chinese einem so gekleideten Missionär auf den ersten Blick den Europäer an. Der Zweck der Vermummung ist also nicht recht ersichtlich. Freilich ist die Aufgabe, welche die Missionäre sich in China gesetzt haben, keine leichte, und wenn sie auch keine Chinesen bekehren, so können sie doch wenigstens darauf hinweisen, daß sie sich haben einen Zopf wachsen lassen.

Jede Missions-Anstalt hat ihr eigenes Gotteshaus, dementsprechend besitzt Tschifu ungefähr zehn Kirchen. Man sollte meinen, daß diese für nicht ganz hundert Europäer genügen könnten. Aber eine solche Meinung wäre irrig. Es scheint, daß eine dringende Nothwendigkeit vorliegt, noch einige neue zu errichten. Neulich Abends wurde bei uns im „Family Hotel“ wieder einmal für einen Kirchenbau-Fonds gesammelt. Jeder mußte einen Dollar geben, und Jeder gab ihn gern. Denn es war die kleine Miß Gladys, die herumging, und es schien vollständig unmöglich, eine Kirche nicht zu bauen, die Miß Gladys gebaut haben wollte. Die französischen Mönche haben eine Kathedrale mit einem niedrigen breiten Thurm. Im Innern haften große Schimmelflecken an den kahlen Wänden, und das Licht fällt gar zu hell durch die Fenster, die aus gewöhnlichen bunten Glasstücken zusammengesetzt sind. Am Meeresufer steht die kleine englische Kirche. Da nun die französische Kathedrale

einen Thurm besitzt, will sie auch einen haben. Deshalb hat sie sich in die Hände von chinesischen Steinmetzen gegeben, und diese hämmern den ganzen Tag an ihr herum, um sie auf der einen Seite so lange zu erhöhen, bis ein Thurm daraus geworden ist. Am Sonntag läuten alle die Kirchen von Tschifu durcheinander. Die Glocken sind klein und haben helle, dünne Stimmen. Die französische Kathedrale ruft die Gläubigen sogar durch ein Glockenspiel. „Kommt zu mir!" lockt sie mit all' ihrem Läutwerk, und die englische Kirche bimmelt dazwischen, die Gläubigen sollten doch lieber zu ihr kommen.

Daß in und um Tschifu so viele Missionäre angesiedelt sind, hat übrigens noch einen anderen Grund. Die chinesische Bevölkerung der Schantung-Provinz gilt für besonders aufnahmefähig. Freilich merkt man nicht viel von den Erfolgen der christlichen Bekehrungsthätigkeit; aber gutmüthig und nicht allzu fremdenfeindlich sind die Schantung-Chinesen jedenfalls. Auch wäre es für das Christenthum eine besondere Genugthung, wenn es sich gerade im Heimathlande des Confucius festsetzen könnte. Confucius war Schantung-Chinese, und in J-tschu-fu (wohin eine der projektirten deutschen Eisenbahn-Linien führen soll) leben noch heutigen Tages seine direkten Nachkommen. Der älteste Sohn der Familie führt einen hohen Adelstitel, etwa unserem Herzogsrang vergleichbar, darf sich in Peking einer Sänfte bedienen von ähnlicher Art, wie diejenige, die den kaiserlichen Prinzen zusteht, hat das Recht, direkt mit dem Kaiser zu korrespondiren, und darf jederzeit verlangen, vom Kaiser in Audienz empfangen zu werden. Diese hohen Ehren, die nach fast zweieinhalb Jahrtausenden den Nachkommen eines Verfassers von Aphorismen erwiesen werden, sind der letzte Ausdruck eines literarischen Erfolges, der in der Welt wohl ohne Gleichen dasteht. Dazu kommt, daß diese Aphorismen gar nicht einmal vom Verfasser selbst niedergeschrieben, sondern erst lange nach seinem Tode von den Jüngern gesammelt worden sind. Confucius war kein Religionsstifter und kein Heiliger. Er wirkte als Beamter im Dienste eines der alten chinesischen Könige; in seinem Namen Kung-fu-tse ist „fu-tse" wahrscheinlich der Titel des Amtes, das er bekleidete.

Was in den berühmten fünf klassischen Büchern steht, die auch die Aussprüche und Lebensregeln des Confucius enthalten, ist

nicht leicht zu sagen. Fast alle Chinesen besitzen sie, aber nur wenige haben sie gelesen. (Bei uns zu Hause geht es mit den Klassikern ähnlich.) Ueber das Wesen des Confucianismus hört man von den europäischen China-Kennern die widersprechendsten Ansichten. Einige weisen darauf hin, daß es in den Confucius-Tempeln keine Götterbilder gebe, und nennen den Confucianismus einen reformirten Buddhismus, so daß zwischen beiden ein ähnliches Verhältniß bestehen würde, wie zwischen Protestantismus und Katholizismus. Demgegenüber verweisen Andere darauf, daß der Buddhismus erst lange nach Confucius (der etwa 500 Jahre v. Chr. gelebt hat) in China eingedrungen ist. Der Confucianismus, sagen sie, ist überhaupt keine Religion. Confucius hat durch sein Leben ein Beispiel gegeben, und der Chinese bestrebt sich, sein Dasein nach diesem Lebensideal einzurichten. Keinem Chinesen fällt es ein, zu Confucius zu beten. Die Confucius-Tempel sind keine Gotteshäuser, sondern Erinnerungs-Kapellen zum Andenken an den großen Morallehrer.

Freilich ist es auch schwer festzustellen, welche Religion eigentlich in China herrscht. Am Richtigsten sagt man wohl, daß es gar keine gibt, wenigstens keine allgemein giltige. Der Buddhismus, der Lamaismus (das heißt der thibetanische Buddhismus), der Taoismus haben in China ihre Tempel. Aber keine dieser Glaubenslehren ist die chinesische Religion. Der Chinese erinnert sich der Götter überhaupt nur, sobald es ihm schlecht geht. Dann läuft er in den nächsten Tempel und macht „tschin-tschin". Wenn er glaubt, daß Buddha auf den Fall von Einfluß sein könnte, so geht er zu Buddha. Am Sichersten ist es freilich, sich an einen der chinesischen Götzen zu wenden, deren Tempel neben denen der fremden Religionen sich überall erhalten haben. Denn es ist genau abgegrenzt, wie weit die Macht jedes dieser Götzen reicht. Der chinesische Götze ist sozusagen Spezialist. Der Eine heilt Krankheiten, der Zweite sorgt für Nachkommenschaft, mit dem Dritten kann man reden, wenn man Regen statt des schönen Wetters haben will, und so weiter. Besonders wichtig ist natürlich der Gott des Reichthums. Für ihn sind jene Schiffchen und Düten aus Gold- und Silberpapier bestimmt, die in vielen Läden der chinesischen Städte verkauft werden. Gold- und Silberpapier, wenn sie zu Ehren des Gottes des Reichsthums verbrannt werden, geben Geld. Nur

ein religiöser Brauch wird ausnahmslos von allen Chinesen geübt: der Ahnenkultus. In jedem chinesischen Hause, in jedem Laden, in jeder Werkstatt haben die Ahnen ihren Altar, und ungeschmälert werden ihnen so viel Räucherkerzen zugetheilt, als sie nöthig haben, um mit Behagen ihr seliges Leben zu führen. Und während in China alle möglichen Kulte durcheinanderspielen, während das Volk seinen Götzen dient, erscheint der Kaiser alljährlich einmal im Tempel des Himmels zu Peking und verrichtet eine Andacht, die einem nebelhaften höchsten Wesen gilt.

Die Werke des Confucius sind in's Deutsche übersetzt. Auf der andern Seite sind in China viele Uebersetzungen der Bibel im Umlauf. Es ist nicht leicht, die Bibel in's Chinesische zu übertragen, und diese Uebersetzungen haben schon manchen Streit unter den Missionären hervorgerufen. Vor Jahren wurde in einer chinesischen Stadt eine Missions-Konferenz abgehalten. Es entspann sich eine erregte Debatte über die Frage, wie das Wort „Gott" im Chinesischen auszudrücken sei. Zwei Vokabeln standen zur Diskussion, und für diese Vokabeln bildeten sich zwei Parteien. Der Wortführer der einen Partei erhob sich und theilte der Versammlung mit, der Segen des Herrn habe sichtlich auf der Gegend geweilt, in der Bibeln im Gebrauch seien, wo das Wort „Gott" sich durch den Ausdruck übersetzt finde, den der Redner und seine Freunde unter diesen Umständen für den einzig angemessenen halten müßten. Der Wortführer der andern Partei erklärte hierauf, daß er und seine Freunde auf ihrem Ausdruck bestehen müßten und daß der Segen des Herrn, den der Vorredner in seiner Gegend habe bemerken wollen, nichts Anderes gewesen sein könne, als ein Blendwerk des Teufels, der natürlich das größte Interesse daran habe, zu verhindern, daß der Name Gottes richtig in's Chinesische übersetzt werde.

Die Missionäre haben versucht, in Tschifu Obst anzupflanzen, und die Versuche haben hübsche Erfolge eingetragen. So bekommt man in Tschifu gute Aepfel und Birnen zu essen, und das Obst, als eines der charakteristischen Merkmale der Stadt, figurirt auf den Ansichts-Postkarten. Denn daß es sogar in diesem weltentlegenen Ort am Golf von Pe-tschi-li Ansichts-Postkarten gibt, ist selbstverständlich und braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Die Chinesen tragen Birnen und Aepfel in Körben herum, ganz wie

bei uns die ambulanten Obstverkäufer, und wägen sie auf ihrer unmöglichen Wage ab, die nur eine einzige Wagschale besitzt. Freilich haben die Chinesen lange vor den Missionären Obst gepflanzt und pflanzen es noch heute in ihrer Art weiter. Diese chinesische Methode bringt Birnen hervor, die so hart sind wie eine solide Wallnußschale. Das hindert natürlich die Kulis nicht, sie mit großer Genugthuung zu verzehren. Einige Eingeborenen beginnen allerdings bereits, ihr Obst zu veredeln.

Auch Wein bauen die Chinesen seit alten Zeiten. Sie ziehen ihn in den Gärten vor ihren Häusern an hohen Spalieren, die sie „Trauben-Bäume" nennen, und in manchem Garten steht sogar eine trauliche Weinlaube. Die chinesischen Trauben besitzen eine Säure, die Einem die Gesichtsmuskeln mit so elementarer Gewalt verzieht, daß man Mühe hat, sie wieder in die richtige Lage zu bringen. Die Europäer haben in Tschifu den Weinbau im größeren Styl versucht. Unter den Bergen am Eingang der Beach sind einige Hügel in Weinberge umgewandelt worden. Auf einem der Weinberge erhebt sich ein graues Kirchlein. („Der Winzer Schutzherr Kilian bescheer' uns etwas Feines!") Die europäischen Wein-Anpflanzungen sind von der chinesischen Firma Chang Yü angekauft worden, die sich „The Pioneer Wine Company" nennt. Die Chinesen wissen den Werth eines Rebensaftes von annehmbarer Qualität sehr wohl zu schätzen. In den letzten Jahren haben sie sich das Sekttrinken angewöhnt, und sie sind auf diesem Gebiete rasch so hervorragende Kenner geworden, daß es den europäischen Kaufleuten unmöglich ist, ihnen minder gute Waare anzuhängen. Sie unterscheiden die Marken am Geschmack und haben einen sehr klaren Begriff davon, was ein goldenes Siegel bedeutet. Jetzt wollen sie auch eigenen Wein keltern. Die Firma Chang Yü hat sich einen tüchtigen europäischen Fachmann engagirt, einen liebenswürdigen Oesterreicher, der in Klosterneuburg (Oh Fasselrutschen, wie bist Du so weit!) das Weinpflanzen gelernt hat. Acht Hektare sind bereits bebaut, weitere Pflanzungen werden gegenwärtig angelegt. Der Wein gedeiht unter der heißen chinesischen Sonne, und am Ende bekommen wir eines Tages noch chinesischen Champagner zu trinken.

Im Golf von Pe-tschi-li wird vielleicht einst der große Kampf über den Besitz China's zwischen den europäischen Nationen aus-

gefochten werden. Einstweilen stehen sie sich dort bewaffnet gegenüber, und das militärische Treiben spielt fortwährend in die Bucht von Tschifu hinein. Kriegsschiffe gehen fast täglich ein und aus. Vor einigen Tagen ist direkt aus Kreta das russische Panzerschiff „Navarin" angekommen, ein ungeschlachter Meer-Riese mit vier dicken Schornsteinen. Der „Navarin" führt neunhundert Mann an Bord. Die Leute sind eng zusammengedrängt, selbst die Offiziere schlafen zu Zwei in einer Kabine. Denn aller nur irgend verfügbare Platz muß für die Kanonen frei bleiben. Die Offiziere erzählen, daß sie in China angelangt seien mit dem Befehle, sich gefechtsbereit zu halten. Der „Navarin" kann nicht in den Hafen hinein und bleibt draußen in der Beach, nahe am Ufer. Dort steht er und hält Wache. Selbst in der Nacht sucht er mit seinem Scheinwerfer Land und Meer ab, und es ist, als schösse durch das Dunkel der gewaltige Blick aus dem niemals schlummermüden Auge des Kolosses. Das alles ist übrigens im Grunde vielleicht gar nicht so kriegerisch, wie es aussieht. Am Strande von Tschifu wohnt zum Sommer-Aufenthalt die Frau des russischen Admirals, der in Port-Arthur kommandirt, und man erzählt, daß sie besondere Sympathien für den „Navarin" hege. So ist das Panzerschiff möglicherweise nicht der Engländer wegen auf seinem Posten, sondern deshalb, weil einige seiner Offiziere nöthig sind, um die Whist-Partie der Frau Admiralin zu vervollständigen.

Die englischen Kriegsschiffe sind freilich auch fortwährend in Bewegung. Am Abend lag noch der „Navarin" allein draußen in der Bucht, am Morgen ist plötzlich ein schlanker englischer Kreuzer neben ihm gewachsen, der „Undaunted", und am nächsten Morgen liegt der „Navarin" wieder allein und vom „Undaunted" ist keine Spur mehr zu finden. Dann taucht auf einmal ein englischer torpedo-destroyer auf. Das kleine Schiff mit seinen zwei niedrigen, fast ovalen Schornsteinen wird seiner Geschwindigkeit wegen zu Kundschafterdiensten verwendet. Es ist wie der Jagdhund, der auf die Fährte gesandt wird, schießt eilig durch die Bucht, legt einen Augenblick unten an der Stadt an, schnüffelt da herum und läuft dann rasch wieder nach der andern Seite von dannen. Am nächsten Tage erscheint ein graues japanisches Torpedoboot, läßt stolz die weiße Fahne mit der rothen Sonne im Winde wehen,

hat es auch sehr eilig, macht einen Augenblick vor der Stadt Halt und dampft dann weiter in derselben Richtung, in der am Tage vorher das englische Schiff verschwunden ist. Und dann kommt der chinesische Kreuzer, das schöne, in Deutschland erbaute Schiff mit den vier schlanken Schornsteinen, welches die chinesische Grenzregulirungs-Kommission nach Tsintau gebracht hat. Die Kommission ist noch nicht fertig, und das Schiff fährt inzwischen ein wenig spazieren. Wenn man vier Schornsteine besitzt, will man doch auch ein Vergnügen davon haben. Die chinesischen Matrosen zeigen sich am Land in ihrer hellblauen Jacke und ihren weiten hellblauen Hosen, mit dem breiten blauen Tuchgürtel um die Lenden, und sie gleichen in dieser abenteuerlichen Tracht den Matrosen aus der Großen Oper.

Fast alle übrigen chinesischen Vertragshäfen sind Flußmündungen. Tschifu liegt unmittelbar am Meer. Daher kommt es, daß selbst im heißen Sommer hier stets ein wenig Frische herrscht. Namentlich sind die Nächte kühl oder kühlen sich wenigstens im Vergleich zur Tagestemperatur ab. Ein sanft abfallender Strand erlaubt das Baden. So ist Tschifu das chinesische Seebad geworden. Erst in letzter Zeit hat es eine Konkurrenz in Pei-tai-ho bekommen, das in einigen Stunden Eisenbahnfahrt von Tientsin aus zu erreichen ist. Das diplomatische Corps aus Peking ist in diesem Sommer nach Pei-tai-ho gegangen. Von Shanghai aus aber sind wieder einige Familien nach Tschifu gekommen. Am Liebsten bringen die in China wohnenden Europäer ihre Ferien freilich in Japan zu. Denn dort ist Berg und Wald und See, ganz wie in den Sommerfrischen der Heimath. Diejenigen aber, die nur Ruhe und Seeluft wollen und denen das Leben in den fashionablen japanischen Badeorten, wie Mianoshyta, zu geräuschvoll ist, begeben sich nach Tschifu. Demgemäß haben sich auch in diesem Jahre etwa hundert europäische Badegäste hier zusammengefunden.

Tschifu besitzt, wie schon erwähnt, zwei Hotels. Das „Beach-Hotel", das in der Stadt liegt, wird von einem Deutschen, Herrn P. Calender, vorzüglich geleitet. Der Wirth ist außerdem wegen seiner Gefälligkeit an der ganzen chinesischen Küste bekannt und genießt seinen guten Ruf mit Recht. Das andere Hotel, das „Family-Hotel", ist in hübscher Gegend zwischen Gebirg und Meer draußen am Eingang der Bucht erbaut. Bedauerlich ist nur, daß

der Manager, der offenbar den Nährwerth der Naturschönheiten überschätzt, seinen Gästen nicht genügend zu essen gibt. Wir haben eine niedliche englische Dame bei Tisch, die sichtlich von Tag zu Tag kleiner wurde aus Mangel an Nahrungsmitteln, bis sie sich entschloß, allabendlich eine Flasche Stout zu trinken, um wenigstens ihren Hunger zu stillen. Diese Hotel-Wirthschaft leistet Unerreichtes an Sparsamkeit und an Verwendung der Abfälle. Ein Huhn beispielsweise reicht mehrere Tage. Zuerst kommt es auf den Tisch „in leiblicher Statur", wie Busch sagt, nämlich als Huhn. Am nächsten Tage wird ein gebackenes Gericht aufgetragen, wo unter der von Eiern gebildeten Hülle als Inhalt wieder das Huhn erscheint. Am dritten Tage bekommen wir etwas Gehacktes, und das, was gehackt worden ist, ist abermals das Huhn. Nun sollte man glauben, daß von dem Huhn nichts mehr übrig sei. Aber nichts auf der Welt dauert länger als ein Huhn; und am vierten Tage wird uns eine Mehlspeise vorgesetzt, die verschiedene unbekannte Bestandtheile enthält, in denen man jedoch bei näherer Besichtigung von Neuem das Huhn wieder erkennt.

Jedes der beiden Hotels hat aus Matten hergestellte Badehütten am Strand aufgepflanzt. In der späten Nachmittagsstunde, wenn die Gluth der Sonne nicht mehr zu fürchten ist, kommen aus dem Thor des Hotels Herren und Damen hervor, in Bademäntel oder in bunte japanische Kimonos gehüllt, die hier draußen von den Europäern vielfach als Schlafröcke verwendet werden, und steigen in das Meer. Das Wasser ist ziemlich warm, Wellenschlag gibt es auch nicht, und die Erfrischung läßt zu wünschen übrig. Die jungen Misses würzen sich das Badevergnügen dadurch, daß sie sich den Seetang, welcher im Meere massenhaft herumschwimmt, an die Köpfe werfen. Am Strande spielen die Kinder. Sie machen große Kuchen aus Sand und lassen Schiffe in den Rinnsalen schwimmen, die bei der Ebbe am Ufer zurückbleiben. Ueber eine besonders stattliche Flotte verfügen die Kinder des russischen Admirals. Wenn man Sohn eines Admirals ist, kann man nicht zeitig genug lernen, mit Flotten umzugehen. Es ist selbstverständlich, daß jedes Schiff der Admiralskinder die weiße Flagge der russischen Marine mit dem blauen Andreaskreuz trägt.

Am Strande vor dem „Beach-Hotel" haben zwei kleine Skandinavierinnen und eine kleine Französin einen Freundschafts-

bund geschlossen. Ingeborg und Helga sind flachsblond und blauäugig, Madeleine trägt kastanienbraune Locken und blickt in die Welt aus großen braunen Augen, die einmal sehr ausdrucksvoll sein werden. Diese drei kleinen Freundinnen verbringen einen guten Theil des Tages damit, daß sie mit hochaufgeschürzten Kleidchen im Meere stehen und sich gegenseitig anspritzen. Sobald sie damit zu Ende sind, gehen sie zu Lande auf Missethaten aus. Jede von den Dreien hat ihre Spezialität. Wenn die Herren von Tschifu am Strande unter dem Zelt des Beach-Hotel sitzen und friedlich die Abendluft genießen, bekommen sie plötzlich einige Hände voll Sand in's Gesicht. Das ist Ingeborg. Wenn einer der Herren den Hut neben sich auf die Bank gelegt und lange nicht darauf geachtet hat, sieht er ihn auf einmal in's Meer hinausschwimmen, in der Richtung nach Tientsin. Das war Helga. Und am Abend kommt unvermuthet etwas auf dem Ufersande angekugelt und schießt Purzelbäume über Purzelbäume. Das ist Madeleine.

Der „Navarin" liegt gerade gegenüber dem „Family Hotel". Einige von den Offizieren, denen es an Bord gar zu langweilig wird, steigen allabendlich in ihr weißes Boot und lassen sich von den Matrosen herüberrudern. Die Offiziere sind fröhliche junge Leute und bringen Leben in das Hotel, wo es so viele Damen gibt und so wenig Herren. Im Salon wird das Piano aufgeklappt, dem in jeder Oktave ungefähr ein Ton fehlt. Zwei Misses spielen vierhändig einen spanischen Tanz von Moszkowsky, den sie sich während des ganzen Tages eingeübt haben, was sie aber nicht hindert, immer wieder an derselben Stelle stecken zu bleiben. Dann tritt eine Lady an's Klavier und klagt mit sanfter Altstimme darüber, daß die Blätter fallen und daß die Liebe vergeht. Hierauf nimmt eine andere Lady am Piano Platz, setzt kräftig die Hände ein und läßt den „Washington Post March" ertönen, diesen Marsch von echt amerikanischem Klange, der jetzt gerade im Begriff ist, sich die Welt zu erobern. Die Mädchen sitzen auf ihren Stühlen und schlagen den Takt mit den kleinen Füßen. Bald aber hält es sie nicht länger, Eine faßt die Andere an, und sie schwingen los. Die Washington Post wird in besonderer Weise getanzt, indem der Tänzer vor der Tänzerin geht, die ihm die Hände auf die Schultern

legt. So gleiten sie durch das Zimmer mit graziösen Schritten, werfen die Köpfe zurück, daß die Locken wallen, und wiegen sich in den Hüften. Es zeigt sich, daß Miß Anny die Anmuthigste von Allen ist, und es ist merkwürdig, wie so eine kleine Miß, die sonst durch gar nichts auffällt, schön werden kann, wenn sie tanzt. Während dessen ist die „interessante Frau" mit den dunkelroth gefärbten Haaren draußen auf der Veranda in eine angelegentliche Unterhaltung mit dem russischen Ingenieur-Offizier vertieft. Die französische Erzieherin aber vertraut in einer Ecke des Salons einem blonden Schiffsfähnrich, sie habe nur einmal einen Mann geliebt, und dieser Mann habe Eugène geheißen. Der Fähnrich seinerseits verfolgt mit verlangenden Augen einen großen Käfer, der an der Decke herumfliegt; denn er sammelt Insekten ....

Unmittelbar hinter der kleinen europäischen Ansiedelung dehnt sich weit die Chinesenstadt. Es ist eine von den besseren Chinesenstädten, sie hat sogar steinernes Pflaster. Das heißt, es sind Steine in die Erde gestampft, große und kleine, hohe und niedere. Daß ein Pflaster eben sein muß, geht offenbar über die chinesischen Begriffe hinaus. Es genügt, wenn Steine da sind. So trägt das Pflaster eher dazu bei, das Gehen zu erschweren. Zwischen den Steinen ist viel freier Erdboden. Wenn es regnet, gewinnen diese Bodenstücke die Oberhand und überziehen auch die Steine mit ihrem Koth. Dann gleicht das Trottoir der ganzen Stadt etwa dem Boden eines Kuhstalles, und zwar muß man dabei an Alles denken, was für gewöhnlich auf dem Boden eines Kuhstalles zu liegen pflegt.

Selbstverständlich ist auch die native town von Tschifu voll übler Gerüche. Nur stinkt es in jeder Chinesenstadt anders, und es ist sicher, daß in Tschifu ein durchdringender Kleistergeruch vorherrscht, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß nicht auch sonstige Düfte zu spüren sind. Dieser Geruch kommt wahrscheinlich von den Cocons, die in den verschiedenen Seidenspinnereien aufgehäuft liegen. Einige Spinnereien werden mit Dampf betrieben, in den meisten aber wird nach alter chinesischer Art gearbeitet. Die Cocons, kleinen Vogeleiern vergleichbar, sind im Hofe zu hohen Haufen aufgeschüttet. Die weißgelben kommen aus Schantung, die dunkleren stammen aus der Mongolei. Sie werden in großen

Bottichen gekocht, offenbar um den Wurm zu tödten, dann werden sie in die Spinnerei gebracht. In einer länglichen, niederen Stube sind die alterthümlichen Spinnstühle aufgestellt. Vor jedem sitzt ein bis zum Gürtel nackter Chinese, der von der Schale des Cocons einen Seidenfaden nach dem andern ablöst. Der Faden läuft über mehrere Spulen und schlingt sich dann um ein kleines Rad mit breiten, eckigen Rädern. Die schönen goldgelben Seidengewinde, die von diesen Rädern abgelöst sind, füllen die Vorraths-Kammern bis zum Dach. Es gibt Seidenspinnereien in Tschifu, welche einen jährlichen Umsatz von Hunderttausenden von Dollars haben, aber sie sind alle in denselben niedrigen und armseligen chinesischen Häusern untergebracht. Vorn an der Straße liegt stets der kleine, halbfinstere Laden, und hinten geht es durch schmutzige Höfe auf gewundenen Wegen bald geradeaus, bald um die Ecke herum in die Arbeitsräume.

Auch sonst sind die Läden von Tschifu eng und schmucklos. Immer gehören Höfe dazu, und zumeist steht vor dem Eingang zum Hof der übliche Wandschirm, der aber in Tschifu nicht einmal gemauert, sondern einfach aus grüngefärbtem Holz gefertigt ist. Auf den Wandschirm ist das chinesische Zeichen „Fu" gemalt, das „Glück" und „Reichthum" zugleich bedeutet (weil nach chinesischer Auffassung der Reichthum eben das Glück ist) und natürlich auch Erfolg im Geschäft bringt. Es ist dasselbe Zeichen, welches hier und da der Kaiser mit eigener Hand auf Papier malt nnd dann einem Beamten zuschickt, der sich um den Staat verdient gemacht hat. Der Beamte ist sehr glücklich, stellt den vom Kaiser eigenhändig gepinselten Buchstaben in seinem Yamen aus und empfängt die Glückwünsche seiner Freunde und Kollegen. Dies ist die Art, wie der Kaiser von China ohne große Unkosten Orden verleiht. Das Fu-Zeichen hat an der Seite zwei Linien, die einem Vogelschnabel gleichen. An den Wandschirmen in Tschifu ist häufig an dieser Stelle noch ein Auge dazu gemalt, um den Vogelkopf zu vervollständigen.

In vielen Läden wird Seide verkauft, die neben dem Strohgeflecht den Haupt-Handelsartikel der Schantung-Provinz bildet. In anderen Läden haben die großen Banken ihren Sitz. Alles Geld wird hier in Cash eingewechselt, in diese durchlöcherten chinesischen

Kupfermünzen, von denen etwa 4|5 auf eine deutsche Reichsmark gehen. Millionär kann also in China bald Einer werden. Hundert Cash sind immer an eine Schnur gereiht, und in den Fächern an der Wand sind diese Cash-Schnüre aufgeschichtet. Silber hat wenig Kurs. Die mexikanischen Dollars kennt man nur an der Küste. Das Silber, das im Inland umläuft, ist ungemünzt. Es ist zu Stücken zusammengeschmolzen, welche die Form von Schuhen haben (sycees). Der Werth dieser Stücke wird durch Abwägen bestimmt. Ein Schlag mit dem Hammer gibt Kunde darüber, ob nicht auch Blei in das Silber hineingeschmolzen worden ist. Kein Chinesen-Ohr täuscht sich über den Klang des wahren Silbers. Zu den unentbehrlichen Utensilien einer chinesischen Bank gehören also Wage und Hammer.

Am Saubersten sind noch die Medizin-Läden gehalten. An den Wänden stehen in langen Reihen weiße mit blauen Buchstaben bezeichnete Porzellanbüchsen, worin die Medikamente enthalten sind. Ich lasse mir für 10 Cents Arzneimittel verabreichen und erhalte etwas aus jeder Büchse. Das Medikament wird stets in ein besonderes weißes Papier gewickelt, und der Kommis malt mit seinem Schreibpinsel ein chinesisches Schriftzeichen darauf, das den Inhalt des Päckchens angibt. Dann kommen sämmtliche Päckchen in ein gemeinsames Packet. Ich frage, gegen welche Krankheiten das helfe, was ich gekauft habe. „Gegen alle!" lautet die Antwort. Das ist billig, für zehn Cents. Dann wird mir noch ein kleines Töpfchen angeboten, welches eine Salbe gegen Husten enthält. Ich lehne dankend ab, da ich schon Mittel gegen alle Krankheiten erstanden habe. Hierauf werde ich gefragt, ob ich auch Arzt sei? — „Nein, aber ich habe einen Arzt in der Familie." Diese verwandtschaftliche Beziehung imponirt sichtlich. Nunmehr werde ich ganz cordial behandelt, wie Jemand, der zum Geschäft gehört. Man hat keine Geheimnisse mehr vor mir, thut sogar vom Mörser den Deckel ab und fragt mich, ob ich nicht auch ein wenig stampfen wolle?

Eine gerade Straße durchschneidet die Stadt in ihrer ganzen Länge. Sie ist volkreich und belebt. Kulis schieben ihre Karren mit den kreischenden Rädern durch die Menge der Fußgänger. Auch ein Maulesel schreitet manchmal einher und streift mit den

Lasten, die ihm auf beiden Seiten herunterhängen, an die Wände der Häuser an. Gegen die Mitte der Straße trifft man auf einen von Verkaufsbuden angefüllten Platz, an dessen einer Seite ein Tempel steht. Im Innern ist das heilige Gebäude von ausnahmsweiser Reinlichkeit. Die Steinfliesen, die den Tempelhof bedecken, sind beinahe weiß. Auf dem Hof, gegenüber dem inneren Eingang zum Tempel, ist ein Theater errichtet. Die hübsche kleine Bühne ruht auf Pfählen, und auf ihrem Dache schlängeln sich zwei zierliche Drachen einander entgegen, deren Schuppen aus buntglasirten Thonstücken gebildet sind. Hinten im Tempel sitzt der Gott in seinen allerdings verschossenen Prunkgewändern. Er ist wohlbeleibt, hat die Arme zufrieden über den Bauch gelegt, und die weiten Aermel fallen so lang herab, daß man die Hände nicht sehen kann.

In einer Seitengasse vor dem Yamen des Tao-tai stehen die üblichen zwei verschnörkelten Löwen. Der Tao-tai ist in Kiautschou und hilft dort die Grenze vermessen. Vom Yamen ist es nicht weit zum Gefängniß. Die Kerkermeister sitzen in einer Stube beisammen und rauchen aus ihren metallenen Wasserpfeifen. Sie sind sehr erfreut über meinen Besuch und bieten mir Thee an. Dann entzündet einer eine Kerze und leuchtet in ein finsteres Kellerloch hinein. Dort im Dunklen liegen zwei Gefangene. Ihre Füße sind an eine Holzleiste angekettet, dann läuft dieselbe Kette um ihre Hände und um ihren Hals. Sie lächeln dem Beschauer zu, halten ihm ihre Ketten hin, damit er sie deutlich sehen könne, und fühlen sich unbestreitbar geschmeichelt.

Da der Tao-tai abwesend ist, wird keine Gerichtssitzung gehalten. Der Gerichts-Yamen ist klein. Im Hausflur lehnen an der Wand einige von den schweren hölzernen Halskragen, Kang genannt, die den Missethätern umgehängt werden, und harren der Verwendung. Ein Kang aus der Sammlung hat sogar zwei Löcher für zwei Köpfe. Hinten im Hof ist die Gerichtsstube. Die Richter nehmen im Innern Platz, und der Angeklagte muß draußen im Hof knien vor der geöffneten Thür. Ueber dem Eingang, zwischen dem Richter und dem Angeklagten, hängt ein Vogelbauer, das auch während der Gerichtssitzungen an seiner Stelle bleibt. Auf dem Gerichtstisch steht die aus Blei gegossene kaiserliche Hand mit den drei Fingern, die das Zeichen der Gerichtsbarkeit bildet. Vor

dieser Hand muß der Angeklagte knieen, nicht vor dem Richter. Die Gerichtsdiener erscheinen und laden zum Sitzen ein. Ich lasse mich auf einen der mit rothem Tuch überzogenen Stühle nieder, welche für die Richter bereit stehen, und blicke in den stillen, kleinen Hof hinein. Die chinesische Justiz hat sich da eine friedliche Stätte für ihre Greuel gewählt. Der Richter kann von seinem Platz aus die Blumen sehen, die in einem Beet an der Seite des Hofes blühen; und der Angeklagte, der draußen kniet, hört in seiner Herzensangst im Bauer über sich den Vogel zwitschern.

Von der Chinesenstadt führt der Weg durch Felder nach dem Eingang der Bucht zurück. Die Luft geht kühl, kühler als in den letzten Tagen, und das Licht, das den Himmel erfüllt, hat einen sanfteren Glanz, als bisher. Hoch stehen die Kaoliang-Stauden in den Feldern. Die langen Dolden sind goldbraun, und braun hängen die Blätter von den braunen Stengeln. Wenn der Wind einherweht, laufen trockene Geräusche durch das Feld; es ist, als klapperten dürre Gebeine aneinander. In diesem Lande gibt es keine Bäume, von denen die welken Blätter fallen. Aber Herbstlicht schwebt in der Luft, und Herbstfarben erscheinen im Felde. Die dürren Kaoliang-Stauden führen einen Todtentanz auf, und es ist kein Zweifel, daß es mit dem Sommer zu Ende geht.

XXII. Der General Tscheng-ki-tong.

Tschifu, 25. August.

Der General Tscheng-ki-tong hat lange in den europäischen Hauptstädten den Salon-Chinesen gespielt. Er hat auch einige französische Bücher über China geschrieben, die recht amüsant sind und seinerzeit viel gelesen wurden. Zu den wenigen chinesischen Namen, welche sich dem europäischen Publikum eingeprägt haben, gehört der seinige. Zuerst sah man ihn vor Jahren in Berlin, wo er als Militär-Attachè der chinesischen Gesandtschaft auftrat. China entsendet keine Militär-Attachés. Da aber die chinesische Regierung dem Gesandten die Auswahl des Personals der Legation überläßt, so kann sich, wenn der Gesandte einverstanden ist, Jeder, der gerade will, zum Militär-Attaché ernennen. Nachdem Tscheng-ki-tong sich in dieser Weise einen diplomatischen Posten verliehen hatte, ließ er sich ebenso durch alle militärischen Grade avanciren. Es ist begreiflich, daß er es unter diesen Umständen rasch zum General brachte.

Die Berliner Herrlichkeit dauerte nicht sehr lange. Als Bismarck die berüchtigte Affaire der belgischen Dokumente aufdeckte, welche von dem französischen Geheimagenten Foucault de Mondion gefälscht worden waren, zeigte es sich, daß der chinesische General sich irgendwie dabei die Finger verbrannt hatte. Tscheng-ki-tong mußte Berlin verlassen und ging nach Paris. Hier lebte er mehrere Jahre, schuf sich seinen Platz in der Welt des Boulevards und wurde „un Chinois bien Parisien“. Er gab seine Bücher heraus, ohne dabei die Ge-

legenheiten zur Erhöhung seiner Einnahmen aus den Augen zu verlieren. Denn die Literatur gewährt eine mehr ideale als finanzielle Befriedigung, das Leben aber kostet Geld, namentlich in Paris. Tscheng-ki-tong war der bekannteste Chinese in Paris, und wenn er nicht aus dieser Situation jeden geschäftlichen Profit gezogen hätte, den sie nur irgend gewähren konnte, so wäre er eben kein Chinese gewesen. Eines Tages machte er ein Geschäft, das ihm einige hunderttausend Francs eintrug. Die Operation war sehr einfach. Es handelte sich nur darum, eine Unterschrift unter ein Papier zu setzen. Man begreift, daß Tscheng-ki-tong rasch bereit war, zu unterschreiben. Das Einzige, was an der Sache ausgesetzt werden konnte, war der Umstand, daß Tscheng-ki-tong unter das Papier nicht seine eigene Unterschrift zeichnete, sondern diejenige der chinesischen Regierung. Er ließ sich im Namen der chinesischen Regierung Geld auszahlen und war dazu in keiner Weise ermächtigt. Das Geld ging auch in seine Taschen und die Regierung bekam keinen Sou davon zu sehen.

Die Geschichte kam heraus, und Tscheng-ki-tong wurde nach Peking berufen. Daß der gute General sich einen kleinen „squeeze" erlaubt hatte, bei dem der chinesische Staat um mehrere hunderttausend Francs benachtheiligt worden war, bildete gewiß nicht den einzigen Grund für die Ungnade, die ihn traf. Die chinesische Regierung ist in der Regel voll Toleranz für diejenigen Funktionäre, die weiter nichts thun, als den Staat betrügen. Die nachsichtige Auffassung erklärt sich dadurch, weil fast alle Beamten in China sich durch unerlaubte Mittel zu bereichern suchen, so daß es im Interesse einer geordneten Verwaltung geboten erscheint, möglichst ungestraft stehlen zu lassen. Wenn man alle Beamten wegen Diebstahls einsperrt, wer bleibt da noch übrig, um den Staat zu regieren? Tscheng-ki-tong aber hatte zunächst den Fehler begangen, daß er sich hatte erwischen lassen, und das konnte ihm nicht verziehen werden. Ferner hatte er lange Zeit vor dem Publikum in Berlin und Paris als chinesischer General posirt, und in Peking liebt man es nicht, wenn ein Chinese in Europa sich gar zu wichtig macht.

Das war also das Ende von Tscheng-ki-tong's europäischer Laufbahn. Er wurde nach Peking berufen und mußte das Schiff nach China nehmen. Seitdem hat man wenig mehr von ihm

gehört. Unsichere Gerüchte sind über's Meer gekommen, die besagten, er sei in Untersuchung gezogen und aller seiner Würden entsetzt worden. Schließlich hieß es sogar, er habe seinen Kopf verloren. Das schien ein hartes und zugleich wundersames Schicksal zu sein: in Paris gelebt zu haben und in China geköpft zu werden.

Nein, Tscheng-ki-tong trägt noch seinen Kopf mit sich herum, und ich habe ihn selbst auf seinen Schultern gesehen. Das war in Tschifu an der Bar des „Family Hotel". Der General trank einen Whiskey mit Soda, und das kann Niemand thun, der sich nicht im Vollbesitz seines Kopfes befindet. Tschifu wird, wie früher erwähnt, von den in China wohnenden Europäern als Seebad benutzt. Während der Saison sind alle Hotels mit Badegästen, namentlich aus Shanghai, besetzt. Eines Tages war im „Family Hotel" an der Tafel, auf welcher die Logirgäste verzeichnet sind, der Name einer Frau Tscheng-ki-tong zu lesen. Am Abend stand ich an der Bar neben einem Chinesen im landesüblichen blauen Kittel. Ich meinte, es sei der Bar-Boy, und wollte mir bei ihm einen drink bestellen. Der Manager aber hielt mich im rechten Augenblick noch zurück: „Um Himmelswillen, das ist ja der General!"

In Paris haben wir, der General Tscheng-ki-tong und ich, einen gemeinsamen Freund. So kam die Unterhaltung rasch in Fluß. Tscheng-ki-tong spricht ausgezeichnet Französisch mit einem etwas gedehnten Accent, welcher seiner Sprechweise etwas Melancholisches gibt, das ganz zu seinem Wesen paßt. Denn der Tscheng-ki-tong von heutzutage ist ein Resignirter, der nichts mehr vom Leben erwartet und schwermüthige Betrachtungen über den Weltlauf anstellt. So wenigstens schildert er selbst seine Gemüthsstimmung. Freilich will das, was er von seinen Plänen erzählt, nicht recht zu seiner Weltabgewandtheit passen, und seine Worte haben manchmal einen Klang, aus dem man heraushört, daß Tscheng-ki-tong ein Resignirter ist, der noch ganz und gar nicht verzichtet hat. Das kann man übrigens beinahe immer sagen, und Jeder, der sich resignirt zurückgezogen hat, hegt im Grunde wohl die stille Hoffnung, man werde ihn doch noch eines Tages holen kommen. Tscheng-ki-tong hat also aller irdischen Größe entsagt, aber es thut ihm ersichtlich wohl, sich „mon général" angeredet zu hören. Von Politik freilich soll man ihm nicht sprechen.

„Ich weiß nichts mehr von Politik", sagt er, „ich pflanze meinen Kohl."

Das ist ganz nach dem Muster von Voltaires Candide, der sein abenteuerreiches Leben mit der Erkenntniß beschloß, daß man auf der Welt nichts Besseres thun könne, als seinen Garten bestellen.

Um seinen Kohl zu pflanzen, hat sich Tscheng-ki-tong im eleganten Villen-Viertel von Shanghai auf der Bubbling Well Road gegenüber der Residenz des Tao-tai ein Grundstück gekauft. Dort hat er sich in einem großen Garten ein hübsches kleines Haus gebaut. Man ersieht daraus, daß es diesem General, der den Kohl liebt, jedenfalls an den Mitteln nicht fehlt, um eine ganz besonders gute Qualität von Kohl zu kultiviren. Freilich, bis es zu dem Landhause auf der Bubbling Well Road kam, hat es schwierige Zeiten gegeben. Als Tscheng-ki-tong in Peking aus Europa anlangte, nahm man ihm zuerst Alles ab, was er besaß. Er war zwar vorsichtig genug gewesen, nicht mehr allzu viel mitzubringen, aber das Wenige, das ihm blieb, mußte er bis auf den letzten Heller hergeben. Dann verschwand er für einige Zeit gänzlich von der Bildfläche. Wie es heißt, hat er diese Zeit in den Gefängnissen von Peking zugebracht. Damals soll allerdings sein Kopf ganz beträchtlich gewackelt haben. Aber sein Freund Tscheng-Tao-tai kam ihm zu Hilfe. Tscheng-Tao-tai ist in China ein einflußreicher Mann, zugleich hoher Beamter und Unternehmer im großen Style. Namentlich hat er rasch begriffen, wieviel Geld sich mit den modernen Ideen verdienen läßt, ist an fast allen chinesischen Dampfer-Linien betheiligt und hat seine Hand in den meisten Eisenbahn-Projekten, in denen chinesisches Kapital arbeiten soll. Gegenwärtig fungirt er in Shanghai als eine Art General-Direktor der Chinesischen Staatsbahnen. Ein Kopf hat in China seinen Preis, wie alles Andere, und Tscheng-Tao-tai, welcher so und so vielfacher Millionär ist, kann es sich schon leisten, das Leben eines Freundes der erzürnten Justiz abzukaufen. Je erzürnter die Justiz ist, umso höher steigen natürlich die Kosten. Damit die Form gewahrt bleibe, wird vielleicht an Stelle des Schuldigen ein unschuldiger Kuli hingerichtet. Denn Strafe muß sein.

Tscheng-ki-tong also kam los. Freilich hatte er nicht nur all' seinen Besitz, sondern auch alle seine Würden in Peking gelassen.

Er war zwar niemals eigentlich General gewesen, jetzt aber war er es noch weniger als je. Selbst den kleinen Mandarins-Knopf, den er besaß, hatte man ihm abgenommen. Er trat in die Dienste von Li-Hung-Tschang, der damals noch als Vizekönig in Tientsin residirte, und war eine Zeit lang einer von dessen zahlreichen Sekretären und Dolmetschern. Dann ließ ihn Tscheng-Tao-tai nach Shanghai kommen. Dort haben die Chinesen in den letzten Jahren einen Bund gebaut, der als Verlängerung des europäischen Bund und ganz im Styl dieser Uferstraße an der Chinesenstadt entlang geht. Tscheng-ki-tong war an der Leitung der chinesischen Bund-Arbeiten betheiligt, insbesondere hat er die elektrische Beleuchtung der Straße eingerichtet. Vielleicht ist aus dieser seiner Thätigkeit für das öffentliche Wohl das kleine Landhaus erwachsen, das er jetzt bewohnt. Jedenfalls ist er wieder zu Vermögen gekommen. Als er in diesen Tagen Tschifu berührte, war er abermals auf dem Wege nach Peking. Die chinesische Regierung, wie gesagt, läßt ihren Beamten Freiheit, das Geld zu nehmen, wo sie es finden. Sie drückt die Augen zu, hat dabei aber ihr System. Der Beamte darf sich vollsaugen; wenn es jedoch scheint, daß er voll genug ist, wird er nach Peking berufen, und dort wird er ausgepreßt. Vielleicht erachtet man höheren Orts, daß Tscheng-ki-tong wieder in einem Stadium angelangt ist, wo das Auspressen sich verlohnt. Jedenfalls machte er, als ich ihn in Tschifu traf, nicht den Eindruck eines Mannes, der zu seinem Vergnügen nach Peking reist.

Er hatte seine Frau und Tochter nach Tschifu mitgenommen. Dort sollten sie seine Rückkehr aus Peking erwarten und inzwischen ein wenig Seeluft einathmen. Die Frau ist eine Französin, — ein bleibendes Andenken, das sich der General von einer seiner Reisen in Europa mitgebracht hat. Madame Tscheng-ki-tong präsentirt sich als eine korpulente Dame mit weiß gepuderten Haaren, sehr kurzathmig und sehr gesprächig. Außer dieser europäischen gibt es natürlich noch eine oder die andere chinesische Madame Tscheng-ki-tong. Denn es gebührt sich, daß ein Chinese eine Chinesin zur Frau nimmt, und wenn er bereits eine europäische Frau hat, so löst er die Schwierigkeit in der einfachsten Weise dadurch, daß er eine chinesische dazu nimmt. Tscheng-ki-tong hat, wie verlautet, sogar zwei

oder drei chinesische Frauen heimgeführt. Von diesen stammen seine Töchter. Die eine ist verheirathet, die andere soll dieser Tage sich mit dem Verwandten eines sehr großen Mandarins vermählen, die dritte, die im Alter von etwa fünfzehn Jahren steht, ist auch bereits verlobt. Denn in China ist die Heirath eine Angelegenheit, welche die Eltern von Braut und Bräutigam untereinander abmachen; und die Versprechungen werden oft ausgetauscht, wenn die zukünftigen Eheleute noch Kinder sind. Die Fräuleins Tscheng-ki-tong haben eine halb chinesische, halb europäische Erziehung genossen. Sie sprechen französisch und englisch. Wenn im Winter der Tao-tai von Shanghai der europäischen Gesellschaft einen Ball gibt, so helfen sie der Frau des Tao-tai, die Honneurs des Hauses machen, und leisten ihr Dolmetscherdienste. Das jüngste Fräulein Tscheng-ki-tong ist eine niedliche Chinesin mit einem bis zur Erde herabreichenden rabenschwarzen Zopfe, mit blendend weißen Zähnen und nachtschwarzen Augen, in deren Tiefe dunkle Feuer brüten. Der General zeigt sich als ein sehr zärtlicher Vater. „C'est mon petit bijou", sagt er und streichelt dem Töchterchen die Hand. Ueberhaupt ist er ein Mann von angenehmem Wesen, und seine Höflichkeit ist nicht überladen und chinesisch, sondern einfach und weltmännisch.

Wir plaudern also an der Bar.

„Wir könnten aber auch ein wenig spazieren gehen", meint der General.

Madame Tscheng-ki-tong steigt in eine Sänfte, welche zwei Kulis mit Aechzen auf ihre Schultern heben. Wir schreiten hinterdrein, und das Fräulein trippelt neben uns her und sucht sich sorgfältig die trockenen Stellen auf dem vom Regen durchweichten Wege, um sich ihre chinesischen Pantöffelchen nicht naß zu machen. Hinter dem Hotel steigt das Gebirge an; der Weg führt zu den Höhen hinauf, auf denen die chinesischen Forts liegen.

„Nein, nichts von Politik", sagt der General, „das letzte Mal habe ich es in Formosa mit der Politik versucht. Nach dem japanischen Kriege ging ich hin und gründete dort eine Republik. Warum soll eine Republik in Formosa nicht ebenso gut existiren können, wie anderswo? Aber kaum hatte ich die Regierung übernommen, so brach ein Aufstand los. Meine Freunde und ich hatten

gerade noch Zeit, uns auf ein Schiff zu retten, unter Zurücklassung aller unserer Habseligkeiten. Ein deutsches Kriegsschiff, der „Iltis", kam an und ging gegen die Aufständischen vor. Trotzdem dauerte es mehrere Tage, ehe unser Schiff aus dem Hafen auslaufen konnte, und noch heute begreife ich nicht, daß ich damals lebendig davongekommen bin."

„Du wirst eben keine Republik mehr gründen," sagt Madame Tscheng-ki-tong aus der Sänfte.

„Erzählen Sie mir von Paris!" ersucht der General. „Wie weit ist die Weltausstellung? Ich möchte gern im Jahre 1900 wieder hinreisen, aber ganz als Privatmann."

Ich liefere den verlangten Bericht über den Stand der Weltausstellungs-Arbeiten, und der General seufzt: „Ach ja, Paris!" und versinkt in Nachdenken. Dann sprechen wir natürlich von der Dreyfus-Affaire. Der General hat eine etwas chinesische Auffassung von der Angelegenheit.

„Man sollte ein Ende damit machen, gleichgiltig ob der Mann schuldig ist oder nicht," erklärt er.

Diese chinesische Anschauung deckt sich übrigens mit vielen Aeußerungen, die in Paris laut geworden sind. Nur hat man in Paris ein schönes europäisches Wort dafür und nennt es Staats-Raison.

Während dieser Gespräche sind wir oben vor den Forts angekommen. Ein Thor ist offen, allein chinesische Soldaten werden sichtbar, halbnackte pockennarbige Kulis, und zeigen auf eine an dem Thore angebrachte Tafel mit einer Inschrift in englischer Sprache, welche Privatpersonen den Zutritt verwehrt. Der General spricht chinesisch mit den Soldaten, aber es nützt nichts, und wir müssen wieder herunter.

Auf einem Seitenpfade gelangen wir zu der chinesischen Landstraße, die von Tschifu aus in's Innere von Schantung führt. Die Straße ist sehr belebt. Alle Augenblicke kommt eine Sänfte mit einem rund gewölbten Dach vorüber, welche von zwei Maulthieren in der Weise getragen wird, daß das eine Thier vorn, das andere hinten geht. Diese Sänfte, Schentze genannt, ist das Haupt-Verkehrsmittel für die Reisen im Lande. Personen wie Gepäckstücke werden mit ihr befördert. Auf der Straße also

folgt eine Schentze der andern. Dazwischen erscheint auch eine Frau, die hochroth geschminkt in ihren seidenen Festkleidern auf einem Maulthiere sitzt, wahrscheinlich eine Braut. Am Straßenrande sind einige Denksteine errichtet. In die Köpfe sind gewundene Schlangen eingemeißelt; die chinesischen Inschriften erzählen von einigen Frauen und ihrer hohen Tugend. Fräulein Tscheng-ki-tong, gefragt, ob man ihr auch einmal solch' einen Denkstein setzen werde, lächelt verlegen und erröthet.

„Sie kommen von Kiautschou?" fragt der General, und nachdem ich bejaht habe, fährt er fort: „Ich begreife nicht, warum Ihre Landsleute sich in dieses Loch hineingesetzt haben. Ein Hafen ist nicht da, und der Weg in's Innere wird durch Berge versperrt. Die Deutschen hätten weit besser gethan, wenn sie eine Insel an der Küste genommen hätten; und hätten sie damals auf Kiautschou verzichtet, so würden sie bekommen haben, was sie verlangt hätten. Glauben Sie mir, Deutschland wird viel Geld in Kiautschou hineinstecken müssen und wird doch wenig daraus machen können. Ich weiß ganz genau, wie die Verhältnisse liegen, denn ich bin selbst dort gewesen und habe mich an Ort und Stelle informiren können. Vor einigen Jahren wurde ich beauftragt, unsere militärischen Stellungen an der Küste zu inspiciren, und auf dieser Inspektions-Reise mußte ich auch Kiautschou berühren, weil die chinesische Regierung damals mit dem Gedanken umging, dort ihren Haupt-Kriegshafen anzulegen."

„Wo wird in Zukunft der chinesische Kriegshafen sein?"

„Das ist schwer zu sagen. Wir haben nichts mehr, gar nichts mehr. Einstweilen erlauben uns noch die Russen, unsere Schiffe in Port-Arthur zu verankern. Aber China hat so viele Häfen weggegeben, daß es keinen mehr für sich behält. Selbst die Einfahrt zum Golf von Pe-tschi-li, die geschlossen war wie durch zwei Hummern-Scheeren, ist in fremden Händen. Die Hauptstadt liegt schutzlos, und dem Kaiser wird wohl nichts übrig bleiben, als seine Residenz über kurz oder lang von Peking weiter in's Innere zu verlegen. Es ist eine traurige Zeit für mein Land."

„Vielleicht aber ist diese Krisis das einzige Mittel, um das Reich zu neuem Leben zu erwecken? Jedenfalls wird bald der Augenblick kommen, wo China diejenigen seiner Männer, welche europäische Bil-

dung haben, zur Leitung seiner Angelegenheiten wird berufen müssen."

Der General wehrt ab: „In solchen Zeiten ist es das Rathsamste, sich im Hintergrund zu halten und keine Verantwortlichkeit zu übernehmen."

„Jetzt, wo alle Mächte versorgt sind, wird wohl einstweilen wieder Ruhe eintreten."

„Wir können es immerhin hoffen" meint der General. Dann fährt er lachend fort: „Die Mächte drängen sich in China, ganz so wie in Paris sich die Leute drängen, wenn Ausverkauf im „Bon Marché" ist. Und in China ist das Gedränge noch ärger, weil man da Alles umsonst bekommt."

„Glauben Sie nicht, daß China sich doch auch eines Tages wehren könnte? Die von europäischen Instruktoren ausgebildeten chinesischen Truppen machen den Eindruck von guten Soldaten. Möglicher Weise ließe sich in China eine Armee-Reform mit Erfolg durchführen."

„Sämmtliche Reformen sind vergeblich," erwidert Tscheng-ki-tong, „wenn nicht vorher diejenige Reform ins Werk gesetzt wird, welche die Vorbedingung aller anderen ist, nämlich die Centralisation. China ist schwach und hilflos, weil im Innern des Reiches die Decentralisation bis zum Aeußersten geht. Was nützt es, wenn ein einsichtiger Vizekönig diese oder jene Verbesserungen vornimmt? Das kommt seiner Provinz zu Gute und vielleicht nicht einmal seiner Provinz. Denn er bleibt zumeist nicht lange genug im Amte, um seine Ideen durchzuführen; und der Nachfolger ist in der Regel nicht geneigt, mit den Ideen des Vorgängers weiterzuarbeiten, schon weil man sonst glauben könnte, er habe keine eigenen. Reformen können in China nur dann einen wirklichen und dauernden Erfolg haben, wenn sie vom Kaiser ausgehen.*) Der Kaiser müßte sagen: „Ich will die Sorge übernehmen für das, was noth thut. Denn ich bin der Vater der Familie." Dann müßte man den Vizekönigen ihre Selbständigkeit nehmen und sie ganz einfach zu Werkzeugen der Centralregierung machen."

*) Daß selbst der Kaiser China nicht mehr zu reformiren vermag, haben die Ereignisse gezeigt, welche erfolgt sind wenige Wochen, nachdem der General Tscheng-ki-tong sich in der oben angegebenen Weise geäußert.

„Und Sie sind der Ansicht, daß sich die Vizekönige würden so gutwillig ihrer Macht entkleiden lassen?"

„Das kaiserliche Prestige ist in China immer noch stärker, als alles Andere, und ich glaube auch nicht an revolutionäre Vizekönige. Jedem, der Schwierigkeiten macht, wird man es freistellen, zu gehen. Es ist nicht schwer, einen ungehorsamen Vizekönig durch einen folgsamen zu ersetzen. In China ist kein Mangel an Mandarinen."

„Was aber würden die europäischen Mächte dazu sagen, wenn sie merken würden, daß in China sich ein Centralisations- und Reformwerk vollzieht, dessen Spitze sich in letzter Linie gegen sie richtet?"

„Ich bin durchaus nicht der Ansicht, daß man gegen die Europäer reformiren soll. Im Gegentheil meine ich, man soll mit ihnen reformiren. Auf allen Gebieten soll man sich der Mitwirkung von tüchtigen Männern aus Europa bedienen. Die Seezölle sind europäisch organisirt und haben sich ausgezeichnet bewährt. Von der Post gilt das gleiche. Warum soll man nicht dasselbe System auf anderen Gebieten der Verwaltung anwenden? Warum soll man nicht auch die Finanzen, das Heerwesen, die Marine durch Europäer europäisch einrichten lassen?"

„Das sind Anschauungen, die in den maßgebenden chinesischen Beamtenkreisen nicht allzu verbreitet sein dürften."

„Zugegeben! Immerhin weht jetzt ein merkwürdiger Wind von oben. Vor wenigen Tagen hat die Peking-Zeitung ein kaiserliches Edikt veröffentlicht, welches die Preß-Freiheit gewährt. Nun wird der Kaiser selbst aus den Zeitungen erfahren können, wessen das Land bedarf, — vorausgesetzt natürlich, daß er sie zu lesen bekommt. Ein anderes kaiserliches Edikt bewilligt einer in Shanghai erscheinenden chinesischen Zeitung, dem „Chinese Progress", eine monatliche Subvention und befiehlt allen Madarinen, sich darauf zu abonniren. Das bedeutet für das Blatt ein Vermögen, und es gibt außer China wohl kein Land, wo der Journalismus so seltene Chancen bietet. Eine dritte kaiserliche Verordnung in derselben Nummer der Peking-Zeitung wirft 800,000 Taels aus zur Gründung einer Universität in Peking. Es sieht wirklich beinahe so aus, als würde der Kaiser radikal."

„Wenn Sie jetzt nach Peking kommen, haben Sie die beste Gelegenheit, Propaganda für Ihre Ansichten zu machen."

„Das wird auch geschehen. Ich gehe übrigens selbst in einer Centralisations-Angelegenheit nach Peking. Die wichtigsten Fragen des Augenblicks sind diejenigen, welche Eisenbahnen und Bergwerke betreffen. Die Bergwerke scheinen mir beinahe noch wichtiger als die Eisenbahnen. Es ist von höchster Bedeutung, daß die Regierung sich hier wenigstens die oberste Entscheidung und die oberste Aufsicht wahrt. Darum ist der Zweck meiner Reise nach Peking, dort die Schaffung eines Central-Departements für Eisenbahnen und Bergwerke zu betreiben."

„Dies ist eine Centralisation im Kleinen, der sich wenig Schwierigkeiten entgegenstellen. Wie aber soll das große Centralisations- und Reform-Werk durchgeführt werden?"

„Ich denke mir das so," erklärt Tscheng-ki-tong: „Der Kaiser ordnet im ganzen Reiche eine Untersuchung an und bemüht sich, durch eingehende Erhebungen die Hauptschäden festzustellen. Hierauf beruft er eine Konferenz der europäischen Mächte entweder in Peking selbst oder in einer der Hauptstädte von Europa. China unterbreitet der Konferenz die Ergebnisse der kaiserlichen Untersuchung und sagt zu den Mächten: „Ihr seht, was mir fehlt. Nun rathet mir und helft mir. Denn Ihr sagt ja immer, daß Ihr meine Freunde seid." Daraufhin müßten sich die Mächte erklären und vielleicht das Reform-Werk selbst in die Hand nehmen."

„Was dabei herauskommt, wenn die Mächte es unternehmen, ein Land zu reformiren, ist in der Türkei zu sehen. Man kann keinesfalls sagen, daß es diesem Lande an europäischen Konferenzen gefehlt hat."

„Die Reformen in der Türkei werden nicht zustande gebracht, weil gewisse Mächte ein Interesse daran haben, die Türkei verfallen zu lassen, um sich dann Theile ihres Gebiets ohne Schwierigkeiten aneignen zu können."

„Bei China könnte sich leicht derselbe Fall ergeben."

„Meinetwegen auch das," sagt Tscheng-ki-tong, „aber ich bleibe bei meiner europäischen Konferenz. China erscheint vor den Mächten und sagt: „Reformirt mich!" Die Mächte antworten: „Wir wollen Dich nicht reformiren, wir wollen Dich theilen!" Das

wäre dann auch eine Klärung der Situation, und wir Chinesen wüßten wenigstens, woran wir sind. Jede Gewißheit, selbst die schlimmste, ist besser als der heutige Zustand."

Madame Tscheng-ki-tong erhebt wieder ihre Stimme aus der Sänfte:

„Sieh' doch, das kleine Haus!"

Zur Rechten des Weges, auf einem Hügel, ist eine Hütte ganz im Grünen versteckt. Die hohen Maisstauden wachsen weit über ihr Dach hinaus. Die Mauern sind von Schlingpflanzen umklammert, und bunte Blumen blühen in den Ranken.

„Wie hübsch!" ruft Madame Tscheng-ki-tong.

„Es ist ein Haus von armen Leuten", scherzt der General, „und in dem unseren in Shanghai wohnt es sich jedenfalls besser."

Dann wird er plötzlich wieder elegisch und sagt, indem er die Augen verdreht: „Wer weiß übrigens, ob nicht gerade unter diesem armen Dache das Glück daheim ist." Und nach einem Augenblick des Schweigens, während dessen er offenbar über die Eitelkeit alles Irdischen nachgedacht hat, wendet er sich zu mir: „Nein, nein, es ist besser, nicht über Politik zu sprechen."

„Ich habe auch nicht davon angefangen."

XXIII. Von Tschifu nach Tientsin.

Tientsin, Anfang September.

(Auf der „Tungchow". — Gepäck-Fatalitäten. — Der üble Leumund der Schildkröte. — Ein russischer Generalstabs-Oberst über Kiautschou. — An der Barre des Pei-ho. — Die Forts von Taku. — Das Land der Gräber. — Der Handelshafen Tongku. — Die Eisenbahn nach Peking. — Die chinesische Würstchenstation. — Die Chinesen als Vogelfreunde. — By-and-by. — Ankunft in Tientsin.)

Die „Tungchow" liegt im Hafen von Tschifu, soll um drei Uhr nach Tientsin abfahren und ist um fünf Uhr noch nicht abgefahren. Tientsin läuft nicht fort, und wenn den Passagieren die Verspätung nicht paßt, so können sie ja aussteigen und zu Fuß gehen oder auch warten, bis die Eisenbahn gebaut wird. Die drei Kompagnien, welche die Schifffahrt von Shanghai über Tschifu nach Tientsin besorgen, nämlich die englischen Firmen Butterfield & Swire und Jardine Matheson, sowie die chinesische China Merchant Company, haben ein Kartell geschlossen, und nachdem sie sich auf diese Weise gegen die Konkurrenz sicher gestellt, thun sie, was ihnen beliebt, nehmen aus Gnade auch Passagiere mit, zeigen aber, daß ihnen nicht im Mindesten an diesen gelegen ist.

Die „Tungchow" gilt als das beste unter allen zwischen Shanghai und Tientsin verkehrenden Schiffen, als der „Renommir-Dampfer". Nur ist sie als schlimmer „Roller" bei schlechtem Wetter verrufen. Sonst darf ihre Einrichtung in der That als vortrefflich bezeichnet werden. Die vorherrschende Farbe ist schwarz: schwarzer Schiffsleib, hoher schwarzer Schornstein und schwarze Boote, die in großen Lettern mit der Inschrift „Tungchow-London" versehen sind. Das Innere

des Schiffes ist in Braun gehalten, in glänzend polirtem Mahagoni-Braun. Mit Holz in dieser Nuance ist der Speisesaal getäfelt, und vornehm stimmen damit in der Farbe die Punkahs aus schwerem, grauem Tuch zusammen. Alles scheint funkelnagelneu. Mit dem Raum ist nirgends gespart. Die Kabinen sind groß. Jede enthält drei Betten, die nicht übereinander, sondern nebeneinander angebracht sind, ein Bett an jeder Wand. Ueber ihnen hängen blendendweiß die Mosquito-Netze. Auf diesem Lager kann man sich ordentlich ausstrecken; und bevor man einschläft, kommt der Boy und hakt ein besonderes Gefäß für die Seekrankheit am Rande neben dem Kopfkissen fest. Es ist unmöglich, mehr Komfort zu verlangen. Alle Räume werden elektrisch beleuchtet. Die „Tungchow" hat ihren Namen nach dem Dorf bei Peking, wo im englisch-französischen Feldzug gegen China die Friedens-Verhandlungen gepflogen wurden.

Von Tschifu muß man sich im chinesischen Boot, im Sampan, nach dem Schiff rudern lassen. Ich selbst komme noch glücklich an Bord, aber mit meinem Gepäck hat es Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten wiederholen sich übrigens fortwährend im Verlauf der Reise. Das Gepäck ist immer irgendwo in unsicherer Ferne, und man weiß niemals genau, ob und wo man wieder mit ihm zusammentreffen wird. Das Alles gleicht sehr einer Lotterie: Man setzt seine Gepäckstücke ein, und wenn man Glück hat, so gewinnt man sie sämmtlich wieder.

Zuerst also sieht es so aus, als würde ich meine Sachen überhaupt in Tschifu lassen müssen. Zwischen den chinesischen Boys der „Tungchow" und den Sampan-Kulis entspinnt sich ein Kompetenz-Konflikt. Die Boys schreien vom Schiffe herunter, die Kulis sollten das Gepäck an Bord schaffen; die Kulis schreien zum Schiff hinauf, das sei nicht ihr „pidjen", sondern im Gegentheil das „pidjen" der Boys („pidjen" ist bekanntlich die chinesische Verstümmelung von „business"). Die Unterhaltung setzt sich lange fort mit der üblichen chinesischen Lungenkraft und Wortfülle. Die Gemüther erhitzen sich, und einer der Sampan-Kulis läßt sich sogar zu einem „Wang-ba-dan!" fortreißen, worauf sich die Boys geberden, als wollten sie in das Boot hinabspringen. (Sie springen aber nicht.) Das Wort „Wang-ba-dan" kann einen Chinesen aus seiner Ruhe bringen, und diese Kraft wohnt gewiß nur wenigen Worten inne. Es bedeutet „Schildkröten-Ei" und ist

der schwerste Schimpf, den die chinesische Sprache kennt. Die Schildkröte gilt in China als das verächtlichste Thier; denn der Volksglaube nimmt an, daß sie Unzucht mit der Schlange treibe. Wenn der Chinese also „Schweinhund" sagen wollte, so würde er dies durch „Schildkrötenhund" ausdrücken. In den chinesischen Städten bedeutet eine an die Mauer gemalte Schildkröte so viel wie: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden." Das heißt, das Mauerbild sagt dem Chinesen: „Wenn Du Dich hier unanständig aufführst, so bist Du eine Schildkröte." Das wirkt, und der Chinese führt sich an diesem Orte anständig auf (so schwer ihm das auch fällt), denn ein Chinese will Alles in der Welt sein, nur keine Schildkröte. Hiernach kann man sich vorstellen, einen wie tiefen Grad der sozialen Stellung man gar einnimmt, wenn man nicht einmal eine Schildkröte, sondern lediglich ein von einer Schildkröte gelegtes Ei, ein Wang-ba-dan, ist.

Der Koffer schwankt noch eine Zeit lang bedenklich auf dem Rand des Bootes und gelangt dann doch an Bord. Die „Tungchow" möchte jetzt gern abfahren, muß aber erst noch ein wenig auf den russischen Konsul warten, welcher in seinem Boot einherkommt, über dem die roth-weiß-blaue Flagge weht. Der Konsul bringt Passagiere. Der russische Generalstabs-Oberst, der in Tschifu wohnt, geht nach Peking, um seinen Freund, den russischen Artillerie-Hauptmann, zu geleiten, der durch die Mongolei in die Heimath zurückkehren will. Der russische Generalstabs-Oberst hat viele Töchter. Sie sind alle im Boote, schwirren alle in ihren lichten Sommerkleidern die Schiffstreppe herauf, und bald ist das ganze Schiff von ihrem Gelächter erfüllt. Dann flattern sie wieder sämmtlich an der Schiffstreppe zusammen, und die Abschiedsküsse sind gar nicht zu zählen. Die Kulis legen die weißen Ruder ein, das Boot fährt von dannen, helle Stimmen rufen russische Scheidegrüße über das Meer, und viele Taschentücher winken. Auf dem Verdeck der „Tungchow" stelzt der rothbärtige russische Artillerie-Hauptmann mit steifen Militärbeinen umher und ist sehr bewegt. Der Generalstabs-Oberst aber hebt seine jüngste Tochter hoch in die Luft, um sie den Schwestern im Boot nochmals zu zeigen. Jedesmal, wenn er nach Peking geht, darf ihn eine Tochter begleiten. Diesmal ist die kleinste an der Reihe. Sie hat zwar die Reise schon einmal ge-

macht, aber sie hat ihre neue Puppe mitgenommen, die noch niemals in Peking war.

Endlich fährt auch die „Tungchow". Sie gleitet aus dem Hafen heraus, am Konsulatshügel vorüber. Dort oben weht die deutsche Fahne, und zwar die ganz große Fahne, die nur an Festtagen aufgezogen wird. Was für ein Fest das nur sein mag? Der Kalender gibt keine Auskunft, und man begreift erst, nachdem man die Idee gehabt hat, den Grund für das Aushängen der großen Fahne in der Kriegsgeschichte zu suchen. Der deutsche Konsul feiert den Jahrestag der Schlacht bei Sedan.

Um Tschifu herum stehen die Berge in braunen Herbstfarben. Der Dampfer fährt weiter, und hinter den braunen Bergen tritt eine graue Gebirgskette hervor. Abendsonnenglanz erfüllt die Luft, der Himmel leuchtet im reinsten Blau, und der Golf von Pe-tschi-li hat heute seinen hellgrünen Tag.

In den langen Stühlen auf dem Verdeck der „Tungchow" liegen vier schweigsame Engländer, haben vier Cigarren im Munde und bringen vier Rauchwolken hervor. Der Kapitän läßt sich auf einem fünften Stuhl nieder und nimmt die durch die Ankunft in Tschifu unterbrochene Lectüre seines Romans wieder auf. Ein distinguirter Herr, der Kapitän, und auffallend jung. Der Generalstabs-Oberst ist ein liebenswürdiger Russe; und man weiß, daß die Russen, wenn sie liebenswürdig sind, zu den reizendsten Leuten der Welt gehören. Der Oberst ist eigentlich der Gesandtschaft in Peking attachirt.

„Und Sie leben in Tschifu, weil das Klima dort besser ist?"

„Nein, ich spionire ein wenig."

Der Oberst hat die Karte des Landes aufgenommen. Er ist von Tschifu nach Peking zu Fuß gegangen. Vierzig Tage ist er marschirt; dabei hat er seine Schritte gezählt, um die Entfernungen zu messen. Darum kennt er Schantung, und er glaubt, daß Manches sich dort wird machen lassen. „Votre Shantung", sagt er artig. Auch von Kiautschou hat er eine gute Meinung

„Kiautschou", äußert er, „ist eine wichtige strategische Position. Seit die Deutschen sich dort festgesetzt haben, sind sie jederzeit in der Lage, eine Pression auf den Kaiser von China auszuüben. Der deutsche Gesandte hat früher schon in Peking viel

gegolten, aber jetzt, wo man Angst vor ihm hat, gilt er mehr als je. Wenn Kiautschou als Handelsplatz sich nicht bewähren sollte, so wird es jedenfalls einen guten Ausgangspunkt bilden, um einen besseren Handelsplatz zu nehmen."

Auf ein russisches Kompliment über Kiautschou antwortet man jedenfalls am Besten durch ein Kompliment über Port-Arthur.

„Oh ja", erwidert der Oberst, „Port-Arthur ist auch eine gute Stellung. Wir haben jetzt schon vielleicht fünfzehntausend Mann Soldaten dort. Der Handel aber liegt in den Händen der deutschen Firmen. Kommen Sie nach Wladiwostok, und Sie werden das Gleiche finden. Selbst in Odessa stehen die Dinge nicht viel anders; und wenn Sie in Petersburg durch die Straßen gehen, werden Ihnen überall die deutschen Namen der Läden auffallen. Wir Russen sind kein handeltreibendes Volk, wir sind eine militärische Nation. Die Russen schicken ihre Soldaten in die Welt hinaus, und dann kommen die Deutschen hinterdrein und machen die Geschäfte."

Die vier Engländer haben ihre vier Cigarren ausgeraucht und bezeugen Lust, Karten zu spielen. Ein Boy schleppt einen Tisch aus der Kajüte herauf, die Karten werden mit Tellern und Gläsern beschwert, damit der Seewind sie nicht fortblase, und der russische Oberst hält die erste Bank. Das Glück scheint eine Zeit lang zu schwanken, ob es sich auf die russische oder auf die englische Seite stellen solle, erklärt sich aber bald ganz entschieden für Rußland, und die vier Engländer holen aus vier Hosentaschen sehr viele Silberdollars heraus.

Gegen Mittag des nächsten Tages zeigt sich vorn auf dem Meer ein gelb-grüner Strich. Das ist die Barre. Der Pei-ho kommt hier aus dem Land heraus und verstopft die Einfahrt mit dem Sand, den er herbeischleppt. Wenn die Chinesen von Zeit zu Zeit ordentlich ausgebaggert hätten, so hätte sich die Barre natürlich niemals bilden können. Aber in China erstreckt sich die Unsauberkeit auf Alles, und die Chinesen lassen ihre Flüsse ebenso verschmutzen, wie ihr Land. Was übrigens gerade die Barre des Pei-ho anbelangt, so war es den Chinesen gewiß nicht unangenehm, daß dieses Hinderniß der Schifffahrt entstand und den Zugang zur Hauptstadt Peking erschwerte. In der Mitte der Barre befindet

sich ein schmaler Kanal, der bei hohem Wasserstand den Schiffen Durchlaß gewährt. Aber das Wasser steht nicht immer hoch genug, und die Schiffe müssen oft Tage, im besten Falle Stunden lang an der Barre warten.

Die „Tungchow" geht noch ein wenig mit langsamen Dampf vorwärts, dann wirft sie Anker. Das Meer hat eine gelbliche Farbe angenommen. Am Horizont ruht auf dem gelben Wasser eine blauschwarze Wolkenwand. An ihrem Rand gibt das Meer einen Schwefelschein. Ferner Donner grollt. Schwer heben und senken sich die Wogen. Die See ist von Gewitter-Unruhe erfüllt. An der Barre liegen bereits mehrere Schiffe. Von Weitem scheint es, daß sie alle auf einem Haufen beieinander stehen. Wenn man näher kommt, thun sich weite Abstände zwischen ihnen auf. Drei chinesische Kriegsschiffe ankern dort. Die Masten mit den gepanzerten Mastkörben starren in die Luft. Nichts regt sich an Bord, und diese drei Korvetten scheinen mit unsichtbarer Mannschaft zu fahren, wie der Fliegende Holländer. Ein japanischer Passagierdampfer hat seine Fahrt unterbrechen müssen. Ein großes grünes Segelschiff feiert mit gerefften Segeln. Auch eine Dschunke ist da, eine von der nordchinesischen Art mit hochgewölbtem Vordertheil, das die Erinnerung an die Galeeren des Mittelalters wachruft. Mehrere kleinere Fahrzeuge warten gleichfalls; einige Dampf-Barkassen schießen hin und her; und in der Mitte wiegt sich auf den Wellen das rothe Feuerschiff, das den Beginn der Barre anzeigt.

Das Gewitter bricht los. Ein Wind mit eisigem Hauch fliegt ihm voraus. Dann rauscht der Regen hernieder und schlägt prasselnd auf das eiserne Verdeck des Dampfers. Kurz leuchten die Blitze auf, und unmittelbar hinter ihnen folgt der Donner mit betäubendem Krachen. Mitten durch das Unwetter kommt der Lootse daher. Sein kleines Boot versinkt alle Augenblicke in der Tiefe eines Wellenthals; aber die chinesischen Matrosen sitzen fest auf ihren Bänken und führen ihre Ruder mit Lachen und Gesang. Der Lootse steigt an Bord, und von seinem gelben Wachstuch-Regenmantel rieselt das Wasser in Strömen; oben jedoch aus der Oeffnung des Mantels schaut tadellos die weiße Kravatte heraus.

Nach drei Stunden, gegen drei Uhr Nachmittags, ist das Wasser an der Barre hoch genug gestiegen. Die „Tungchow" setzt

sich langsam in Bewegung und fährt vorsichtig weiter, während ein chinesischer Matrose fortwährend das Loth auswirft. Die Messungen ergeben zehn bis zwölf Fuß Wasser auf der Fahrbahn des Dampfers, während in nächster Nähe die Tiefe kaum zwei Fuß beträgt. Kleine Schiffe sind verankert, um die Richtung des Kanals anzugeben, der durch die Sandbank führt. Eine rothe Boje zeigt an, daß die Mitte der Barre erreicht ist. Das Wetter hat sich aufgehellt, und vorn wird bereits der schmale Strich der Küste sichtbar. Bald lassen sich die regelmäßigen Umrisse der Erdwerke an den Taku-Forts unterscheiden. Sechs Vertheidigungswerke sind bei Taku angelegt, um die Mündung des Pei-ho zu sperren. Doch die Barre sperrt jedenfalls besser als die Forts. Zur Armirung der letzteren hat Krupp vortreffliche Kanonen geliefert. Die Geschütze werden gut in Stand gehalten, aber die Befestigungen, auf denen sie aufgestellt sind, bestehen aus lockerem Sand. Es ist sicher, daß unter den ersten Schüssen eines feindlichen Kanonenboots die Forts zusammenbrechen müssen, allein es ist wahrscheinlich, daß sie bereits vorher infolge der Erschütterung einstürzen, die durch die Schüsse ihrer eigenen Kanonen hervorgerufen wird.

Der russische Generalstabs-Oberst erzählt, daß er im vorigen Jahre die Taku-Forts besucht habe. Der chinesische General Lo, der das Kommando über sie führt, erklärte sie für unüberwindlich. Ein Fort hat der General selber gebaut, und dieses ist natürlich noch viel unüberwindlicher, als die anderen.

„Ich habe Befestigungskunde studirt," sagte stolz der chinesische General, „und ich weiß, daß man die Wälle so niedrig als möglich machen muß, damit sie dem Feinde keinen Zielpunkt bieten. Darum sehen Sie auch, daß das von mir errichtete Bollwerk das niedrigste von allen ist."

„Auf welche Weise," erkundigte sich der Oberst, „werden Sie die Entfernung feststellen, die zwischen Ihren Kanonen und einem feindlichen Schiffe liegt?"

„Ich werde sie mit meinen Augen messen!" antwortete der General, der Befestigungskunde studirt hatte.

Der Oberst erkärte, daß selbst die besten Augen für diese Meßarbeit nicht ausreichen und daß darum die Artillerie-Offiziere in Europa ein besonderes Instrument hierfür besitzen. Der General

Lo war sehr ungläubig, und der Oberst zeichnete ihm nun das Instrument auf. Als der General begriffen hatte, faßte er den Obersten unter das Kinn und sagte: „Woher habt Ihr Europäer nur alle die Ideen?“ Hierauf erklärte er, daß er mehrere Exemplare des Instruments bestellen werde. Da sich diese Bestellung in der Folge aber als zu kostspielig erwies, begnügte sich der General Lo damit, einen Tagesbefehl zu erlassen, der allen bei den Geschützen von Taku bediensteten Offizieren vorschrieb, Brillen zu tragen, um ihre Sehkraft zu schärfen.

Von Weitem erscheinen die Taku-Forts wie eine horizontale Linie am Rand des Meeres. Das Schiff fährt näher heran, ein Einschnitt in der Linie wird sichtbar, und bald zeigt sich, daß die Befestigungen zu beiden Seiten des Flusses liegen. Das Wasser nimmt jetzt die Farbe der Chocolade an, einer etwas hellen, stark verdünnten Chocolade. Aus demselben Sande, der dem Flusse diese Nuance gibt, sind auch die Festungswerke erbaut. Der Chocoladefluß wird also durch Chocolade-Forts vertheidigt. Trotzdem ist das Alles nicht sehr appetitlich. Die Befestigungen sind große und weite Anlagen und nehmen sich mit ihren runden und eckigen Schanzen ungemein martialisch aus. An einem der Forts kommt der Dampfer in nächster Nähe vorüber. Auf den Wällen stehen die Kanonen, sorgfältig eingewickelt. Es ist, als habe man ihnen Ueberzieher angezogen, um sie vor Erkältung zu schützen. Ein großes Thor thut sich unten nach dem Flusse auf. Soldaten in blauer chinesischer „Civilkleidung“ stehen davor, haben die Hände über die Augen gelegt und blicken nach der „Tungchow“ herüber.

Jenseits der Forts dehnt sich weit die schlammige Ebene aus, in der hier und da einige Wassertümpel aufglänzen. Das bleibt jetzt der Charakter der Landschaft: Schlamm, Wasser, manchmal ein Feld von grünen Binsen, und dann immer wieder Wasser und Schlamm. Zur Erheiterung des Bildes dienen die Gräber. Wo das Wasser einen trockenen Fleck gelassen hat, ist eine Beerdigungsstätte daraus geworden. Die Gräber sind über das ganze Land verstreut, hier eins, da zwei, dort vielleicht fünf. Aber eine größere Anzahl ist nirgends vereinigt. Der Chinese, der sich während seines Lebens in der Menge verliert, hat das Be-

dürfniß, möglichst für sich allein todt zu sein. Darum nehmen in China die Todten viel mehr Raum in Anspruch, als die Lebenden. Die lebende Generation überläßt den Todten willig die Felder, die Berge und, wie der Pei-ho zeigt, auch die Flüsse. Auf diese Weise ist das Land in vielen seiner Theile ein großer Friedhof geworden. Die Verstorbenen sind überall den Lebenden nahe, und es ist begreiflich, daß der einzige religiöse Brauch, den die Chinesen in abergläubischer Furcht strenge beobachten, der Ahnen-Kultus ist. So bringt das Volk sein Dasein zwischen Gräbern hin und fühlt die Todten als seine Herren.

Im Ufergebiet des Pei-ho sind die Gräber aus dem gleichen hellbraunen Flußsand aufgeschichtet, der zur Errichtung der Festungswälle gedient hat. Zumeist sind die Erdhaufen nicht viel höher als große Maulwurfshügel; manchmal auch erheben sie sich zu langen, spitzen Kegeln. Der Fluß umspült sie, nagt an ihnen herum, und nicht selten steht der gelbe Sarg aus dem Grabe heraus. Diese Landschaft von Wasser, Sand und Gräbern wäre sehr trostlos, wenn nicht die Herbstsonne da wäre mit ihrem goldenen Schein und der blaue Himmel, der sich in lichter Reinheit über der Ebene ausspannt. Im Lande sieht man an einzelnen Stellen merkwüdige Segel-Karrousels sich drehen. Das sind die Salzmühlen, die ringsum mit Segeln bespannt sind und vom Winde getrieben werden.

Dem Fort gegenüber, auf der andern Seite des Flusses, sind mitten im Uferschlamm die wenigen europäischen Häuser von Taku errichtet. Ein mehrstöckiges graues Gebäude, das von einem Garten umgeben ist, dient dem Lootsen zur Wohnung, und der Gentleman mit der weißen Kravatte verläßt auch an dieser Stelle den Dampfer. Das Schiff folgt jetzt den Krümmungen des Pei-ho. Das kann man übrigens kaum mehr „Krümmungen" nennen. Dieser Strom fließt in lauter spitzen Winkeln. Wir fahren jetzt nach links hinter dem Fort entlang, das eben noch uns zur Seite war, und in gleicher Linie drüben auf der rechten Seite ragen die Masten des Handelshafens Tongku, der das Ziel der Fahrt bildet. So sind wir bald links und bald rechts, und die Schiffe, die hinter uns kommen, scheinen mitten im Lande zu stehen.

Auf dem linken Ufer zeigt sich eine sonderbare Stadt. Das ist Tongku. Aus dem Flußsand, aus dem hier Alles gemacht

wird, haben die Chinesen auch ihre Häuser gebaut. Die braune Erdenstadt steht auf der braunen Erde und scheint immer noch ein Theil von ihr zu sein. Man hat den Eindruck, als sei das Alles durch ein Naturereigniß geschaffen worden, als habe die Erde sich gerührt und sei Stadt geworden. Lang zieht sich Tongku am Strom hin. Die Häuser sind natürlich alle würfelförmig und haben flache Dächer. Einzig ein Tempel ist aus grauem Holz gezimmert und hebt sich aus den Sandhütten heraus. Auch sind zwischen den Wänden der Häuser die Balken befestigt, von denen die chinesischen Inschriften herabhängen, welche die Straßen bezeichnen. In den braunen Gassen wimmelt das Volk. Die Sampans, die am Gestade liegen, werden mächtig hin- und hergeschleudert durch die großen Wellen, welche von der Schraube des Dampfers im Fluß aufgewühlt werden.

Auf dem rechten Ufer ist Kohle aufgeschichtet, und mit den Kohlenhaufen wechseln Holzstöße und Waarenballen ab. Das Alles nimmt sich gar nicht mehr chinesisch aus. Auch im Uebrigen hat man den Eindruck, daß auf diesem Ufer irgend etwas sein Wesen treibe, das man sonst nicht in China findet. Aus der Ferne kommt ein langgezogener, hohltönender Pfiff herüber.

„Hören Sie, wie sie pfeift?“ sagt der Kapitän der „Tungchow“ zu den Passagieren, die vorn beim Steuerrad versammelt sind.

„Wer pfeift?“

„Die Locomotive!“

Viele Schiffe liegen im Strom. Die „Tungchow“ kann nicht mehr weiter und hält still. Ein Dampf-Tender, der sich müßig im Fluß herumtreibt, wird herangerufen. Nach einigen Verhandlungen erklärt sich die Mannschaft des Tenders bereit, die Passagiere der „Tungchow“ zu übernehmen und sie an's Land zu führen. Mit vieler Mühe wird das Gepäck auf das kleine Dampfboot umgeladen. Dann geht es mit Schnellzugs-Geschwindigkeit weiter in den Pei-ho hinein. Das Eisenbahngeleise wird am Ufer sichtbar. Güterwagen stehen darauf, mit Kohlen beladen; und das Holzgerüst selbst, das die Landungsstelle bildet, trägt zwei Personenwaggons.

Auf dem Lande warten die Kulis in großer Zahl. Wie eine Horde von Wilden fallen sie über das Dampfboot her. Unter

fürchterlichem Geschrei zerren sie die Gepäckstücke herüber und hinüber und reißen sie sich gegenseitig aus den Händen. Die großen Koffer bekommen Flügel und entfernen sich blitzgeschwind in der Richtung des Bahnhofes, ehe man auch nur Zeit gehabt hat, den Mund aufzuthun. Man sieht seine Habe hinschwinden und hat nur mehr einen Regenschirm übrig, der Einem schließlich auch noch von einem Kuli fortgenommen wird. Am Ende entschließt man sich, seine Schritte nach jener Gegend zu lenken, nach der die Koffer gewandert sind, und hofft auf ein Wiedersehen. Das ist die Art, wie bei der chinesischen Eisenbahn die Aufgabe des Gepäcks vor sich geht. Bemerkenswerth aber ist, daß man thatsächlich später seine ganze Bagage zusammenfindet. Nichts wäre bei dieser Wirthschaft leichter, als das eine oder das andere Gepäckstück spurlos verschwinden zu lassen; und doch sind hier kaum jemals Diebstähle vorgekommen. Das spricht für die Ehrlichkeit der Kulis, wie man ja überhaupt allmählich zu der Erkenntniß gelangt, daß unter den Chinesen die Kulis so ziemlich die anständigsten Leute sind.

Durch unbebautes Terrain, über einige Geleise hinweg, führt der Weg zum Bahnhof. In China bewährt sich gleichfalls die schaffende Kraft, welche der Eisenbahn innewohnt. Sie befruchtet den Boden mit Städtesaat. Auch hier sind bereits die ersten Straßen aus der Erde gewachsen, und der Bahnhof von Tongku hat hinter sich eine kleine, eilig aus Holz zusammengezimmerte Stadt. Chinesische Kaufleute sitzen dort und handeln mit vielen Dingen, die der Mensch brauchen kann, wenn er auf der Eisenbahn fährt und wenn er nicht fährt. Die Eßwaarenhändler aber hocken auf dem Wege zum Bahnhof neben ihren Körben. Tongku scheint die chinesische Würstchenstation zu sein. Denn neben dem Obst machen Würste und Würstchen den Hauptinhalt der Körbe aus. Der Forschergeist regt sich und grübelt der Frage nach: woraus diese Würste wohl gefertigt sein mögen? Manche unserer Eisenbahnwürste stehen im Verdacht, zu Lebzeiten an Droschken gezogen zu haben. Hier in China ist aber das Pferdefleisch eine hohe Kostbarkeit, und statt in Droschken zu fahren, läßt man sich bekanntlich von Kulis in Rickshas schleppen. Himmel! Sollten diese Würste vielleicht aus den Ueberbleibseln ausgedienter Rickscha-Kulis zusammengesetzt sein?

Auf dem Hauptgeleise hält eine kleine Lokomotive und verschnauft ein wenig von der Fahrt. Der Kessel ist aus gelbem Metall, und auch den niedrigen Schornstein umgibt oben ein gelber Rand. Es ist merkwürdig, wie rasch sich hierzulande das Neue zum Alten fügt. Was immer die Entwicklung bringt, es reiht sich wie selbstverständlich an das an, was bereits besteht. China hat sich lange gegen die Eisenbahnen gewehrt. Jetzt entstehen sie, und es scheint, daß es durchaus in der Natur China's liegt, Eisenbahnen hervorzubringen. Dieses alte chinesische Leben, welches schon so Vieles in sich aufgenommen hat, öffnet sich wieder einmal und nimmt auch die Eisenbahnen auf. Und sofort gehören sie dazu. Das geht ohne brüske Bewegung ab und vor allen Dingen ohne viel Staunen, und so scheint es gar nicht mehr wunderbar, was doch eigentlich das größte aller Wunder ist: daß da in der chinesischen Landschaft eine Lokomotive raucht.

Eine Brücke ist zu überschreiten. Ein Bettler mit langen Haaren, der ein schwarzes Thierfell um die Schultern gehängt hat, wirft sich nieder, berührt mit dem Kopf den Boden und läßt eine langgezogene chinesische Klage hören. Auch Aussätzige kommen betteln, die mit gräßlichen Gebrechen behaftet sind. Zwischen den Schienen steht das Wasser. Kulis schieben einen grauen kleinen Waggon auf das Geleise, der die Inschrift trägt: Imperial Chinese Post. Durch die Ebene läuft der Schienenstrang der Bahnlinie, die nach Norden, nach Schanhai-Kwan, abzweigt. Die Hauptlinie führt von Tongku nach Tientsin und von da weiter nach Peking.

Auf dem Perron ist zwischen zwei weißen Pfählen ein langes Schild aufgehängt, auf dem in großen schwarzen Buchstaben das Wort Tongku zu lesen ist. Ueber dieser Inschrift in europäischen Schriftzeichen ist der Name der Station in kleineren chinesischen Buchstaben wiederholt. Auch in einen weißen Signalpfahl sind rothe chinesische Zeichen eingegraben. Am Rande des Bahnkörpers sind mehrere primitive Laternen mit weißen Blechköpfen aufgestellt. Der Bahnhof besteht aus einigen armseligen, weißgetünchten Erdgeschoßhäusern. Am Billetschalter waltet ein schwarzgekleideter Chinese seines Amtes. Chinesen drängen sich draußen und warten, bis an sie die Reihe kommt. Der Europäer wartet nicht und geht einfach hinten durch die Thür in's Zimmer des Beamten hinein.

In diesem chinesischen Billetausgabe-Raum riecht es nach Opium. In einer Ecke hat das Gestell mit der Schüssel, die zum Kopfwaschen dient, Unterkunft gefunden. Auf dem Tisch neben dem Beamten liegt dessen Rechenmaschine. Sonst ist der Tisch mit Cash-Stücken bedeckt. Die Chinesen bezahlen in Cash, die Europäer in Silber. Das rosafarbige Billet enthält die Worte: „Imperial Chinese Railways. Tang-Ku to Tientsin. First Class." Es ist abgestempelt mit der Nummer 5945. Auffällig ist, daß die Station, die draußen auf dem Perronschild Tongku geschrieben wird, auf dem Billet den Namen Tang-Ku führt. Man kann gewiß an der Originalität einer Eisenbahn nicht zweifeln, welche sich nicht ganz im Klaren darüber ist, wie ihre Stationen heißen.

Auf den Perron hinaus öffnet sich eine geräumige Halle, dem Zoll-Revisionsraum in gewissen kleinen Grenzbahnhöfen vergleichbar. Eine an den Wänden entlang laufende Bank bildet das einzige Einrichtungsstück. Hier erwarten die Passagiere der untern Wagenklasse den Zug. Es gibt nämlich nur zwei Klassen, und diejenige, die nicht ganz so schlecht ist, wie die andere, ist die erste Klasse. Die Halle ist mit Chinesen angefüllt. Einige haben sich auf der Bank zum Schlafen ausgestreckt. Andere erfrischen sich Leib und Seele, indem sie rohe Gurken verzehren (ohne sie zu schälen natürlich). Einer spielt die chinesische Mandoline und erfüllt den Raum mit lustigem Geklimper. Aber über alle Musik hinaus zwitschert und pfeift ein Vogel. Er hat seinen Sitz in einem verhängten Bauer, das auf einem Koffer steht. In seinem Käfig ist es dunkel, allein er merkt um sich ein großes Treiben, und so will er sich doch nicht einreden lassen, daß Nacht sei, und läßt seine Stimme ertönen. Die Chinesen haben eine große Liebe zu Singvögeln. In den Häusern und in den Werkstätten hängt der Vogel an der Decke als trauter Hausgenosse, und sein Gezwitscher verkündet dem Fremden, daß es im chinesischen Leben auch zärtliches Empfinden gilt. Wenn der Abend hereinsinkt, führen die Chinesen ihre Vögel spazieren. Zu dieser Stunde trifft man manch' Einen auf der Stadtmauer oder am Meeresstrande, wie er langsam einherschreitet und das Vogelbauer in der Hand trägt. Er hat den Finger durch den Ring gesteckt, an dem der Käfig hängt, und läßt diesen hin und her schwingen. Der Vogel

aber singt, was er singen kann. Es gibt einige unter diesen chinesischen Vögeln, die ganz herrliche Laute in der Kehle haben. Und wenn der Fremde still steht und den lieblichen Tönen zuhört, so lächelt der Vogelbesitzer mit väterlichem Stolz.

Kein Wunder also, daß ein Chinese seinen Vogel auch auf die Eisenbahn als Reisebegleiter mitnimmt. Das ist übrigens nicht das einzige seltsame Gepäckstück. Es gibt einen Passagier, der als Handgepäck eine Petroleumlampe bei sich führt, allerdings keine brennende. Auch sonst ist das chinesische Handgepäck, das in der Mitte der Halle aufgeschichtet ist, durchaus sehenswerth. Einige Chinesen reisen mit ihrem gesammten Bettzeug, ein Anderer hat sich mit mehreren Bund dicker Schiffstaue versehen. Die Meisten haben für die bevorstehende anderthalbstündige Fahrt einen Vorrath von Nahrungsmitteln eingepackt, der für eine längere Wüstenwanderung hinreichen würde. Man sieht, sie trauen der Eisenbahn doch nicht recht. Mehrere machen die ihnen gehörigen Gepäckstücke dadurch kenntlich, daß sie diese zu einem Haufen zusammenthun und eine Fahne auf ihm aufpflanzen. Ueberhaupt bildet die Eisenbahn für den Chinesen eine willkommene Gelegenheit, mit Fahnen zu manipuliren. Wenn der Zug ankommt und wenn er abgeht, werden Fahnen geschwenkt. Wer nur irgendwie am Betrieb der Bahn betheiligt ist, trägt eine Fahne mit sich herum. Der Lokomotivführer hat sogar deren zwei im Gürtel stecken.

Ueber einer Thür befindet sich die vielversprechende Aufschrift „First Class Waiting Rooms". Die Thür führt in einen Corridor, und dieser sollte eigentlich in den Wartesaal führen. Er führt aber nicht dahin aus dem Grunde, weil der Corridor selbst bereits der Wartesaal erster Klasse ist. Die Bahnhofs-Restauration befindet sich daneben. „Refreshments Tong Yung Kee" besagt draußen das Schild. Herr Tong-Yung-Kee schenkt seine Erfrischungen aus in einer Stube, die schwarz ist von Fliegen, führt aber einen durchaus trinkbaren Whiskey. Drei schwarze mongolische Hunde, so groß wie Bären, streichen um die Bar herum und beschnüffeln die Gäste.

Auf dem Perron wird es immer lebhafter. Eine Rickscha fährt an und lädt einen dicken Chinesen aus, der hochmüthig über seine Brillengläser hinwegschielt. Man kann aus seiner Haltung ersehen, daß er kein gewöhnlicher Chinese ist, und man darf annehmen, daß

er hierher gekommen ist in der Absicht, erster Klasse zu fahren. Drei Soldaten treten auf. Sie haben Bambusstöcke in den Händen, und es zeigt sich, daß sie die Polizei sind, die bekanntlich auf keinem Bahnhof fehlen darf. Sie gehören zum „grünen Banner". Unter den chinesischen Soldaten sind die des „grünen Banners" die nichtsnutzigsten von allen. Da sie zu keiner ordentlichen Beschäftigung zu haben sind, wird ihnen die Aufgabe zugetheilt, als Polizeitruppen über die Bürger zu wachen. Vier Kulis bringen eine leere Sänfte. Der Herr der Sänfte soll erst mit dem Zuge kommen. Bei uns bestellt man sich seinen Wagen an die Bahn und hier seine Sänfte. Die Sänfte ist grün, und diese Farbe zeigt an, daß der Erwartete zum Mindesten ein General sein muß.

Alles ist bereit, nur der Zug fehlt noch. Um fünf Uhr soll er fahrplanmäßig kommen, und in wenigen Minuten wird es sechs sein. Dieser Zug ist ein Schnellzug. Darum hat er nur eine Stunde Verspätung. Die Bummelzüge kommen wahrscheinlich immer erst am nächsten Tage. In China geht nichts rasch. Man durfte sich demnach fragen: Wie soll jemals in ein solches Land die Eisenbahn hineinpassen? Das Problem hat in der Praxis eine sehr einfache Lösung gefunden: die Eisenbahn geht auch nicht rasch. In China hat sich die Eisenbahn jene Gemächlichkeit angeeignet, welche den Grundzug des chinesischen Wesens bildet. Die englische Sprache enthält ein Wort, das gemächliche Leute sehr gut brauchen können. Es ist das „by-and-by", das aufschiebt und auf später vertröstet. Die Chinesen haben rasch gelernt, sich dieses „by-and-by" zu bedienen, welches wie geschaffen für sie ist. Von wenigen englischen Worten machen sie einen so ausgiebigen Gebrauch, wie von diesem, und es ist eine der Hauptvokabeln im Pidjen-Englisch. Wenn ein Chinese gar nicht englisch versteht, so vermag er doch jedenfalls „by-and-by" zu sagen. Auch für den chinesischen Eisenbahnbetrieb kann „by-and-by" als Motto dienen. By-and-by fährt der Zug ab, und nachdem er in voller Gemüthsruhe seinen Weg durchlaufen, kommt er auch by-and-by einmal an.

Endlich raucht die Lokomotive weit drüben in der Ebene auf dem Geleise, das von Schanhai-Kwan herführt. Ein Kuli tritt vor und entfaltet eine grüne Fahne. Die Chinesen schleppen ihr Gepäck auf den Bahnsteig und drängen sich vorn am Geleise zu-

sammen. Ein grau gekleideter Chinese, der mit einer breiten blauen Tuchschärpe umgürtet ist, schreit auf die Andern ein und drängt sie zurück. Wenn nicht Alles trügt, so ist dieser graue Chinese ein Angestellter der Bahn; jedenfalls hat er eine Fahne in der Hand. Aber das kann auch eine Privatfahne sein. Die Bahnbeamten tragen keine Uniform, wenigstens keine, die man bemerkt. Es ist also eine weitere Eigenthümlichkeit dieser Bahn, daß sie ihre Beamten in einer Weise kleidet, die es unmöglich macht, sie zu erkennen. Da die Reiselustigen auf dem Bahnsteig nicht weit genug zurückweichen, arbeiten die Polizeisoldaten mit ihren Bambusstöcken ein wenig in dem Haufen herum. Aus dem Bahnhofsgebäude kommt ein Chinese im blauseidenen Festgewand heraus. Eine Kappe mit rothem Mandarinenknopf bedeckt sein Haupt. Wenn man nach dem rothen Knopf urtheilen darf, der vielleicht der in Europa üblichen rothen Mütze entspricht, so ist das jener Mandarin, den man auch bei uns unter dem Namen „Stationschef" kennt.

Langsam fährt der Zug ein. Vorn laufen offene Güterwagen, die mit Kohle aus Kai-ping vollgeladen sind. Kohlenwagen folgt auf Kohlenwagen. Vielleicht zwanzig sind zusammengekoppelt, und die Auffahrt will gar kein Ende nehmen. Es ist unbegreiflich, wie die kleine Lokomotive das Alles fortschleppen kann. Aber wo sind die Personenwagen? Der Zug hat nur eine einzige Stunde Verspätung, und bei dieser überstürzten Eile hat man vielleicht vergessen, sie mitzunehmen. Nein, ganz hinten kommen sie angerollt. Diese Bahn führt vor allen Dingen Kohle, und aus besonderer Zuvorkommenheit hängt sie an die Kohle auch ein Paar Passagiere an.

Die Personenwagen sind große braune Waggons mit weißen Dächern, von einer den Sleeping-Cars ähnlichen Form. Sie haben keine Seitenthüren, der Zugang erfolgt vorn und hinten über eine Plattform. Die Coupés sind hoch und sehr breit. Die erste Klasse hat hölzerne Bänke und ist auch sonst eingerichtet, wie bei uns die dritte Klasse. Die zweite Klasse ist nicht ganz so komfortabel wie ein guter deutscher Viehwagen. Im Innern der Waggons erster Klasse herrscht die braune Farbe vor. Die Bänke sind braun, und über den braunen Thüren schlängeln sich je zwei braune Relief-Drachen einander entgegen. Die Stationen werden nicht ausgerufen, überhaupt ist weit und breit kein Kondukteur zu erblicken. Die

Waggons sind vertrauensvoll den Reisenden überlassen, welche damit anstellen können, was ihnen gerade beliebt.

Wir Passagiere von der „Tungchow" nehmen uns natürlich zwei Coupés für uns allein. Aus dem einen muß allerdings erst noch ein Chinese hinausgeworfen werden, jener dicke Chinese mit der Brille, der thatsächlich in dem Wahn lebt, er werde erster Klasse fahren. Einen Gepäckwagen giebt es nicht. Darum wird das erste Coupé mit unsern großen und kleinen Koffern angefüllt; einige werden auch auf der Plattform aufgestapelt. Im zweiten Coupé lassen wir uns selbst nieder. Dieser Wagen voll Europäer bringt bei dem chinesischen Bahnpublikum ungefähr die Wirkung eines Menagerieкäfigs hervor. Ein ansehnlicher Zuschauerkreis bildet sich draußen auf dem Perron. Man erörtert unser Aussehen und commentirt unsere Gesten. Es sieht beinahe so aus, als würde man bald anfangen, uns mit Zuckerstücken zu füttern.

Der Zug bleibt ohne ersichtliche Nothwendigkeit eine halbe Stunde in der Station liegen. Der russische Oberst erzählt, daß er im vorigen Jahr hier mit dem Fürsten Uchtomski eintraf, um einen Salonzug zu besteigen. Die chinesische Regierung hatte diesen bereit gestellt, und dem Fürsten waren außerdem zwei Tao-tais beigegeben, die den besonderen Auftrag erhalten hatten, für rasche Beförderung zu sorgen. Trotzdem dauerte der Aufenthalt nahezu zwei Stunden. Waarenballen auf Waarenballen wurden verladen. Ein Salonzug, der zugleich als Güterzug diente, schien selbst in China ungewöhnlich. Später klärte sich das auf. Alles, was der Fürst Uchtomski auf der Bahn mit sich führte, war von der Zollrevision befreit; und die beiden Tao-tais, die den Fürsten begleiteten, hatten den Salonzug benutzt, um einen hübschen kleinen Schmuggel in's Werk zu setzen.

Der Stationschef mit dem rothen Mandarinenknopf fühlt das Bedürfniß, den Europäern durch einen Akt der Autorität zu imponiren. Ein Kuli trägt auf einem ärmlichen Holzteller kleine Reiskuchen herum und sucht sie an die Passagiere des Zuges zu verkaufen. Es scheint, daß auf dieser Bahn, wo man sich sonst Alles erlauben darf, gerade das verboten ist. Der Stationschef läßt durch zwei Polizeisoldaten den Verkäufer ergreifen und mittels seines Zopfes an einer Laterne festbinden. Da steht er nun gerade vor unserm

Coupé, macht ein unsäglich trauriges Gesicht, möchte auch gern beschämt den Kopf senken, kann das jedoch nicht thun, da der Zopf hoch oben um den Laternenpfahl geschlungen ist. Wir legen Fürbitte ein und ersuchen um Freilassung des Gefangenen. „By-and-by," antwortet der Stationschef. Schließlich aber bindet er ihn mit eigener Hand los. In diesem Augenblick bekommt die Lokomotive auf einmal die Idee, daß sie nun doch wohl lange genug gestanden habe und daß ihr einige Bewegung gut thun dürfte. Ganz unvermittelt und urplötzlich beginnt der Zug zu rollen. Alle Welt ist von dieser Abreise überrascht, und die Ausfahrt aus dem Bahnhof vollzieht sich unter großem Stimmengewirr und Geschrei.

Das Tempo der Fahrt ist selbstverständlich so langsam als möglich. Die Gegend, die an den Bahnfenstern vorbeizieht, bietet denselben Anblick, wie die Gegend, die vom Schiff aus zu sehen war. Das Land ist vollständig flach. Nirgends ist auch nur die kleinste Boden-Erhöhung zu bemerken. Die einzigen Hügel sind die Gräber. Manchmal haben sie oben einen Knopf, gleich den Buttergloken. Aber das Grün fehlt nicht in der Landschaft. Am Horizont läuft oft ein Saum von Bäumen. Es giebt auch Wiesen, auf denen große Heerden von Maulthieren weiden. Einige Felder kommen zum Vorschein, auf denen der Kao-liang wächst, jene merkwürdige Pflanze, die der Chinese als Futter verwendet für sein Vieh — und für sich selbst. Das Alles hat einen Schein von Ländlichkeit. Selbst die hellbraunen Erdhügel der Gräber nehmen sich von fern gesehen aus wie Haufen geschnittenen Heus. Aber es ist nur ein Trugbild der Herbstsonne. In Wirklichkeit besteht da eine arge Wüstenei: Wasser, Schlamm und getrockneter Schlamm, der Boden geworden ist. Die Eigenthümlichkeit dieser Gegend liegt in dem Verhältniß von Land und Fluß. Der Fluß zieht hier nicht durch das Land, sondern er vermischt sich mit ihm. Land und Fluß durchdringen sich gegenseitig und bilden gemeinsam die Ebene, in welcher Bodentheile mit Wassertheilen wechseln.

Die erste Station ist Hsinho. Wie bei uns neben den Bahnhöfen die Droschken halten, so steht hier ein mit einem Maulesel bespannter chinesischer Reisekarren und wartet, ob vielleicht der Zug einen Fahrgast bringt. Solch' ein Reisekarren ist ein von einem runden Leinwanddach überwölbter Kasten, der ohne

Federn zwischen zwei hohen Rädern ruht. Der Anblick allein verursacht Gliederschmerzen.

Chunliang Cheng lautet der Name der zweiten Station. Ein chinesischer Händler geht am Zuge entlang und ruft Weintrauben aus. Am Bahnhof stehen zwei Reisekarren. Der eine ist vielleicht der Omnibus des Grand Hôtel von Chunliang Cheng. In einer Wasserlache neben dem Stationsgebäude schwimmen weiße Enten.

Der Zug fährt wieder in die Ebene hinaus, und jetzt wird es Nacht. Die Waggons sind nicht erleuchtet. Man sitzt im Dunklen und denkt an die tiefsinnigen Verse des französischen Dichters:

„Si la Compagnie mettait de l'huile,
On verrait clair dans les waggons;
Mais comme la Compagnie ne met pas d'huile,
On ne voit pas clair dans les waggons."

Links drüben flimmern Lichter. Wir biegen nach links ab. Noch ein wenig Finsterniß, dann eine Laterne. Sie brennt recht trüb, die gute Laterne. Die andern, die sich anreihen, leuchten auch nicht heller. Zu den Waggonfenstern heult es herein. Viele Hände halten chinesische Papierlampions hoch, und seltsames Licht fällt auf wilde Köpfe, die sich draußen vor den Fenstern drängen. Es ist wirklich ärgerlich, noch so kurz vor der Ankunft von einer Räuberbande überfallen zu werden. Wäre nur der Bahnhof schon in Sicht! Aber er ist in Sicht: ein niedriges kleines Haus, gleich den früheren Stationsgebäuden. Das Geheul ist das Zeichen, daß wir in Tientsin angekommen sind, und die Räuberbande setzt sich aus den Bahnhofs-Gepäckträgern zusammen, die ihre Dienste anbieten. Die Zugskondukteure jagen sie mit lautknallenden Peitschenhieben zurück. Im Augenblick nämlich, wo sich Gelegenheit zum Hauen bietet, taucht stets das Eisenbahnpersonal aus seiner Unsichtbarkeit auf. Trotzdem werden die Waggons im Sturme genommen. Die Passagiere selber müssen ihre Koffer vertheidigen, bis durch das Gedränge sich die Kulis Bahn brechen, welche einen Strohhut mit weißem Bande tragen, das die Vertrauen erweckende Bezeichnung „Astor House" weist. Da wir Alle in dasselbe Hotel gehen, schon aus dem Grunde, weil es nur dieses eine gibt, ist es nicht nöthig, das Gepäck zu sichten. Auch wäre es bei der herrschenden Dunkelheit unmöglich, die einzelnen Stücke zu unterscheiden. Die Kulis laden auf, was sie

finden. Im Hotel wird die Vertheilung erfolgen. Wer artig war, bekommt einen Koffer oder auch zwei, so lange eben die vorhandene Zahl ausreicht.

Es ist durchaus nicht so einfach, wie es scheint, von Tschifu nach Tientsin zu reisen. Man steigt zuerst in den Sampan, vom Sampan auf's Dampfschiff, vom Dampfschiff auf den Tender, vom Tender auf's Land, vom Land auf die Eisenbahn. Dann fährt man mit der Eisenbahn in Tientsin ein, aber das will noch immer nicht sagen, daß man in Tientsin ist. Vom Bahnhof geht es zu Fuß durch die Chinesenstadt. Röthlich flackernde Oellampen brennen an den Häusern, und die Straßen sind mit trübem Dunst und vielen Menschen gefüllt. Auf einmal liegt wieder vorn der Fluß. Dieser Fluß ist stets dort, wo man ihn am Wenigsten erwartet, und da man ihn vor Kurzem noch in einer ganz anderen Richtung als in der von Tientsin hat laufen sehen, bleibt es unbegreiflich, wie er es fertig bringt, jetzt auf einmal mitten durch die Stadt zu fließen. Man muß also wieder in einen Sampan steigen und über das dunkle Wasser setzen. Am andern Ufer folgt noch eine lange Rickscha-Fahrt durch stille, wenig erleuchtete Straßen, zwischen hohen europäischen Häusern hindurch. Die Straßen führen französische Namen. Endlich hält der Kuli vor dem „Astor-House" an. Bald sitzt man draußen auf der Veranda dieses besten Hotels in China, hört gegenüber im Public-Garden die chinesische Stadtkapelle spielen und konstatirt mit Behagen, daß man, wenn man nur den Muth nicht ganz verliert, schließlich sogar auch in Tientsin ankommt.

XXIV. Tientsin.

Tientsin, Mitte September.

(Tientsin, die Vorstadt von Peking. — Der deutsche Handlungsreisende in China. — Handelsverhältnisse. — Das „Regierungsgeschäft." — Die deutsche Niederlassung. — Die Gothik in Tientsin. — Der Rennplatz. — Von den Jesuiten. — Die deutsche Art, zu kolonisiren. — In der Todtenhalle. — Die Universität. — Die Chinesenstadt. — Straßenleben. — Die Guckkasten. — Teppich-Industrie und Pelz-Handel. — Thonfiguren. — Die Kuriositätenhändler. — Porzellan, Bronze und Malereien. — Das Fingerspiel. — Feine chinesische Restaurants. — Sing-Mädchen und Sing-Knaben. — Im Theater.)

Tientsin (das e wird nicht ausgesprochen, und der Ton liegt auf der letzten Silbe) möchte gerne ein zweites Shanghai werden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ihm dies gelingt, denn Tientsin entwickelt sich kräftig. Vorläufig aber steht diese Entwicklung noch im ersten Stadium. Tientsin ist vielleicht eine werdende Großstadt, einstweilen jedoch ist es noch ziemlich klein. Die europäische Einwohnerschaft macht eine geringe Zahl aus, monumentale Bauten giebt es wenig, die Straßen in den Settlements sind still, das ganze Leben hat einen einfachen Zuschnitt und besitzt nichts von dem Glanz und der Ueppigkeit des Lebens in Shanghai.

Tientsin ist eigentlich das Fremdenviertel von Peking. In der chinesischen Hauptstadt giebt es noch keine europäischen Niederlassungen. Die Europäer, die mit Peking und überhaupt mit dem Norden China's Verbindungen unterhalten müssen, haben sich daher in Tientsin angesiedelt, von wo man mit der Eisenbahn jetzt in vier Stunden nach Peking kommen kann. Als europäischer Vorort der chinesischen Hauptstadt hat Tientsin namentlich politische Wichtigkeit. Europa wirkt in Peking auf die chinesische Central-Regie-

rung durch seine Diplomaten ein. Aber sein wirksamster Diplomat ist doch eigentlich die europäische Stadt gewesen, die vor den Thoren der Metropole liegt und von der Einflüsse ausgehen, welche viel lebendiger, persönlicher, unmittelbarer sind, als die der Gesandten und bevollmächtigten Minister. In Tientsin ist darum so Manches zwischen Europa und China vereinbart worden, das entscheidend für die Zukunft war. Während der Jahre 1874 bis 1894 ist die Stadt geradezu der Sitz der auswärtigen Politik Chinas gewesen, namentlich in der Zeit, wo Li-Hung-Tschang als Vizekönig dort seines Amtes waltete. Gegenwärtig ruht der Schwerpunkt der auswärtigen Politik wieder in Peking. Es scheint, als verliere Peking immer mehr von seiner Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit. Sollte eines Tages die Hauptstadt auch noch offiziell den Fremden zur Niederlassung eröffnet werden, so könnte das einen schweren Schlag für Tientsin bedeuten. Fraglich bleibt allerdings, ob diese Eröffnung nicht lediglich die politische Bedeutung von Tientsin zunichte machen, seine kommerziellen Errungenschaften aber unberührt lassen würde.

Tientsin ist gleichsam die Eingangspforte für die chinesischen Provinzen Schansi, Tschili, Honan, zum Theil auch für Schantung und selbst noch für die Mongolei und die Mandschurei. Dieses gewaltige Hinterland kommt ebensosehr als Absatzgebiet für europäische Produkte wie als Bezugsgebiet für chinesische Exportartikel in Betracht. Man muß nämlich nicht glauben, daß der China-Handel nur in der Ausfuhr besteht. China kauft von Europa ganz so, wie Europa von China kauft. Je mehr das Land sich erschließt, um so mehr tragen die Chinesen Begehr nach europäischen Erzeugnissen. Die Kaufleute in Tientsin, in Shanghai, in Hongkong u. s. w. halten in ihren Komptoirs Musterlager von Einfuhr-Artikeln zur Auswahl für die chinesischen Kunden. Selbst der deutsche Handlungsreisende beginnt bereits, sich in China zu zeigen, und entfaltet in den Hotels an der Table d'hôte seine geräuschvolle Beredsamkeit. Die Chinesen sind gute Abnehmer und musterhafte Zahler. Die chinesischen Kaufleute erhalten von den europäischen Firmen Kredit bis zu sehr hohen Beträgen. In der Regel wird selbst über bedeutende Summen nichts Schriftliches aufgesetzt. Das gegebene Wort genügt. Man traut einander zwischen Europäern und Chinesen, wie

Europäer untereinander sich niemals trauen würden, und man fährt gut dabei.

Der Aufschwung Tientsins kommt freilich mehr vom Export her als vom Import. Die Versendung nordchinesischer, namentlich mongolischer Rohprodukte macht hier das Hauptgeschäft aus, und dieses Geschäft nimmt seit fünfzehn Jahren einen immer größeren Umfang an. Tientsin führt vor allen Dingen Wolle aus (Kameel-, Ziegen- und Schafwolle), ferner Felle, Strohgeflecht aus Honan und Schantung u. s. w. Dann aber bringt es wieder die politische Lage von Tientsin mit sich, daß dort das sogenannte „Regierungsgeschäft" blüht, das heißt das Geschäft, das mit der chinesischen Regierung abgeschlossen wird, namentlich die Lieferung von Waffen. In dieser Handelsoperation werden die kolossalen Profite erzielt, hier ist die Gelegenheit zu Coups erster Ordnung, und im Vergleich zu dem langsamen, aber sicheren Gewinn, den der regelmäßige und regelrechte Waarenhandel bringt, ist das Waffengeschäft so ungefähr die Art, wie man in China Gold graben kann. Nur geht es, wie es immer mit der Goldgräberei geht: sehr Viele graben ihr Leben lang vergebens, und nur ganz Wenige finden die ergiebige Mine.

Die Millionen aber sind, wie gesagt, einzig und allein auf diesem Gebiet zu verdienen, und die China-Nabobs verdanken zumeist dem Waffengeschäft ihre Reichthümer. Das Geheimniß kann in wenig Worten ausgesprochen werden: Es handelt sich einfach darum, der chinesischen Regierung möglichst werthlose Waare für möglichst theures Geld anzuhängen. Das läßt sich bei der Waffenlieferung am Ehesten ausführen, da die chinesische Regierung von den europäischen Waffen und ihrem Werthe noch weniger versteht, als von anderen europäischen Dingen. Wer in diesem Geschäft etwas erreichen will, muß einen günstigen Zeitpunkt abwarten (wie beispielsweise der chinesisch-japanische Krieg war), muß eine genaue Kenntniß der Verhältnisse besitzen, muß womöglich chinesisch sprechen, muß gute Beziehungen zu hohen chinesischen Beamten haben oder solche anzubahnen wissen, muß nicht allzusehr mit Skrupeln behaftet sein und muß, wenn es nöthig ist (es ist immer nöthig!), sein Ziel selbst auf krummen Wegen zu erreichen vermögen. Auch die Geschäftskosten sind beträchtliche. Der Ankauf der zu liefernden Waaren ist natürlich das Billigste bei der Sache. Hingegen ist das Wohlwollen einiger Mandarinen unerläßlich

zum Betrieb des Geschäfts, und das ist eine recht kostspielige Anschaffung. Je einflußreicher der Mandarin ist, umso mehr Werth hat natürlich sein Einfluß; und wenn er zudem auch noch ehrlich ist, muß man ihm sehr viel Geld zahlen. Nichts vertheuert eine Bestechung so sehr wie die Ehrlichkeit Desjenigen, der sich bestechen läßt. In der letzten Zeit sind die Preise ganz enorm gestiegen. Die Konkurrenz ist groß unter Denen, die liefern wollen, und die Mandarinen brauchen ihr Wohlwollen nicht zu verschleudern. Früher waren die Zeiten besser. Die Beamten gaben sich gelegentlich sogar mit einer Betheiligung am Gewinn zufrieden. Jetzt wird sofortige Baarzahlung begehrt.

Wie aber kommen solche Geschäfte zustande? Ein Kaufmann bringt beispielsweise durch die Spione, die er in Peking unterhält, in Erfahrung, daß die chinesische Regierung Gewehre anschaffen will. Er hat gerade zehntausend alte ausrangirte preußische Zündnadelbüchsen auf Lager, die er mit einer Mark das Stück bezahlt hat. So begibt er sich denn zu dem chinesischen Beamten, der mit der Sorge für das Kriegsmaterial betraut ist, und bietet ihm seine Gewehre an.

„Was sollen sie kosten?" fragt der Beamte.

„Weil wir alte Freunde sind, gebe ich sie Ihnen für zwanzig Mark das Stück. Aber sie sind unter Brüdern das Dreifache werth."

„Sie kommen zu spät," erwidert der Beamte. „Eben habe ich zehntausend englische Gewehre gekauft. Ich brauche nur zehn Mark pro Stück zu zahlen, und in vierzehn Tagen sollen die Kisten hier sein."

„Auch ich will ja nicht mehr als zehn Mark haben", erklärt der Kaufmann. „Die übrigen zehn Mark sind der Antheil der Freundschaft. Sie erinnern sich, was Confucius geschrieben hat: „Die wahre Freundschaft bewährt sich erst in Geldsachen." Ich denke mir also, daß von dem Preis für jedes Gewehr fünf Mark Ihnen gehören. Für die letzten fünf Mark finden Sie vielleicht einen Abnehmer unter Ihren Amtskollegen. Meine Gewehre kosten also eigentlich auch nur zehn Mark, und der Vortheil für die chinesische Regierung besteht darin, daß ich Ihnen die Waffen liefere, mit denen Preußen alle seine Schlachten gewonnen hat."

Der chinesische Beamte ist Patriot und hält es für seine Pflicht, China in die Lage zu versetzen, auch seinerseits Schlachten zu ge-

winnen. Die preußischen Gewehre werden bestellt. Die Lieferung der englischen Gewehre läßt sich nicht mehr rückgängig machen, umso weniger, als der Beamte auch hier am Ertrag des Geschäftes betheiligt ist, und so werden sie gleichfalls abgenommen. Diese jedoch bleiben unausgepackt in ihren Kisten liegen. Denn der Beamte hat den Befehl erhalten, zehntausend Gewehre anzuschaffen, und den Befehl befolgt er mit jener Gewissenhaftigkeit, welche die höchste Zierde eines Beamten ist: er bezahlt zwanzigtausend Gewehre, schafft aber nur zehntausend an. Das Beste an dieser Geschichte ist, daß sie durchaus nicht so ganz auf Erfindung beruht, wie man vielleicht glaubt.

Auch im Geschäftsleben von Tientsin stehen die deutschen Firmen obenan. Bei jedem Schritt, den man hier draußen thut, kann man immer wieder mit Freude die große und fast beherrschende Stellung konstatiren, welche der deutsche Kaufmann im Chinahandel sich zu erringen verstanden hat. Ueberall blüht das deutsche Geschäft — überall, mit einziger Ausnahme der deutschen Kolonie Kiautschou. Sobald der deutsche Kaufmann losgelöst ist von der bureaukratischen Umklammerung, von der Bevormundung, welche die deutsche Art des Regierens mit sich bringt, sobald er in der Freiheit leben kann, in der großen Freiheit Ostasiens, entfaltet er die volle Kraft, die in ihm steckt. Mit einem Worte: Der deutsche Kaufmann gedeiht in Asien bisher nur, wenn er nicht unter der deutschen Regierung steht. Das ist eine Thatsache, über welche die maßgebenden Herren im Reiche, die ja gewiß auch das Beste erstreben, reiflich nachdenken mögen.

In Tientsin besteht eine ganze Reihe deutscher Handelshäuser ersten Ranges: Meyer u. Comp. (Herr Heyl, der sympathische Chef der Firma, stammt beinahe aus Frankfurt, nämlich aus Offenbach), Arnhold Karberg, Melchers u. Comp. u. s. w. Die Deutsch-Asiatische Bank hat hier eine Filiale, die von Herrn Rump geleitet wird, einem Hamburger von der echten Art (und man weiß, eine wie gute Art die von Hamburg ist). Herr Rump fungirt zugleich als Direktor der deutschen Niederlassung, da die Deutsch-Asiatische Bank das Hauptmitglied der Niederlassungsgesellschaft ist.

Die deutsche Niederlassung in Tientsin (ähnlich wie diejenige in Hankau) wird nämlich von einer Privatgesellschaft verwaltet, sie

gehört ihr eigentlich, und der Staat hat sich nur die oberste Aufsicht vorbehalten. Die Gesellschaft läßt auf ihre Kosten die Instandsetzung des Niederlassungs-Terrains vornehmen (Auffüllung, Straßenbau, Quai-Anlagen u. s. w.) und verkauft auch die Bauplätze, durch deren Ertrag sie ihre Kosten einbringen und ihren Gewinn erzielen will. Das Settlement ist erst im October letzten Jahres von Deutschland übernommen worden. Die deutschen Einwohner von Tientsin sind also in der englischen Concession angesiedelt und werden wohl auch dort angesiedelt bleiben, da die deutsche Concession ziemlich weit weg von der Geschäftsgegend liegt. Nur das Konsulat soll nach der Niederlassung verlegt werden. Die Folge wird wahrscheinlich sein, daß Niemand mehr auf's Konsulat kommen wird, — eine Eventualität, welcher der Konsul ohne allzugroßen Schrecken entgegensehen dürfte.

Der Konsul Dr. Eiswaldt hat Baiern zum Heimatland. Ueberhaupt ist die kleine deutsche Kolonie von Tientsin eine Musterkarte der deutschen Stämme, und Nord-, Mittel- und Süd-Deutschland wirken hier einträchtig zusammen. Die Gastfreundschaft ist herzlich, wie überall in China, und es ist ein wahres Vergnügen, mit den klar und frei denkenden Landsleuten hier draußen zu verkehren. Die meisten deutschen Kaufleute sind seit langen Jahren in Tientsin ansässig und besitzen darum eine Kenntniß des Landes, die eine unerschöpfliche Quelle bildet für Denjenigen, der herausgekommen ist, um zu lernen.

Eigenthümlich ist, daß die Zahl der Europäer, die chinesisch verstehen, immer mehr zunimmt, je mehr man nach Norden kommt. In Hongkong weiß kaum Einer ein Wort von der fürchterlich schweren Sprache, die auch so gar keinen Reiz besitzt, welcher den Wunsch rege machen könnte, sie sich anzueignen. Nur wenn der chinesische Boy gar zu langsam bedient, wird er durch ein „Tschoptschop" zur Raschheit gemahnt, oder beim Kegeln wird der chinesische Kegeljunge durch ein über die Bahn geschrieenes „Kito?" um die Anzahl der gefallenen Kegel befragt. In Shanghai findet sich als seltene Ausnahme hier und da einmal Jemand, der chinesisch kann. Im europäischen Haushalt sind nur zwei chinesische Worte im Gebrauch als Weisung für den Kuli, der die Punkah zieht. Wenn er anfangen soll, so befiehlt die Dame des Hauses „La-fun!", das heißt: „Mache Wind!", und wenn er aufhören soll, so wird ihm

zugerufen: „Man-man!“, das heißt: „Halte ein!“ In Tientsin aber spricht fast jeder Europäer, insbesondere jeder Deutsche, chinesisch, als wäre das die einfachste Sache von der Welt. Im Norden nämlich leben Europäer und Chinesen viel näher zusammen, als anderswo. Auch hat sich der Chinese dem Europäer noch wenig akkommodirt. Der Europäer ist daher genöthigt, sich dem Chinesen anzupassen; und es giebt einen Begriff von der Tüchtigkeit der China-Kaufleute, daß sie, wenn ihr Geschäft es erfordert, im Stande sind, sogar das unlernbare Chinesisch zu lernen. In dem großen Hotel von Tientsin, im „Astor-House“, ertheilt beispielsweise der Wirth seinem Personal chinesische Befehle und empfängt von diesem chinesische Berichte. Das „Astor-House“ ist wohl in der Welt das einzige europäische Hotel mit chinesischer Geschäftssprache. Auch Herr Diedering, der Wirth des Hotels, das, wie schon früher erwähnt, mit Recht als das beste in China gilt, ist ein Deutscher.

Die europäischen Settlements grenzen an den Pei-ho. In der Mitte liegt das englische, zur Linken, wenn man sich mit dem Gesicht nach dem Fluß wendet, das französische, zur Rechten das deutsche. Sie erstrecken sich vom Strom aus landeinwärts. An die französische Concession stößt seitlich die Chinesenstadt an, die „City“, wie man hier kurz sagt, und geht in einem weiten Halbkreise hinter den europäischen Vierteln herum, berührt diese jedoch erst wieder an der deutschen Niederlassung.

Die europäische Stadt Tientsin dehnt sich nicht in die Tiefe, sondern in die Breite. Man möchte sagen, daß die Stadt nach seitwärts lebt. Die Hauptstraßen laufen dem Fluß parallel. Am Pei-ho selbst zieht sich ein Bund entlang. Das heißt, dieser Bund muß erst einer werden. Es ist Alles da, was zu einer Uferstraße gehört: der Fluß, das Ufer, die Straße — nur die schönen Gebäude fehlen. Die vorhandenen Häuser sind zu meist Waarenspeicher, und diejenigen, die keine Waarenspeicher sind, sind nicht schön. Nur auf dem französischen Bund, der Quai de France heißt, stehen einige hübsche Bauten. Im Uebrigen wird auch die Straße selbst zur Aufbewahrung von Waaren, zumeist von Import-Waaren, verwendet. Man schreitet an aufgestapelten Ballen, Kisten und Säcken entlang. Oft sind für die Waaren aus den Strohmatten, die Canton liefert, Hütten erbaut. Auch die Wächter hausen in solchen Strohhütten. So machen einige Stellen des Bund den

Eindruck, als habe ein Stamm von Wilden dort sein Nomadenlager aufgeschlagen. Die Straße liegt im gleichen Niveau mit der Wasserfläche. Der Fluß ist schmal, aber ungemein belebt von bewimpelten Dschunken und fauchenden kleinen Dampfbooten, die mit ihren Sirenen einen Höllenlärm verführen. Der Pei-ho ist nur bis Tientsin für See-Dschunken fahrbar. Stets sind also hier zahlreiche Schiffe angesammelt, welche ihre Fracht abladen. Am andern Ufer des Bund sind Salz, Kohle und Reis zu ganzen Bergen aufgeschichtet, die gleichfalls von Matten bedeckt werden. Das Meiste ist durch den großen Kanal hinaufgekommen, welcher bei Tientsin sein nördliches Ende erreicht. Vor Allem der Tribut-Reis, der nach der Hauptstadt abgeführt werden soll, muß hier auf weitere Beförderung warten. Demnach ist der ganze Bund nicht viel mehr als ein großes Entrepot.

Das eigentliche Wohn- und Geschäftsviertel ist, wie gewöhnlich in den chinesischen Kolonien, die englische Concession. Die Hauptstraße, die Victoria-Road, hat fast gar keine Läden. Wohl aber liegen hier die hervorragendsten Gebäude der Stadt: das „Astor-House", der deutsche und der englische Klub, das deutsche Konsulat, das zierliche und farbige Palais der Indisch-Australischen Bank und namentlich das Rathhaus. Der Styl, der bei den Monumentalbauten von Tientsin vorherrscht, ist der massiv-gothische. Das liegt daran, daß sie alle von demselben Baumeister errichtet worden sind. Dieser Baumeister hat offenbar aus dem ernüchternden neunzehnten Jahrhundert sein romantisches Herz nach China geflüchtet und ist nach dem Pei-ho gezogen, um dort seine mittelalterlichen Träume zu verwirklichen. So sieht Tientsin an einzelnen Stellen aus, wie eine zum Leben erwachte Rittergeschichte. Selbst das japanische Konsulat ist eine feste Burg geworden. Das Rathhaus aber ist ein gewaltiges Kastell, ein graues, zinnengekröntes Gemäuer mit Spitzbogenfenstern, flankirt von dicken Thürmen. Die Hauptfront ist dem Public Garden zugewandt, und hier ist ein Söller angebaut, der die Erwartung weckt, daß jeden Augenblick Kriemhild in eigener Person da heraustreten werde, um der chinesischen Stadtkapelle zuzuhören.

Auf den ersten Blick berührt dieses Rathhaus ein wenig befremdend. Wer hätte auch gedacht, gar so viel Gothik in

Tientsin zu finden! Doch es läßt sich nicht leugnen, daß der Bau eine imposante Wirkung übt. Der offizielle Name ist „Gordon-Hall". Die Engländer wollten durch ihr Municipal-Palais ihrem General Gordon ein Denkmal setzen, der so glänzende Kriegsthaten in China ausgeführt hat. Da Gordon mit Li-Hung-Tschang befreundet war, erwiesen sie durch die Benennung zugleich dem damaligen chinesischen Vizekönig von Tientsin eine Artigkeit. Li-Hung-Tschang hat dafür das Rathhaus in sein Herz geschlossen und hat ihm prachtvolle Seidenstickereien geschenkt, die bei festlichen Gelegenheiten in der großen Halle ausgehangen werden. Unter den Stickereien fällt ein seltsames Stück auf, das einen lebensgroßen Greis zeigt, dessen langer Graubart aus der Seide herauswächst und dem ein Reh zur Seite ruht, welchem wirkliche Augen eingesetzt sind. Ein Erdgeschoß-Zimmer gehört der Freimaurerloge. Seltsame Möbel sind an den Wänden gereiht, Altarleuchter stehen auf dem Boden, und an den blau ausgemalten Wänden kehrt als Ornament der Maurer-Zirkel immer wieder. Im ersten Stock haben die Väter der Stadt ihre Rathsstube. Die Stühle sehen nicht sehr abgesessen aus, in einer Ecke webt ungestört eine Spinne ihr Netz. Tientsin läßt sich allem Anschein nach ohne viel Berathung regieren.

Der Public Garden draußen ist klein, aber hübsch angelegt. Nur fehlen die lieben kleinen Mädchen von Shanghai. Ueberhaupt sieht man in Tientsin viel zu wenig Damen. Die wenigen jedoch, die man sieht, sind nicht hübsch. Die Stadtväter mögen darüber die Beschwerde eines Fremdlings vernehmen. Es ist nöthig, daß diesem Uebelstande rasch und gründlich abgeholfen werde. Die Stadtkapelle setzt sich, wie gesagt, aus Chinesen zusammen. Die Spielleute stehen im Orchester-Pavillon, mit Mandarinenhüten und langen Mänteln angethan, und blasen die europäischen Instrumente. Aber es wäre besser, sie bliesen sie nicht. Daß die Chinesen ein unmusikalisches Volk sind, beweisen sie bei keiner Gelegenheit so deutlich, als wenn sie Musik machen. Und wenn man beim Anhören schlechter Musik das Bewußtsein hat, daß sie von Chinesen hervorgebracht wird, so mag dies immerhin seinen Reiz haben, allein die Musik wird dadurch nicht schöner.

Eines der stattlichsten Häuser im englischen Settlement, ein großes europäisches Wohnhaus im maurisch-arabischen Styl mit

vielen Kuppeln, gehört einem Chinesen, dem Direktor der Bergwerke von Kai-ping. Man kommt daran vorüber, wenn man nach dem Rennplatz hinausfährt. Das ist nämlich der einzige in Tientsin mögliche Spazierweg. Tientsin hat keine Umgebung, oder vielmehr es hat deren zu viel. Rings um die Stadt dehnt sich endlos die wüste Ebene des Pei-ho mit ihren Wasserpfützen, ihren kahlen Bodenstrecken, ihren Schlammsümpfen, ihren Gräbern. Im Sommer und Herbst freilich ist all' die Trostlosigkeit unter ein wenig Grün verdeckt. Durch diese Ebene hindurch ist die Straße nach dem Race Course gelegt. In der Abendstunde traben dort die Mafus entlang auf den Pferden, die an den Herbstrennen theilnehmen sollen. Diese chinesischen Stallmeister sitzen sicher und kerzengerade im Sattel. Auch das eine oder das andere Jagdwägelchen rollt einher, gelenkt von einem Chinesen, der das Kutschiren liebt, einem wohlbestallten Comprador vielleicht aus einem europäischen Comptoir. Wenn man Glück hat, kann man eine oder zwei europäische Damen zu Pferde sehen, im langen schwarzen Reitkleid. Weit drüben in der Ebene erhebt sich das vielfenstrige graue Haus, das Herr Detring bewohnt, der höchste deutsche Beamte in der chinesischen Seezoll-Verwaltung. Er haust einsam da draußen und pflegt Umgang mit Niemandem aus der Stadt. Nicht weit davon besitzt ein russischer Theehändler ein ausgedehntes Grundstück, auf dem er Erdhütten hat bauen lassen, die er an arme Chinesen vermiethet. Vermiethungen dieser Art sollen zu den glänzendsten Geschäften gehören, die man in Tientsin machen kann. Es ist eine alte Geschichte, daß es wenig bessere Einnahmequellen gibt, als die: von den armen Leuten zu leben. Ein Park fällt auf, den ein reicher Cantonese sich um sein Haus hat anlegen lassen. Der Rennplatz ist ein Rennplatz wie alle andern. Die Bahn steht zum Theil unter Wasser.

Bei der Rückfahrt sieht man einen gewaltigen Rauch in der Luft, der von einem Riesenbrande herzukommen scheint. Der Rauch hängt über der Chinesenstadt, aber sie brennt nicht, sondern es ist nur ihr Schmutz, der zum Himmel stinkt. Die europäische Stadt liegt drüben, von der einbrechenden Nacht umschleiert. Der Thurm der englischen Kirche ragt aus den Häusern hervor. In der Dämmerung nimmt dieser Thurm mit der schlanken Spitze eine

wohlbekannte Form an. Man hat einen Augenblick die Vision des Frankfurter Doms, und es scheint, als fahre man auf die Stadt am Main zu, die doch so weit, oh so weit entfernt ist! ...

Die französische Niederlassung ist, im Gegensatz zu der von Shanghai, ein wirklich europäisches Stadtviertel. Nicht allzu viele chinesische Häuser sind hinein gemischt. Die Straßen sind breit angelegt, mit Bäumen bestanden und gut gehalten. Eine Rue du Chemin de fer ist vorhanden, wie in fast jeder Provinzstadt Frankreichs. Ihr zur Seite läuft die Rue du Baron Gros, welche aber nicht nach dem Maler der Schlachten des ersten Napoleon benannt ist, sondern nach jenem Baron Gros, der sich als Diplomat zur Zeit des englisch-französischen Krieges gegen China hervorgethan hat. Die Rue de France ist die Hauptstraße. Das Konsulat steht am Bund, tief in einem Garten, und ist ein überaus graziöser Bau in der reinsten Art der französischen Renaissance mit den halb in das Haus hineingewachsenen Säulen und den charakteristischen, eng anliegenden Balkonen. Es schaut aus dem Grün heraus, wie manch' altes Schloß aus den Parks in der Umgebung von Paris. Ein anderer schöner Garten auf dem französischen Territoritum ist Eigenthum der Jesuiten. Ueberhaupt gehört ihnen der größte Theil der französischen Stadt. Sie haben beizeiten Grundstücke gekauft, als Tientsin noch klein war. Jetzt sind sie Herren im Lande, der Werth ihres Besitzes ist vielleicht auf's Fünfzigfache gewachsen und wird in einigen weiteren Jahren bis zum Hundertfachen steigen. Dies ist nicht der erste Fall, der zeigt, daß die Jesuiten sich auf's Spekuliren verstehen.

Die französischen Jesuiten verdienen übrigens, daß man mit Respekt von ihrem Wirken in China spricht. Die meisten anderen Missionäre betrachten es als ihre einzige Aufgabe, zu predigen und die Bibel auszulegen. Sie sind bemüht dem fremden Volk, unter dem sie leben, seinen Glauben wegzubeten. Durch ihren Bekehrungseifer machen sie sich lästig und verhaßt; und wenn Missionäre von einem aufrührerischen Volkshaufen niedergemetzelt werden, so liegt die einzige Schuld nicht immer bei dem Volkshaufen. Die chinesische Regierung hat oft schon zu den Vertretern der Mächte gesagt: „Wir wollen gern den Fremden noch viel mehr Rechte einräumen. Nur nehmt uns die Missionäre weg!" In der That leuchtet die Nothwendigkeit von Bekehrungen nicht ein in einem Lande, wo ein Glaubens-

system herrscht, wie der Buddhismus, und eine Morallehre, wie der Confucianismus, die beide älter sind, als das Christenthum, und denen dieses, bewußt oder unbewußt, manche seiner Ideen entlehnt hat. Ein chinesischer Gelehrter sagte einmal zu einem Missionär:

„In Eurer Bibel stehen schöne sittliche Gebote. Diese oder ganz ähnliche sind auch in den Schriften des Confucius enthalten. Das Schlimme ist nur, daß unser Volk nicht nach den Sittengeboten lebt. Glaubt Ihr, das würde anders werden, wenn das Volk zum Christenthum überträte?"

Die Jesuiten beschränken sich nicht auf das Beten. Sie suchen zu bekehren, indem sie sich nützlich machen. Sie lehren den Chinesen europäische Kultur, und während sie ihnen werthvolle Kenntnisse beibringen, machen sie sie auch zu Christen. Das läßt sich eher hören. Zum Unterschiede von manchen anderen Missionären sind die französischen Jesuiten*) feingebildete Leute. Ihr Kloster Si-ka-wei bei Shanghai ist eine große Unterrichtsanstalt und ein Gelehrtenheim. In Tientsin hat der Orden gegenwärtig nur zwei Vertreter.

Die französische Kathedrale ist mitten in der Chinesenstadt errichtet. Dort wurde sie im Jahre 1870 niedergebrannt. Zugleich mordete der Pöbel die französischen Ordensschwestern und andere Europäer. Die armen Opfer hatten grausame Qualen zu erdulden, und das Fremden-Massacre von Tientsin ist vielleicht das furchtbarste, das jemals in China stattgefunden hat. Jetzt ist die Kathedrale auf der alten Stelle am Pei-ho wieder aufgebaut worden. Die französischen Missionen aber haben ihren Sitz nach der französischen Konzession verlegt. . . . .

Die deutsche Niederlassung hat, wie schon angedeutet, die hervorstechende Eigenthümlichkeit, daß sich noch Niemand auf ihr niedergelassen hat. Haben wir das Gebiet auch erst seit Oktober

*) Die deutschen Jesuiten haben im vorigen Jahrhundert am Hofe von Peking eine große Rolle gespielt. Der damalige Kaiser stand so sehr unter dem Einfluß dieser gelehrten und staatsklugen Männer, daß er geneigt schien, mit seinem ganzen Volke zum Christenthum überzutreten. Da gelang es den Umtrieben der eifersüchtigen Dominikaner, die Stellung der Jesuiten am chinesischen Hofe zu erschüttern. So hat Mönchsgezänk es verhindert, daß China vor hundert Jahren bereits ein christlicher Staat wurde.

vorigen Jahres im Besitz, so könnten wir doch schon viel weiter sein. Es ist ähnlich gegangen wie in Kiautschou. Gewisse Herren an der Spree wollen durchaus am Pei-ho mitregieren, und so ist das Jahr verloren worden mit Hin- und Herschreiben zwischen Tientsin und Berlin. Auch hier darf natürlich nicht gebaut werden, ehe die Behörde ihre sämmtlichen Verfügungen getroffen hat. Und ein Jeder weiß: wenn sich unsere vortreffliche Behörde einmal an's Verfügen macht, dann wird sie nicht so bald fertig. Die deutsche Art, zu kolonisiren, ist, daß man die Ansiedler so lange fernhält, bis man festgestellt hat, was sie Alles nicht thun dürfen. Jede deutsche Kolonie beginnt mit Verordnungen. Während also die Chinesen, die sich gern unter europäischen Schutz begeben, auf den Verkauf von Bauplätzen drängten, während sogar Engländer in dieser Richtung Schritte thaten, obwohl sie sich vor dem „red tape" fürchteten, vor dem „rothen Faden", der in England die offiziellen Dokumente umwindet und das Sinnbild des Bureaukratismus ist, — während dessen saßen die Herren in Berlin und arbeiteten, frei von jeder schädlichen Uebereilung, Polizeivorschriften aus. Als die ersten Verordnungen in Tientsin ankamen, stellte es sich heraus, daß die Verwaltung der deutschen Ansiedelung ungefähr auf folgendem Grundsatze aufgebaut werden sollte: Jeder Deutsche muß einen Maulkorb tragen, und jeder Engländer darf nur an der Leine geführt werden. Jetzt giebt man es bereits bedeutend billiger, und die letzthin eingetroffene Baupolizei-Ordnung soll sogar recht verständig und zweckentsprechend sein. Die deutsche Niederlassung ist ein schönes Stück Land, in guter Lage. In Tientsin wird sie von praktischen Leuten geleitet, die eine gründliche Kenntniß der chinesischen Verhältnisse besitzen und die sich's wohl bald abgewöhnen werden, allzuviel in Berlin anzufragen. Einen Militär-Gouverneur kann man hier auch nicht einsetzen. Folglich sind alle Bedingungen einer gedeihlichen Entwicklung gegeben.

Ein in die Erde gesteckter schwarz-weiß-rother Holzpflock und eine Wasserpfütze markiren die Grenze des deutschen Gebiets. Der Pei-ho bleibt immer zur Linken, und man schreitet auf einer guten Straße durch die grüne Niederung, oft unter den mächtigen Kronen von alten Bäumen hindurch, von Ulmen oder breitästigen chinesischen Pappeln. Diese Baumgewaltigen sind stark genug gewesen, um

manche Zeiten zu überdauern, aber nun wird ihnen die deutsche Art an den Stamm kommen. Unmittelbar am Wasser wird der Bund gelegt, der „deutsche Bund", der sich an den englischen und französischen anschließen wird. Die Straße ist auf Pfählen in den Fluß hineingebaut; nur das Pflaster fehlt noch. Auch die Victoria-Road soll über die deutsche Niederlassung hinweg verlängert werden und wird hier „Wilhelmstraße" heißen. Ebenso wird eine Weiterführung der Taku-Road projektirt, der zweitgrößten Straße des englischen Settlement, die zu der Victoria-Road parallel läuft und ausschließlich von Chinesen bewohnt wird. Die Taku-Road nimmt drüben an der City ihren Anfang und ist gleichsam ein Kanal, durch welchen die Chinesenstadt in die europäische Stadt sich ergießt. In der Taku-Road hat ein reicher Chinese einen ganzen Block Holzhäuser mit Läden im Erdgeschoß aufgeführt, die er an kleine Leute vermiethet. Die Häuser, deren Herstellung so gut wie gar nichts kostet, bezahlen sich bereits durch die erste Monatsmiethe, und alles Uebrige ist Reingewinn. Aehnliche Holzbauten möchte man auch in der deutschen Konzession errichten. Aber Berlin hat seine Meinung bisher nicht verlauten lassen und scheint sich noch nicht schlüssig gemacht zu haben in Betreff der Frage, ob auf der deutschen Niederlassung Chinesen wohnen dürfen. Nun wäre es gewiß von Vortheil, wenn man überhaupt aus China die Chinesen eliminiren könnte, aber die Sache ist nicht leicht, und Berlin wird daher wohl noch einige Zeit brauchen, ehe es schlüssig wird.

Inzwischen wird fleißig an der Instandsetzung des deutschen Gebiets gearbeitet. Ein gut' Theil Wasser ist dabei, wie dies in Tientsin nicht anders möglich, und eifrig laufen die Karren, welche Erde herbeiführen, um auch dieses Wasser in Baugrund zu verwandeln. Die Aus- und Auffüllungsarbeiten werden von einem chinesischen Unternehmer besorgt, dem natürlich ein deutscher Baumeister auf die Finger sehen muß. Jedoch der Chinese zeigt große Beflissenheit, und sogar einige Schienengeleise hat der treffliche Mann legen lassen. Manch' ein Loch ist noch zuzuschütten. Es gibt Löcher ohne Wasser und Wasser ohne Löcher. Gelegentlich lauft das nasse Element einfach über die Straße. Zumeist aber steht es in Teichen, welche der Schlammgrund mit Schwärze durchdringt und von welchen Düfte ausgehen, die man mit denen der Rosen kaum verwechseln

kann. Andere Gerüche mischen sich hinein, die einen entschieden ausgeprägten Charakter haben, wenngleich sie ebenfalls keine Wohlgerüche sind. Auf deutschem Grund haben sich einige chinesische Dünger-Fabriken etablirt. Der Dünger, frisch aus der Chinesenstadt bezogen, wird getrocknet und mit Ruß vermengt, was ein sehr wirksames Dungpulver ergiebt. In der deutschen Kolonie nennt man diese Anstalten die „Chocolade-Fabriken."

Sie werden nicht mehr lange dort bestehen. Einstweilen ist bereits ein ganzes chinesisches Dorf niedergerissen worden. Auch einen Friedhof der Ningpo-Gilde hat man fortgeschafft, auf dem 260 Chinesen begraben waren. Während die französische Kolonie in Shanghai sich mit den Ningponesen wegen ihres Friedhofs blutig herumschlägt, ist man hier gütlich mit ihnen zu Rande gekommen. Man hat sie nämlich darauf hingewiesen, daß die deutsche Bauleitung einen Theil des Terrains zu erhöhen beabsichtige, wodurch der Friedhof unter Wasser gesetzt werden würde. Nun ist aber für einen chinesischen Verstorbenen anscheinend nichts schädlicher, als unter Wasser zu liegen. Absolute Trockenhaltung ist die erste Vorbedingung für ein besseres Jenseits. Die Ningponesen haben daher nicht umhin gekonnt, ihre Ahnen auszugraben, um sie vor Nässe zu schützen. Auf dem andern Ufer des Pei-ho erhebt sich ein Fort, an das sich ein Erdwall schließt. Ein gleiches Fort und ein gleicher Wall befanden sich früher auf dem deutschen Ufer. Es war im Vertrage ausbedungen, daß sie konservirt werden sollten, und doch sind sie demolirt worden. Zuerst schlug man das Fort zusammen. Der Tao-tai regte sich beträchtlich auf, als er Kunde davon erhielt. Man wartete, bis er sich wieder „abgeregt" hatte, und trug dann den Wall ab. Hierzulande kann man dem Pudel den Schwanz abschneiden, unter der Bedingung, daß man es successive thut, damit es weniger schmerzhaft sei.

Das erste Gebäude, das in der deutschen Niederlassung errichtet worden ist, ist natürlich eine Polizeiwache. Auch ein Gefängniß hängt damit zusammen, ein Gefängniß mit guten Eisenstäben und allem sonstigen Komfort. Die Schutzleute sind ausgesucht große Chinesen. Ein langer dunkelblauer Kittel wallt ihnen bis auf die Knöchel herab, das Haupt ist mit dem Mandarinenhut bedeckt, in der Hand tragen sie einen langen Stab, und

auf dem Aermel ist die kleine schwarz-weiß-rothe Fahne aufgenäht, die, nach dem Muster von Tientsin, auch von den chinesischen Polizisten in Kiautschou getragen wird. Diese Wächter der deutschen Ordnung in Tientsin sind sehr biedere Männer, und sie sagen mit Herzlichkeit „Guten Magen!" Das soll wahrscheinlich „Guten Morgen!" bedeuten, obwohl es gewiß auch einen Sinn hat, Jemandem einen guten Magen zu wünschen.

Die Polizeiwache befindet sich gleich links nahe dem Eingang zur deutschen Konzession. Auf der rechten Seite der Straße haben einige offizielle chinesische Gebäude ihren Platz, ein Regierungs-Salzspeicher und eine Leichenhalle. Die Chinesen lassen sich bekanntlich gern in ihrer Heimath bestatten. Wenn Einer in der Fremde stirbt, so wird die Leiche nach dem Geburtsort des Verblichenen geschafft, vorausgesetzt natürlich, daß dieser genügende Mittel hinterlassen hat, um den Transport zu bestreiten. Bis sich Gelegenheit zur Beförderung findet, wird der Sarg in einer Leichenhalle aufbewahrt.

Diejenige, die zur deutschen Niederlassung gehört, ist ein großer Tempel, und zwar ein schöner, außergewöhnlich rein gehaltener und gut gepflegter Tempel. Im ersten Hofe stehen Sänften. Eben ist Einer eingebracht worden, und die Familienmitglieder, die dem Verstorbenen das Geleit gegeben haben, sitzen in der Stube beim Pförtner, der sie mit Thee bewirthet. Im Tempel sind die Priester gerade beim Beten. Inmitten der Halle knien sie um eine Estrade herum, Jeder mit einer rothen Stola behangen. Ueber alte chinesische Meßbücher gebeugt sagen sie ihre Litanei her. Ein greiser Oberpriester giebt den Rhythmus an, indem er im raschen Tempo mit einem Klöppel auf einen Holzklotz schlägt. Dieses Trommeln wirkt fremdartig. Sonst ist gar nicht zu sagen, wie sehr dieser buddhistische Gottesdienst an den katholischen erinnert. Auch der Altar im Hintergrund ist aufgebaut wie in den christlichen Kirchen. Das Götterbild im Dunkel der Nische ist nicht zu erkennen. Kathedralen-Leuchter stehen davor, in denen hohe Kerzen brennen. Gläserne Schalen sind aufgereiht, welche Früchte enthalten, die als Opfergabe dargebracht werden. Früchte gibt es freilich nicht auf den christlichen Altären, wohl aber Blumen. Und Blumen sind auch hier zu Ehren des Buddha aufgeschüttet,

in Fülle und bunter Pracht. Ihr Duft steigt lieblich auf und vereinigt sich mit den Weihrauchdünsten, die durch die Luft ziehen.

Hinter Höfen und abermals Höfen öffnet sich der Eingang in ein dunkles Gewölbe. Ein Gang führt mitten hindurch; zu beiden Seiten liegen kleine Zellen, in deren Thüren Glasfenster angebracht sind. In die Zellen werden die Särge eingestellt. Das ist wie eine Kellerei des Todes. Verwesungsgerüche sind zu spüren. Die Thüren einer Zelle werden aufgethan, und ein riesiger schwarzer Sarg steht darin. Hinter ihm an der Wand lehnen lebensgroße Puppen in bunten Gewändern, männliche und weibliche. Sie werden verbrannt und haben in dieser Weise den Verstorbenen als Dienerschaft in's Jenseits zu begleiten. Einige Körbe sind mit Silber- und Goldpapier angefüllt, das zu kleinen Schuhen geformt ist gleich den ungemünzten Silberstücken, den „sycees", die als Geld umlaufen. Das Papier wird gleichfalls verbrannt und macht die Baarschaft aus, die der Verstorbene mitbekommt. Das Leben in der besseren Welt scheint kostspielig zu sein, kostspieliger vielleicht als in unserer guten. So halten die Särge hier Nachbarschaft, Zelle an Zelle. Es ist unheimlich in diesem dunklen Raum mit den verschlossenen Kämmerlein, in denen lauter Todte wohnen; und die Fenster in den Thüren werden grauenvoll, diese so nutzlosen Fenster für die auf ewig blinden Augen! .....

Eine Enclave im deutschen Settlement bildet die chinesische Universität, ein mehrfach gegliedertes und mehrstöckiges europäisches Schulgebäude, grau mit schwarzem Schieferdache. Li-Hung-Tschang hat sie gegründet, damit ein wenig abendländische Gelehrsamkeit in's Land komme. Geleitet wird sie von einem früheren amerikanischen Missionär, der seine Fähigkeit, eine Universität zu dirigiren, dadurch erwiesen hat, daß er als Hauslehrer die Kinder des Vizekönigs unterrichtete. Außer ihm sind noch drei englische Professoren thätig. Man trifft die gesammte Fakultät jeden Nachmittag zu Pferde auf der Straße, die nach dem Race Course führt. Die Herren sehen aus wie Primaner, aber sie reiten gut. Immerhin hat man den Eindruck, daß es sehr außerordentliche Professoren sind. Vorgetragen wird auf der Hochschule englisches Recht, Ingenieur-Wissenschaft, Mathematik, vor Allem Geographie. Im Allgemeinen lernt man auf dieser Universität nicht viel mehr,

als bei uns in den Vorschulklassen. Zwei- bis dreihundert chinesische Studenten besuchen die Vorlesungen. Wenn sie aber die ausreichende Zahl von Semestern absolvirt haben, wissen sie nicht recht, was sie mit ihren Kenntnissen anfangen sollen. Die Universität hat hier keinen Ausgang nach dem Leben hin. In China kommt man nur mit chinesischer Gelehrsamkeit weiter. Nach vollendetem Universitätsstudium finden die jungen Leute, wenn sie Glück haben, Aufnahme in einem europäischen Geschäft als Schreib-Kulis. Li-Hung-Tschang hatte seinerzeit zweihundert Chinesen nach den amerikanischen Universitäten gesandt. Einige kamen sogar mit dem Doktor-Titel zurück. Aber auch aus diesen Zweihundert ist nichts geworden. In einem europäischen Laden von Tientsin ist einer von ihnen als Commis angestellt. Es wird ihm dort Gelegenheit geboten, seine mit dem Doktorgrad gekrönte Wissenschaft beim Verkauf von Petroleum-Lampen zu verwerthen.

Die Chinesenstadt von Tientsin ist verrufen wegen ihres Schmutzes. Dieser schlechte Ruf ist übertrieben. Tientsin ist gerade so unsauber, wie Chinesenstädte zu sein pflegen, und nicht mehr. Aber der Besuch der City lohnt der Mühe. Die europäischen Einflüsse sind hier lange noch nicht so mächtig, wie beispielsweise in Shanghai, und das chinesische Leben hat darum in Tientsin seine volle Eigenart bewahrt. Ueberhaupt scheint der Norden ausgeprägter chinesisch zu sein als der Süden. In allen Theilen der Welt hat ja der Norden kräftigere Züge, als der Süden. Tientsin ist zudem eine der größten Städte des Reiches. Man schätzt es auf nahezu eine Million Einwohner, soweit sich eben die Bevölkerungsziffer einer chinesischen Stadt bestimmen läßt. Jedenfalls zählt Tientsin mehr Einwohner als Peking. Die Hauptstraßen haben etwa die Breite der kleinen Gassen in der Altstadt von Frankfurt, und das ist schon ziemlich viel für chinesische Verhältnisse. Die Nebenstraßen allerdings sind oft so eng, daß kaum zwei Vorübergehende einander ausweichen können, und sind mit Gerüchen erfüllt, als mündeten sämmtliche Düngergruben in den Rinnstein hinaus. Rinnsteine gibt es nämlich auch, alte historische Rinnsteine, ruhmreiche Kulturwerke der Ming-Dynastie oder einer anderen. Selbst das Pflaster fehlt in den Hauptstraßen nicht, — aber welch' ein Pflaster! Tiefe Löcher klaffen im Fahrdamm. Die Rickscha, von einem Kuli gezogen und von einem

zweiten gestoßen, saust darüber hinweg. Bald stürzt das rechte Rad in ein Loch, bald das linke; bald glaubt man zur einen Seite hinauszufallen, bald zur anderen; und man wird in einer Weise durchgerüttelt, daß alle Nerven in Aufruhr gerathen.

Der Pei-ho nimmt seinen krummen Weg auch durch die Chinesenstadt. Auf der Fahrt durch die City kommt man einigemale an's Wasser heraus, und man hat alte Holzbrücken zu überschreiten. Nahe bei der französischen Kathedrale führt über den Fluß eine Brücke aus Eisen, eine moderne Brücke mit dreiarmigen Gaskandelabern. Der Verkehr in den Hauptadern wächst während der Nachmittagsstunden in's Riesenhafte. Es ist das Straßenleben einer Millionenstadt. Tausende und Tausende von Menschen sind auf den Beinen, die Rickshas folgen sich ununterbrochen, in unabsehbaren Reihen. Zwei Verkehrsströme fluthen aneinander vorüber, einer, der kommt, und einer, der geht. Oft geräth die ganze Bewegung in's Stocken. Die Wagen, die hinten kommen, stoßen auf die vordern. Die Kulis schreien uud wettern; sobald sich der Knäuel entwirrt hat, stürmen sie wieder durch das Getümmel im wilden Jagen, und die Rickscha rasselt nach, über Stock uud Stein, bis zur nächsten Stauung. Chinesische Reisekarren fahren vorüber, an denen mißvergnügt der Maulesel trottet; Sänften, auf kräftigen Kuli-Schultern ruhend, schwanken über den Köpfen der Menge; auch Reiter traben einher. Der Chinese ist ein gar malerischer Reiter, wenn er im lang herabwallenden Gewande auf dem mongolischen Pferde sitzt, das wild seine buschige Mähne schüttelt.

Laden reiht sich an Laden. Da in einer Chinesenstadt jeder Mensch Kaufmann ist, wer bleibt eigentlich noch zum Kaufen übrig? In Tientsin blüht unter Anderm die Teppich-Industrie. Die Teppiche, welche dort aus Kameelhaar gefertigt werden, finden Absatz in ganz China. Sie werden in allen Größen gearbeitet, vom Bett-Vorleger bis zum breiten Zimmerteppich, der den ganzen Fußboden bedeckt. Man kann einen von der letztern Art schon für 50 bis 60 Silber-Dollars (100 bis 120 Mk.) haben. Die Wolle ist zumeist blau und weiß gefärbt. Das Dessein besteht in der Regel aus geradlinigen Ornamenten, deren Züge aber nicht ohne Kunst geführt sind. Man schreitet weich über diese Teppiche, und das Auge ruht mit Behagen auf ihnen aus, auf ihren schönen, warmen Farben

und auf den einfachen, klaren Linien ihrer Zeichnung. Nur sollen sie arge Staubfänger sein und auch ein wenig nach dem Kameel riechen.

Gewebt werden sie in armseligen, engen chinesischen Werkstätten. Das heißt, sie werden nicht gewebt, sondern geflochten. Ein Bambus-Rahmen, welcher der Größe des herzustellenden Teppichs entspricht, ist an der Wand aufgerichtet. In dem Rahmen sind viele Schnüre ausgespannt. Die Handwerker sitzen davor auf einer schmalen Bank, die an Stricken von der Decke herabhängt. Die Arbeit wird unten begonnen, und je weiter der Teppich fortschreitet, umso höher wird die Bank hinaufgewunden. Jeder Arbeiter hat über sich Wollknäuel in verschiedenen Farben. Er flicht den Wollfaden in die Schnüre des Rahmens, knotet ein wenig daran herum und schneidet dann mit einem Messer, das er in der linken Hand führt, den Faden unmittelbar über dem Knoten ab. So wird der ganze Teppich durch unzähligemal wiederholtes Knüpfen und Schneiden gefertigt. Hinter dem Rahmen hat jeder Arbeiter ein Papier mit dem Muster des Teppichs vor sich, auf das er durch die Schnüre hindurchblickt. Wie es möglich ist, bei dieser Knüpferei ein Muster herauszubringen, bleibt ein Räthsel. Die ganze Herstellungsart ist verblüffend einfach, aber es gehört chinesische Geschicklichkeit und vor allen Dingen chinesische Geduld dazu, um sie zu praktiziren. Auch ist es wieder einmal staunenswerth, zu sehen, mit welch' primitiven Mitteln die chinesischen Handwerker alle ihre wundervollen Erzeugnisse hervorbringen. Um einen Teppich herzustellen, haben sie als einziges Handwerkszeug ein altes, verrostetes Messer. Dabei geht das Werk rasch von der Hand. An einem Teppich, der das ganze Zimmer bedecken soll, haben vier Mann nicht länger als zwanzig Tage zu schaffen.

Ein Teppichwirker wohnt im Vorgebäude des Tempels. Man muß den Tempelhof durchschreiten, wenn man in seine Werkstatt will. In dem Hof ist auf steinernem Sockel ein heiliges Gefäß aufgestellt, dessen Bronze vom Alter geschwärzt ist. An seinem Fuß halten sich die Guckkasten-Männer auf. Durch drei Glaslöcher blickt man in jeden Kasten hinein. Der Impresario steht daneben, rührt eine Glocke, wechselt die Bilder und erkärt sie durch einen Bänkelsang. Photographien von chinesischen Berühmtheiten sind darin zu sehen, Vicekönige mit ihrem Hofstaat und große Gelehrte; auch werden auf sehr bunten Bildern höchst kriegerische Thaten voll-

führt, sogar ein Gott steigt vom Himmel und mischt sich in den Kampf mit seinem langen Schwert. Zum Schluß kommt Allerlei, was sich mit Worten auch nicht entfernt andeuten läßt. Die kleinen Straßenjungen drängen sich kichernd um die Gucklöcher. Die Jugend will sich bilden (obwohl sie schon gründliche Vorkenntnisse zu besitzen scheint), und es geht nichts über den Anschauungs-Unterricht auf offenem Markte.

Eine Straße ist voll von Pelzhandlungen. Die großen Felle sind an den Wänden aufgehängt, die kleineren werden in Schubladen aufbewahrt. Die Zobelbälge baumeln an einem Haken von der Decke, zusammengerafft wie ein Bund Würste. Die Pelzhändler sind behäbige Herren, zuvorkommend, aber mit Würde. Sie verkaufen ihre Waare wie Leute, die es eigentlich nicht mehr nöthig haben. Dieses Geschäft nährt in China reichlich seinen Mann. Jedes chinesische Wintergewand, das sich sehen lassen will, muß mit Pelz gefüttert und verbrämt sein. Die Chinesen verstehen sich auf gutes Pelzwerk, und darum ist dieses auch in Tientsin nicht gerade ausnehmend billig. Freilich kann man einen großen Stadtpelz immer noch für weniger Geld sich anschaffen, als man zu Hause beim Schneider für einen anständigen Winterüberzieher zahlen muß. Bis von Sibirien her kommen die Felle nach Tientsin; aber auch in der nächsten Nachbarschaft, im eisigen Winter der Mandschurei und der Mongolei, gedeihen die Pelzthiere. Mandschurischer Marder, sibirischer Steppenhund und sibirisches Eichhörnchen müssen herhalten. Die Chinesinnen lieben das Eichhörnchenfell, und sie säumen ihre Kleider damit, weil es mit seinem sanften silbrigen Grau sich dem matten Ton ihrer Haut anpaßt und weil es sich gar so weich um einen zarten Frauenhals zu schmiegen weiß. Was man an braunen Fellen vorgelegt bekommt, ist durchwegs gefärbt, vom Zobel abgesehen. Aber schneeweiß, in makelloser Reinheit, liegt das Hermelin da und wartet auf den ersten König, der vorbeikommt.

Die Figuren aus bemalter Thonerde (mud) sind eine andere Spezialität von Tientsin. Die schlechte Sorte, plumpe Hanswürste und Puppen, mit denen die Kinder des Volkes spielen, wird von Straßenhändlern in Körben feilgeboten; die gute ist nur in einem einzigen Laden zu haben. Da es sich nicht thun läßt, von der Kunst

allein zu leben, wird vorn im Gewölbe nach der Straße zu ein wenig Samschu ausgeschenkt, jener chinesische Reisschnaps, der in Tientsin massenhaft gebrannt wird und dessen unangenehm süßlichem Geruch man überall in der Chinesenstadt begegnet. Durch den Ladentisch hindurch wird man an einigen Samschu-Amphoren vorbei in das hintere Gemach geführt. Hier sind Regale an den Wänden, die mit Pappdeckeln verschlossen sind, wie Akten-Kartons. Die Deckel werden sämmtlich aufgeklappt, und da steht drinnen die kleine bunte Welt.

Es geht ausnehmend gut an, den Menschen in Thon nachzuschaffen. Zwischen Thon und Menschenstoff besteht ja eine alte Verwandtschaft, vom biblischen Erdenkloß her. Der Thon nimmt die menschliche Form an, so genau, wie kaum ein anderes Material, mit Ausnahme vielleicht des Wachses. Nur daß bei den Wachsbildern durch alle Farbe immer das Leichenhafte ein wenig durchbricht, das dem Wachs innewohnt. Der Thon jedoch wird eins mit der aufgetragenen Farbe. Und wie er von der Farbe den bunten Hauch des Lebens bekommt, so durchdringt er auch wieder den Scheinmenschen, den man auf ihn aufmalt, mit einer starken Wirklichkeit. Unsern Bildhauern wäre sehr zu rathen, daß sie es auch einmal mit dem bemalten Thon versuchten, was sogar die italienische Renaissance nicht verschmäht hat. Wenn freilich die menschliche Form künstlerisch veredelt zur Erscheinung kommen soll, kann nur der Stein ihr Gestalt verleihen. Er allein vermag die großen Künstlerträume zu verwirklichen. Der Thon ist eher ein Zeitvertreib für die Mußestunden, ein Mittel um mit dem Leben zu spielen, indem man Puppen macht, die genau wie Menschen aussehen. Die chinesische Kunst hat keine großen Träume. Sie haftet an der Erde und wagt sich niemals weit vom Leben weg. Oder vielmehr: ihre idealistischen Aufflüge verlieren sich für uns gar zu weit in's Chinesische, und nur ihr realistisches Gebiet ist uns zugänglich. Hier ist sie ein redliches Handwerk der Wirklichkeits-Nachahmung, das zur Kunst wird durch die Gewissenhaftigkeit, das Geschick, den Geschmack und die Lebendigkeit, womit es das Gesehene wiedergibt. Die Thonfiguren von Tientsin sind eine allerliebste Leistung des chinesischen Realismus.

Die thönernen Menschlein athmen Leben und prangen in reichen, erfreulichen Farben. Viele sind dem Theater entnommen. Kaiser und Fürsten sind darunter in der alten schwarzen Tracht der Ming-Epoche. Dabei ist in der Haltung eine Nuance von Künstelei, welche andeutet, daß es Schauspieler sind, die kaiserliches und fürstliches Costüm tragen. Es gibt Theaterhelden, die mit Pathos zum dramatischen Lanzenstich ausholen. Zahlreiche Figuren setzen die Beine in dem gespreizten chinesischen Bühnenschritt. Ganze Szenen sind dargestellt: drei Frauen sitzen um einen Tisch, beugen die Köpfe über ein Papier und schreiben gemeinsam einen Brief. Dann hat auch einmal die Phantasie ihr Spiel getrieben und eine Frau abgebildet, die lachend mit einer Kröte tändelt. Mit besonderer Vorliebe aber formt der Künstler die Courtisanen. Dieser Künstler, der ein bescheidener Handwerker ist, drückt vielleicht in seinem getreuen Thon mit Sehnsucht aus, was ihm im Leben unerreichbar bleibt. Allein die Mädchen sind auch gar malerische Geschöpfe mit ihrem Geschmeide und seidenen Putz und mit ihrem seltsamen chinesischen Liebreiz. Getreulich hat sie der Künstler nachgebildet, bis zum Schminktupf auf der Unterlippe. Manchmal sind sie zu Gruppen vereint: Eine thut den kleinen Mund auf, um zu singen, und die beiden Andern rühren die Saiten der Mandolinen mit ihren langen, schmalen Händen. Und dann sieht man, was sich auf der Straße begiebt: eine Frau, die mit ihrem Kinde spielt; ein Baby, das vergnügt auf dem Boden herumkriecht; ein altes Weib, das vor seiner Schwelle kehrt; ein alter Mann, der im Stuhl sitzt und seine Pfeife raucht; Einer, der am Morgen nach dem Erwachen vor seine Thüre tritt und gähnt und die Arme zum Himmel reckt, daß ihm das Hemd über der feisten Brust auseinandergeht; Bettler mit ihrem Schmutz und all' ihrem Aussatz, der mit erbarmungslosem Naturalismus wiedergegeben ist; sogar die Hasenscharte ist nicht vergessen, durch deren Spalt die Zähne durchschimmern.

Es ist leider kaum möglich, diese Figuren nach Europa zu bringen; sie zerbrechen gar zu leicht. Allerdings werden sie vom Händler sehr kunstvoll in Watte und Seidenpapier verpackt. Vorher werden sie in ihre Bestandtheile zerlegt. Denn ein ganzer Mann ist Beschädigungen eher ausgesetzt, als ein halber. Die einzelnen Glieder werden sorgfältig mit europäischen Ziffern numerirt, damit

nicht etwa beim Auspacken Jemand eines Anderen Kopf bekomme, was immer störend wirkt.

In den Kuriositätenläden, die eine ganze lange Straße füllen, ist aufgespeichert, was so die Fluth des chinesischen Lebens jahraus jahrein an den Strand wirft. Ebenso, wie wir in Europa, wissen die Chinesen die Gegenstände von ehemals zu schätzen, die anders und oft schöner geformt sind, als die von heutzutage, und die als Trümmer dahingeschiedener Existenzen den melancholischen Reiz der vergangenen Dinge an sich tragen. So geht auch in China die neue Zeit gern aufsammeln, was die alte übrig gelassen hat.

Diejenigen Dinge, welche die Chinesen selbst in den Antiquitätenläden zu kaufen pflegen, sind unerschwinglich theuer. Das gilt namentlich vom Porzellan, dessen wohlgeschulte Kenner und eifrige Sammler die Chinesen sind. Wirklich gutes oder gar altes Porzellan bekommt man kaum jemals zu Gesicht, wenn man nicht seine besonderen Verbindungen hat. Die besten Stücke des alten Porzellans sind beinahe sämmtlich in festen Händen. Wenn etwas auf den Markt kommt, so wird es sofort von den reichen Amerikanern weggefangen, die oft unglaubliche Preise dafür zahlen. Auch Engländer und Franzosen sind Liebhaber. Nur die Deutschen zeigen wenig Interesse. Die einzigen bedeutenden deutschen Kollektionen chinesischen Porzellans sind angelegt worden von Herrn v. Brandt, dem früheren Gesandten in Peking, und von Dr. Stuebel, dem General-Konsul in Shanghai. Seit hundert Jahren etwa ist in China die Porzellan-Industrie im Verfall. Die Methoden, welche den alten Vasen die herrlichen tiefen und leuchtenden Farben gaben, sind verloren gegangen. Nur die sogenannten kaiserlichen „Fabriken" (in Wahrheit wird alles Porzellan durch Hausindustrie hergestellt) liefern noch manches Schöne. Die Fabriken arbeiten lediglich für den kaiserlichen Hof. Ihre Produkte werden trotzdem dem Handel zugänglich gemacht, dadurch nämlich, daß sie gestohlen werden, vor ihrer Ankunft im Palaste oder auch aus dem Palaste selbst. Wenn man es günstig trifft, so kann man für sündhaft theures Geld eine Schüssel angeboten erhalten, auf welcher der fünfklauige Drache anzeigt, daß sie für den Privatgebrauch des Kaisers bestimmt war. Auch die Bronzesachen, für welche die Chinesen gleichfalls Vorliebe bezeugen, sind nicht billig. Hier läßt der Händler aber schon

eher mit sich reden. Insbesondere an Weihrauchgefäßen herrscht große Auswahl, was erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß in China jedes Haus seinen Altar hat. Das sind in der Regel Schalen von anmuthig geschweifter Form, die auf vier hohen geraden Füßen stehen. Oft sind sie glatt, oft sind Drachen- und Phönix-Reliefs hineingearbeitet (es scheint, daß unser sagenhafter Vogel Phönix auch aus China stammt), oder das ganze Ding ist ein Vogel, der steif auf einem Bein steht und dem der Weihrauch aus dem Rücken herausdampft.

Im Allgemeinen bemessen die Händler ihre Preise nach dem Alter der Gegenstände und nach dem Stoff, aus dem sie gefertigt sind. Darum kauft man am Vortheilhaftesten Malereien, die hauptsächlich in Gestalt von Hängebildern (Kakemonos) vorkommen. Ob das Bild nach unseren Begriffen künstlerisch vollendet ist oder nicht, wissen die Händler nur selten zu beurtheilen. Was auf Papier gemalt ist, kostet wenig; was auf Seide gemalt ist, kostet mehr. Der Kunstwerth wird nicht in Rechnung gesetzt. Das kommt dem europäischen Käufer zu statten, der nur auf den Kunstwerth sieht. Die chinesischen Kakemonos können den Vergleich mit den weltberühmten japanischen wohl aushalten. In der Darstellung der Thiere kommt der chinesische Künstler dem japanischen (der merkwürdigerweise auch kein Pferd malen kann) allerdings nicht gleich. Auf den chinesischen Bildern haben die Thiere kein Leben und keine rechte Gestalt. Eine Katze, die unter Blumen sitzt, ist ein gar plumpes Unthier. Die Blumen aber sind köstlich. Da ist eine Farbenfreude und da ist ein liebevolles Eingehen auf das Blumenwesen, welche darauf hindeuten, daß das chinesische Empfinden ungeahnte Zartheiten besitzt. Die Japaner haben eine brillante Darstellungsart, sie zeichnen keck und ihre Farben sind glanzvoll. Der Chinese malt mit Bedacht, und das Behagen, das er an den Farben hat, die er aufträgt, gibt diesen den ruhigen Ton, wodurch die chinesischen Bilder sich, wie man schließlich zu bemerken glaubt, von den japanischen unterscheiden. Das ist aber nicht etwa eine Kunstregel; und der Unterschied ist umso schwerer zu fixiren, als es den betrügerischen Kunsthändlern gar nicht darauf ankommt, ein japanisches Bild für ein chinesisches auszugeben, da die japanischen Kakemonos in größerer Anzahl und zu billigeren Preisen hergestellt werden, wie die chinesischen.

Unendlich ist die Zahl der Bibelots. Hier spielen die Schnupftabakflaschen eine große Rolle. Die Chinesen sind eifrige Schnupfer, führen aber den Tabak nicht in Dosen bei sich, sondern in Fläschchen. Diese Flaschen sind zu Tausenden im Umlauf, aus Stein, aus Krystall, aus Glas, aus Porzellan, mit niedlichen Malereien oder sonstigen Verzierungen von grenzenloser Mannigfaltigkeit geschmückt. Die Miniatur-Vasen, für eine einzelne kleine Blume bestimmt, sind nicht weniger zahlreich und verschiedenartig. Alles liegt durcheinander in den Glaskästen der „curios-shops", und wenn man darin herumkramt, so kommen die erstaunlichsten Dinge zum Vorschein: Schreibzeuge aus Porzellan, Büchsen zur Aufbewahrung der Schreibfarbe, Schminktöpfe, Wagen mit einer einzigen Wagschale, Opiumlampen, gewaltige Hornbrillen in Futteralen aus gestickter Seide, mit Silber eingelegte Tabakspfeifen, blaue, rothe und krystallene Knöpfe, welche die Rangabzeichen der Mandarine bilden, Ohrringe und Armbänder aus grünem Jadestein, gläserne Würfelbecher, buddhistische Rosenkränze, alte Cash-Stücke aus Bronze und Eisen mit eingeprägten Drachen, metallene Leuchter, zinnerne Theekannen, seidene Fächerscheiden, Dominospiele aus Elfenbein, alte Kinderpuppen, bronzene Töpfe mit durchbrochen gearbeitetem Deckel, an denen die Straßenverkäufer sich im Winter die Hände wärmen, kleine in Seifenstein geschnitzte Götzen und sogar krumme Säbel, auf denen noch Spuren vom Blut der Feinde zu sehen sind, gegen die berühmte Tataren-Generale sie geschwungen haben. . . . .

Tientsin bietet alle Vergnügungen der chinesischen Großstadt, Die Küche seiner Hotels und Theehäuser wird von den bezopften Gourmands ausnehmend geschätzt. Am Sechsten des chinesischen Monats, welcher nach Landesbrauch der Tag ist, an dem man sich amüsiren geht, ist bei J-cho-tschang, dem „Joseph" oder „Paillard" von Tientsin, keines von den zahlreichen Speisezimmern dieses feinsten chinesischen Restaurants frei. Die junge und alte Lebewelt sitzt in kleinen Gesellschaften beisammen, schwelgt beim Mahl und betrinkt sich in Freundschaft. Wenn die Samschu-Flaschen aufgetragen werden, beginnt das Fingerspiel. Dieses chinesische Fingerspiel gleicht vollständig dem italienischen. Man darf daher wohl annehmen, daß die Mora durch Marco Polo oder einen andern alten italienischen

Seefahrer von China herübergebracht worden ist. In China wie in Italien strecken beide Spieler zugleich eine Anzahl Finger aus, und der Reihe nach muß bald der Eine, bald der Andere die Zahl nennen, welche die ausgestreckten Finger der beiden Spieler zusammen ausmachen. In China aber wird kein Geld eingesetzt, sondern man spielt nur, um rascher in den Rausch zu kommen. Sobald Derjenige, der die Zahl zu nennen hat, richtig räth, muß der Andere seinen Becher austrinken. Wer eine Stunde lang in dieser Art das Fingerspiel getrieben hat, ist geneigt, das Dasein sehr heiter aufzufassen.

Zur Würze des Gelages läßt sich die Tischgesellschaft Sängerinnen aus den Häusern der Nachbarschaft kommen. Das erinnert an die Gepflogenheiten des klassischen Alterthums. Die Mädchen sitzen auf einer Bank, klimpern an ihren Mandolinen und kreischen dazu ihren Singsang. In den Pausen schreiten sie um den Tisch herum und schenken den Gästen Wein ein. Man hat die Auswahl unter Schönheiten aus allen Theilen des Landes, aus Canton, aus Fu-tschau, aus Peking. Die chinesischen (nicht aber die mandschurischen) Frauen in Peking verkrüppeln sich die Füße, was die Frauen in Canton zumeist nicht thun. Abgesehen jedoch von den abscheulichen „goldenen Lilien" — und man kann davon absehen — sind die großen und schlanken Peking-Mädchen entschieden hübscher als die kleinen Cantonesinnen, bei denen südländische Rundlichkeit vorwaltet. Die Mädchen aus Canton tragen das Haar glatt an den Kopf angepreßt, mit Pony-Locken nach der Stirn. Weit kleidsamer ist die Haartracht von Peking: das Haar wird in allerlei Scheitel gelegt, die den weiblichen Kopf kunstvoll umrahmen. Das Ganze hat eine entfernte Aehnlichkeit mit gewissen Frisuren, welche in Europa zu Anfang dieses Jahrhunderts Mode waren. Bei festlichen Gelegenheiten, zumal wenn sie Theaterscenen aufführen, setzen sich die Peking-Mädchen eine Art Riesenhaube auf oder vielmehr einen ragenden Haubenhügel, der mit allerlei wunderlichem Flitter behangen ist. Die kleinen Mädchengesichter wissen gar schalkhaft aus dem majestätischen Kopfputz herauszulachen. Die Haartracht ist in China, wie schon früher erwähnt, das unterscheidende Merkmal zwischen den Frauen der verschiedenen Gegenden. In jeder größeren Stadt hat die weibliche Bevölkerung eine besondere, von Alters her überkommene Art, ihr Haar zurechtzulegen. Die

Frauen von Tientsin haben die häßliche Mode, sich so zu frisiren, daß ihnen hinten aus dem Kopfe ein Ansatz herausſteht, der einem Schiffe gleicht. Der Gesang der „sing-song-girls“ ist für unsere Ohren stets das nämliche Mißgetön. Die chinesischen Kunstfreunde aber finden feine Unterschiede heraus, und es ist für sie durchaus nicht dasselbe, ob Mädchen aus Tientsin oder aus Peking zum Mahle aufspielen. Der Kunst aus Peking merkt man eben die Hauptstadt an, Tientsin jedoch ist Provinz, und darüber kommt ein Kenner nicht hinweg.

Bei einigen Tischgesellschaften wird die Damenbedienung von jungen Herren besorgt, die aufgeputzt und geschminkt sind, wie die Mädchen, und sich auch auf Gesang und Saitenspiel verstehen. Diese jungen Herren, welche Mädchenstelle vertreten können und welche gleichfalls in eigenen Häusern gehalten werden, bilden eine Specialität von Tientsin und sind überhaupt eine Besonderheit, die der Norden China's vor dem Süden voraus hat.

Theater gibt es in Fülle. Die Schauspieler von Tientsin gelten als die besten des Landes. Kürzlich hat sich sogar auf der deutschen Niederlassung ein Musentempel aufgethan. Das war ein großes Ereigniß. Denn zum ersten Mal sah man in Tientsin ein Theater, in dem die weiblichen Rollen nicht, wie stets üblich, von Männern, sondern von Frauen gespielt wurden. Zu Anfang wollte das Unternehmen nicht recht in Gang kommen. Die Chinesen haben nun einmal ein schwer besiegbares Vorurtheil gegen das Auftreten der Frauen auf der Bühne. Da miethete eines Tages der Direktor in den „Livery Stables“ mehrere offene Landauer, setzte seine Theater-Prinzessinen hinein und ließ sie in der Taku-Road, wo großer chinesischer Verkehr ist, spazierenfahren. Die Reklame hatte Wirkung, der Zuspruch mehrte sich, und jetzt schlägt sich das Publikum jeden Abend an der Kasse.

Drinnen ist ausverkauftes Haus. An keinem Tische bleibt ein Stuhl frei. In den Logen sitzt reich gekleidet, mit Perlenschnüren im schwarzen Haar, die chinesische Damenwelt. Auf der Logenbrüstung, die mit einem weißen Tischtuch überdeckt ist, sind allerlei Süßigkeiten aufgetragen: Obst, kleine Kuchen, Melonenkerne und Lotoskörner, die wie Haselnüsse schmecken. Die Bühne ist festlich erhellt. Zwei Petroleumlampen besorgen die Rampenbeleuchtung.

Auf dem Theater verhandelt ein Prinz, in der Tracht der Ming-Zeit, mit einem alten Kaiser. Der Kaiser begehrt des Prinzen Tochter zur Frau, und der Prinz versichert, der allerhöchste Wunsch werde ihm Befehl sein. Die Tochter aber weiß die hohe Ehre gar nicht zu schätzen und ist sehr unglücklich. Alte Kaiser haben wenig Anziehendes für junge Mädchen.

Die Tochter wird von der Primadonna gespielt. Die Künstlerin sieht gar nicht übel aus, trägt ein prächtiges Kostüm und ist über und über geschminkt; sogar die Handflächen sind mit Hennah roth gefärbt. Beim Sprechen zeigt sie eine angenehme Stimme; aber leider singt sie mehr als sie spricht, denn der getragene Styl auf dem chinesischen Theater erfordert Gesang. Das Publikum lauscht mit Andacht, und wenn die Sängerin einen besonders hohen Ton quietscht, so bricht der Beifall los, genau so wie bei uns, wenn der Heldentenor in der großen Troubadour-Arie das hohe C singt. Auch das lange Aushalten einer Note wird durch lautes „Hau-hau" von den Zuhörern begrüßt. „Hau" heißt „gut", und „Hau-hau" zweimal gut, ist der chinesische Bravoruf.

Nach solch' einer schwierigen Stelle tritt einer der Theaterdiener, welche auf der Bühne herumlungern, auf die Sängerin zu und schenkt ihr aus einer Blechkanne, die auf dem Tisch hinter den Schauspielern bereit steht, eine Theeschaale warmen Wassers ein. Die Sängerin wendet den Zuschauern den Rücken und trinkt, indem sie sich den weiten Aermel vor das Gesicht hält, damit die Illusion nicht gestört werde; dann kehrt sie sich wieder um und spielt weiter, während der Boy die Blechkanne zu dem Tisch zurückträgt, an dem auch die Musikanten sitzen. Von den fünf Mann, die das Theaterorchester bilden, spielen drei die Mandoline und zwei das schrille chinesische Streichinstrument. Einer von den beiden Geigern raucht seine Pfeife, und einer der Mandolinen-Virtuosen ißt Weintrauben und spuckt die Schalen seitwärts von der Bühne herunter. Währenddessen besteht der harte Vater, allen Bitten der Tochter zum Trotz, auf seinem Heirathsprojekt. Die Gemüthsstimmung der jungen Dame verdüstert sich nunmehr derartig, daß sie es sogar für angemessen hält, ihre Frisur zu ändern. Der Theater-Coiffeur tritt an, und auf offener Bühne löst er dem Fräulein das Haar und macht ihr einen weniger festlichen Scheitel zurecht, einen Scheitel des gebrochenen Herzens.

Die Szenen folgen sich, ohne jeglichen Zusammenhang. Man hat beinahe den Eindruck, als würden immer nur Fragmente aus verschiedenen Dramen aufgeführt. Von dem bedauernswürdigen jungen Mädchen, das den alten Kaiser heirathen soll, ist nicht mehr die Rede. Wohl aber erscheint ein junger Mann mit einer Flöte und bekundet die Absicht, Jemanden zu tödten. Es bleibt unklar, ob er sich zu diesem Zweck die Flöte angeschafft hat. Dann wird ein Stuhl auf einen Tisch gehoben. Wenn ein Kissen auf einen Stuhl gelegt wird, so ist das Auftreten eines Kaisers zu erwarten; wenn aber ein Stuhl auf einen Tisch gestellt wird, so kommt ein Gott. Genien schreiten herein, die brennende Laternen tragen, auf welche Wellenlinien gemalt sind. Diese Laternen bedeuten Wasser. Der Gott, der den Genien folgt, gehört also zur Gattung derer, die das feuchte Element verwalten, und übt seine Wirksamkeit in einem Flusse oder auch im Meere aus. Die Götter- und Kaiserszenen, überhaupt fast alle, die zum heroischen Drama gehören, sind die langweiligsten auf dem chinesischen Theater. Wenn so ein hoher Herr sich einmal in seinen Stuhl niedergelassen und zu gröhlen angefangen hat, dann will das kein Ende nehmen. Er kann sich nicht zum Fortgehen entschließen, steht zwar manchmal auf, setzt sich jedoch gleich wieder hin, nicht anders, wie die Chinesen zu thun pflegen, wenn sie in einem europäischen Comptoir zu einer geschäftlichen Unterredung Platz genommen haben. Der Wassergott thront also in dem Stuhl, welcher auf dem Tisch steht, und hält einen Monolog, der eine wohlgemessene halbe Stunde dauert. Nachdem er endlich abgegangen, wird der Tisch beiseite gerückt, um Raum zu schaffen für den folgenden Auftritt, der sich zwischen einem jungen Töpfer und einem Mädchen abspielt.

Der Töpfer, mit seinem Arbeitsgeräth auf der Schulter, macht einige Tanzschritte. Dann kauert er nieder und hämmert an einem großen Topf. Das Mädchen streicht um ihn herum, sagt ihm neckische Worte und thut von Zeit zu Zeit einen Zug aus ihrer Wasserpfeife. Der Töpfer bleibt die Antwort nicht schuldig, und es gibt ein langes launiges Redespiel. Der junge Mann nimmt dem Mädchen die Pfeife aus der Hand und führt sie selbst zum Munde. Statt jedoch den Rauch einzuziehen, bläst er in die Pfeife hinein; das Mädchen lacht laut über sein Ungeschick. Jetzt

will sie aber auch Töpfe machen und greift nach dem Handwerkszeug. Allein mit diesem weiß sie noch viel weniger etwas anzufangen, als der Andere mit der Pfeife, und nun ist das Lachen am Töpfer. Da wird das Mädchen ärgerlich und will davonlaufen. Der junge Mann bittet sie, zu bleiben, und umschlingt sie mit seinen Armen, um sie festzuhalten. Doch das Mädchen entwindet sich ihm und eilt hinweg. Der Töpfer kauert wieder einsam zur Arbeit nieder; und während er den Hammer führt, übermannt ihn der Zorn, und er schlägt so heftig zu, daß der Topf in Scherben geht. Die kleine Szene wird mit Fröhlichkeit und Anmuth gespielt.

In der Komödie fällt auch der gräuliche Gesang weg; die Stimmen der Schauspieler haben ihren natürlichen Ton. Man hört deutlich heraus, daß der Dialog in Versen geht. Anrede und Gegenrede werden immer in einer einzigen Zeile gegeben (wie an gewissen lebhaften Dialogstellen in den Tragödien des Sophokles). Oft greift die Musik ein und bläst den Rhythmus des Verses vor. Das Orchester ist durch eine Holzflöte verstärkt, deren trompetender Ton das Versmaß scharf markirt. Die ganze Szene wird im Takte abgespielt. Taktmäßig wird gesprochen, taktmäßig wird gegangen; und immer wieder ruft die Musik den Rhythmus in Erinnerung, der die Bühne beherrscht. Dadurch bekommt das Spiel etwas Schwebendes und nimmt eine eigenthümliche, etwas gezierte Grazie an.

Ein großes Ballet macht den Schluß der Vorstellung. Alle Damen und Herren des Ensembles wirken mit. Die Pauke wirbelt, die Gong-Schläge folgen sich in wilder Eile. Die Mädchen stürzen herein und schwingen Lanzen, Schwerter und Dreizacks. Aus dem tollen Durcheinander lösen sich Zwei los und tanzen gegen einander an. Jede stößt mit der Lanze auf die Partnerin zu, dreht sich dann wirbelnd um sich herum, stößt wieder, wirbelt wieder, und so fort. Paar folgt auf Paar. Das Tempo des Tanzes ist blitzschnell, die Lanzenstöße und Schwerthiebe werden mit Leidenschaft geführt, die Mädchen aber sind so wunderbar geschickt, daß niemals eine mit ihrer Waffe die Gegnerin oder auch nur deren Waffe berührt. Wenn ein Paar ausgetanzt hat, bleiben die beiden Ballerinen in breiter, Beifall heischender Pose stehen, und jede hält die rechte Hand empor, mit der Fläche nach oben gekehrt. Im

Zuschauerraum aber bricht ein Sturm von „Hau-hau!“ los. Der Tanz ist schön und feurig, und auch der Europäer fühlt sich zum „Hau-hau“ gestimmt.

Während der „Lanzen- und Schwerter-Quadrille“ ist im Hintergrund der Bühne ein hoher, zusammengeklappter Wandschirm aufgestellt worden. Zum Aktschluß geht er auseinander und zeigt die Apotheose. Ganz oben sitzt auf einem Thron der Wassergott von vorhin, der aber jetzt zum Buddha geworden ist. An seinen Seiten knieen, wie die Engel auf den christlichen Heiligenbildern, zwei Kinder mit betend gefalteten Händen. Zur Linken und zur Rechten in den einzelnen Feldern des Wandschirms sind Göttergestalten von mehr als Menschengröße gemalt. Die ganze Dekoration ist durch viele Papierlaternen bunt erleuchtet. Unterhalb des Buddha steht ein Altar, von gemalten Flammen umzüngelt. Ein Opferthier aus Pappe liegt darauf. Plötzlich beginnt es, sich zu bewegen und sich in Todeszuckungen zu winden. Das Publikum aber jubelt: „Hau-hau!“ Gut gezappelt! Gut gestorben!

XXV. In der Militärschule von Tientsin.

Tientsin, 10. September.

Die Militärschule von Tientsin liegt am Ufer des Pei-ho, dem europäischen Settlement gegenüber. Wenn am Morgen die Schüler unter Trommelwirbel und Hörnergeschmetter exerziren, weckt der kriegerische Lärm, der über den Fluß herüber dringt, die Hotelgäste im „Astor House" aus dem Schlafe. Die Schule wird von einem jüngeren Mandarin, der den Rang eines Tao-tai hat, geleitet. Die Visitkarte dieses Tao-tai lautet wörtlich folgendermaßen:

Yintchang gen. Wulo
Kommandant des Mandschu-Offizier-Pädagogiums,
Direktor der Militärschule zu Tientsin.

Herr Yintchang hat sich nämlich sechs Jahre in Oesterreich und Deutschland aufgehalten. Zwei Jahre hat er in Wien beim 84. Infanterie-Regiment als Offizier gedient, vier Jahre hat er in Berlin und in Lichterfelde verbracht. In Berlin war er Attaché bei der chinesischen Gesandtschaft. Als in diesem Jahre der Prinz Heinrich nach Peking ging, wurde Herr Yintchang von der chinesischen Regierung zu seiner Begleitung kommandirt. Er spricht und schreibt unsere Sprache wie ein Deutscher. Man hört ihm kaum einen ausländischen Accent an. Noch mehr: in seine Rede mischt sich oft ein echt Berliner Ton. Er sagt „jehabt" und „jewesen" und kann durch die Nase sprechen, wie ein Garde-Lieutenant.

Herr Yintchang hat im Auslande Vieles gelernt und ist als ein Mann von europäischen Kenntnissen und Anschauungen heimgekommen. Jetzt zählt er in China zu den zehn oder zwanzig Einsichtigen und Vernünftigen. Das sind natürlich gerade Diejenigen, die im Lande das Wenigste zu sagen haben. Für das, was er von auswärts mitgebracht hat, findet der ehemalige Berliner Gesandtschafts-Attaché daheim keine rechte Verwendung. Im Gegentheil, er wird, als der „Ausländerei" verdächtig, eher mit scheelen Augen angesehen. Wenn er vorwärts kommen will, muß er seine europäische Aufgeklärtheit nach Möglichkeit verbergen. Es rächt sich immer, wenn Jemand die Vorurtheile nicht theilt, welche das Volk beherrschen, zu dem er gehört. In China muß man Chinese sein.

Und wie gleich immer alles Unglück auf einmal einen Menschen trifft, so ist Herr Yintchang mit einem zweiten Mangel behaftet, der sein Vorwärtskommen in der chinesischen Beamten-Carrière noch weit mehr in Frage stellt, als seine Aufgeklärtheit. Herr Yintchang ist nämlich ehrlich. Man versichert, daß er niemals auch nur den mindestens „squeeze" an seinen Untergebenen versucht habe. Das muß aber den Collegen des Herrn Yintchang ganz und gar absurd vorkommen. Und da ein hoher Beamter, der es sich in den Kopf setzen wollte, keine Erpressungen zu verüben, den ganzen chinesischen Verwaltungs-Apparat in Unordnung bringen würde, so wird Herr Yintchang voraussichtlich niemals hoher Beamter werden. Wenn er nun eines Tages des Wartens und der aussichtslosen Kämpfe müde sein und den Wunsch hegen sollte, den chinesischen Dienst überhaupt zu verlassen, so wäre es wohl rathsam, daß die deutsche Regierung den Versuch machte, den Mann für sich zu gewinnen. Ein Chinese, der nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch deutsche Denkungsart und deutsche Moralbegriffe sich angeeignet zu haben scheint, ist ein seltenes Phänomen, aus dem die deutsche Politik in China sicherlich Nutzen ziehen könnte. Herr Yintschang wäre beispielsweise in der Verwaltung unserer Kiautschou-Kolonie vorzüglich zu verwenden, und in maßgebenden Kreisen ist denn auch schon mehrfach die Idee erwogen worden, sich seiner Vermittelung zu bedienen, um die Chinesen in Kiautschou zu regieren, und für ihn dort die

Stelle eines im deutschen Reichsdienst stehenden chinesischen Präfekten zu schaffen.

Herr Yintchang leitet also gegenwärtig die beiden militärischen Institute in Tientsin. Die Militärschule hat 160 Schüler, welche in der Handhabung der europäischen Waffen (Gewehre und Kanonen) und in den Elementen der militärischen Wissenschaften und Hilfs-Wissenschaften unterrichtet werden. An der Schule sind deutsche Instruktoren (die Alle dem Entgegenkommen ihres chinesischen Direktors aufrichtiges Lob spenden) und einige chinesische Lehrer angestellt. Während die Militärschule nur von chinesischen Zöglingen besucht wird, sind die Schüler des „Mandschu-Offiziers-Pädagogiums" ausschließlich Mandschuren, Söhne alter mandschurischer Soldatenfamilien. Hier wirken lediglich chinesische Lehrer, und zwar werden die besten Schüler der Militärschule als Professoren am Mandschu-Pädagogium verwendet. Erst kürzlich ist auch an dem Letzteren ein deutscher Instruktor angestellt worden, der bisher in Lutai beschäftigt war und seinen Posten verlor, weil die chinesische Regierung dort die Schulung der Soldaten russischen Offizieren übertrug. Aus den beiden Unterrichtsanstalten in Tientsin gehen die Schüler als Offiziere hervor. Sie werden dann den verschiedenen Militärlagern zugetheilt. Nachdem sie eine wenigstens einigermaßen moderne Ausbildung erhalten haben, kommen sie da wieder mitten in die chinesische Wirthschaft hinein. Unter diesen Umständen können sie gar nichts ausrichten, und statt nun ihrerseits zu Lehrern der Soldaten zu werden, vergessen sie im herkömmlichen Schlendrian des chinesischen Lagerlebens bald selbst, was sie auf der Schule gelernt haben.

Wenn man zur Militärschule will, muß man auf einem Sampan über den Pei-ho setzen. Ein massiv gemauertes Thor bildet den Eingang. Dahinter liegt der große Exerzirplatz. Dann durchschreitet man mehrere Höfe, um welche herum die langgestreckten Schulgebäude liegen, alle aus Holz und alle zu ebener Erde. Die Anlage sämmtlicher offizieller Lokalitäten ist die gleiche im ganzen Reich. Herr Yintchang hat in einem der Gebäude ein enges, halb dunkles Empfangszimmer. An der Wand hängen einige Photographien von deutschen Offizieren in Uniform. Ein Bildniß des alten Li-Hung-Tschang, des Gründers der Schule, hat den Ehrenplatz.

Der Direktor der Militärschule, ein kleiner schmächtiger Herr in einfacher chinesischer Kleidung, kommt mir bis zur Schwelle entgegen und begrüßt mich mit verbindlichen Worten. Im Zimmer schüttelt er mir dann nach europäischer Art kräftig die Hand. Dort kann uns nämlich Niemand mehr sehen. Sobald aber Zeugen dabei sind, ist Herr Yintchang Chinese. Am Schluß meines Besuches begleitet er mich hinaus und nimmt im Hofe von mir Abschied. Von der andern Seite blicken einige Soldaten herüber. Und nun weiß Herr Yintchang auf einmal nicht mehr, daß man auch zum Abschied sich die Hände drückt, sondern er steht da und macht Tschin-tschin auf chinesische Art, indem er seine beiden übereinander gelegten Hände emporhält und auf und nieder bewegt.

Herr Yintchang spricht von seinem Leben in Deutschland mit einer Wärme, der es nicht an Wehmuth fehlt. Er hat Allen, mit denen er dort verkehrt hat, namentlich den Lehrern in Lichterfelde, eine dankbare Erinnerung bewahrt. Wenn er aber von Wien erzählt, so haben seine Worte einen besonders herzlichen Klang. „O die liebe Stadt!" sagt er. Da sitzen wir nun im Namen des Mandschu-Pädagogiums und tauschen gemeinsame Wiener Erinnerungen aus; im Angesicht des alten Li, der mit seinen chinesischen Augen von der Wand herabsieht, reden wir vom Fasching und vom Kahlenberg und von der Regiments-Kapelle der Vierundachtziger, welche unter Komzaks Leitung die Wiener Walzer spielte, wie man sie nie wieder in der Welt hören wird. „Das war eine schöne Zeit!" seufzt Yintchang, genannt Wulo.

Es ist schwer, vom Wiener Fasching den Weg nach China zurückzufinden. „Eine seltsame Strömung herrscht jetzt in unserem Lande", meint Herr Yintchang. „Man möchte gern mit einem Schlage alles lang Versäumte nachholen. Aber so geht es immer: Wenn man zu lange konservativ bis zum Aeußersten gewesen ist, so wird man dann auf einmal auch bis zum Aeußersten radikal. Die Weltgeschichte bewegt sich gern in Extremen, und Uebergänge hat es eigentlich selten gegeben. Bei uns ist der Wille an den obersten Stellen ganz gewiß ausgezeichnet, aber ich fürchte, bei dem allzu raschen Vorwärtsstreben verlieren wir die Basis, und das

Resultat von Allem, was in der letzten Zeit geschehen, ist vorläufig eigentlich nur eine große Verwirrung."*)

„Es sieht wirklich so aus, als wolle China mit aller Gewalt ein zweites Japan werden. Eigentlich fehlt nur noch der Parlamentarismus."

„Der wird auch noch kommen. Wie jetzt die Dinge liegen, ist in China Alles möglich, und es würde mich nicht erstaunen, wenn demnächst einmal in Peking die Reichs-Stände zusammentreten sollten."

„Was wird aus allen den neu angeordneten Reformen werden?"

„Wenn es nach dem Kaiser ginge, wären sie schon längst zur Ausführung gebracht. Der Kaiser, wie gesagt, will das Beste. Der Prinz Heinrich hat aus Anlaß seines Besuches das Seinige gethan, um unsern Herrscher in seinen Absichten zu bestärken. Er konnte vielleicht nicht Alles ausdrücken, was er auf dem Herzen hatte. Denn man hat ihm nie Gelegenheit gegeben, mit dem Kaiser allein zu sprechen. Aber was sich vor Zeugen sagen läßt, das hat er gesagt. Ich war selbst dabei und habe es mit eigenen Ohren gehört. Der Kaiser also ist vom größten Eifer beseelt. Jedoch die Reformen stehen alle einstweilen noch auf dem Papier. Wie soll das auch anders sein in einem Reiche, dem es so sehr an Einheit mangelt, wie dem unsrigen? Die Centralgewalt ordnet an, und die Spezialgewalten führen nicht aus. Selbst wenn Einige doch die Ausführung versuchten, ja sogar wenn Einige es zu Resultaten brächten, wäre das Endergebniß nicht viel werth. Alles zersplittert sich bei uns, und bei der Zersplitterung kann nichts Rechtes entstehen. Zunächst müßte man einmal ordentlich centralisiren, und dann müßte einheitlich vorgegangen werden, nach einem bestimmten Plane. Das Schlimmste ist, daß es an Geld fehlt. Der Kaiser hat beispielsweise angeordnet, daß alle Truppen europäisch bewaffnet werden sollen. Sehr schön, aber woher nehmen?"

Von dem „Woher nehmen?" wissen auch die europäischen Kaufleute in Tientsin Einiges zu erzählen. Eine der ersten deutschen Firmen

*) Dieses Gespräch wurde geführt kurz nachdem die ersten Reform-Edikte des jungen Kaisers bekannt geworden waren, welche dann bald den Staatsstreich der Kaiserin-Witwe und die Absetzung des Kaisers hervorriefen.

hat der chinesischen Regierung zehntausend Stück deutscher Zündnadel-Gewehre verkauft und hat dreiviertel Jahre auf ihr Geld warten müssen. Es ist natürlich nicht Sache des Herrn Yintchang, eine Lösung für die finanziellen Schwierigkeiten zu wissen; und wenn es seine Sache wäre, würde er die Lösung wahrscheinlich auch nicht wissen. Aber ich frage ihn, wie er sonst über die Militärreform denkt?

„Der Kaiser," antwortet er, „kommt Ende Oktober auf zehn Tage nach Tientsin. Hier wird er eine Revue über die in und um Tientsin liegenden Truppen abhalten; nach dieser „Kaiser-Parade" wird die Militärreform wohl in Angriff genommen werden."

„Und läßt sich die chinesische Armee überhaupt reformiren? Ist es möglich, die Chinesen in gute Soldaten zu verwandeln?"

„Das Truppenmaterial ist ausgezeichnet. Der chinesische Soldat ist genügsam, ausdauernd und wirklich leistungsfähig. Wenn man ihn gerecht behandelt, kann man viel aus ihm machen. Die Resultate, welche die europäischen Instruktoren mehrfach erzielt haben, sind ein Beweis dafür. Wenn die Erfolge da und dort ausgeblieben sind, so liegt das theils daran, daß man den Instruktoren nicht die rechte Stellung eingeräumt und ihnen namentlich die Strafgewalt über die Soldaten versagt hat, theils auch an gewissen, dem ganzen Instruktorenwesen anhaftenden Grundmängeln. Denn die Instruktoren verstehen zumeist die Landessprache nicht und müssen mit den Soldaten durch Dolmetscher verkehren, die oft auch nicht viel taugen. Das sind schlimme Hindernisse für eine gedeihliche Arbeit. Wir müßten eben gute einheimische Offiziere haben. Die sind jedoch nicht vorhanden. Eine Reform der chinesischen Armee ist nur möglich, wenn sie modern geschulte chinesische Offiziere erhält."

„Woher sollen diese Offiziere aber kommen, wenn sie nicht vorhanden sind?"

„Sie sollen wahrscheinlich vom Himmel fallen."

„Nehmen Sie einmal an, der Kaiser fragte Sie um Rath bei der Militär-Reform. Was würden Sie ihm vorschlagen?"

„Ich würde die Ansicht äußern, daß vor allen Dingen einmal ein ordentlicher Generalstab gebildet werden muß. Der Generalstab müßte es sich dann zur Hauptaufgabe machen, Offiziere für das Kommando bei den Truppen heranzuziehen."

„Wie wollen Sie in China das Material zu einem Generalstab finden, da es Ihnen bereits an einfachen Offizieren mangelt?"

„Ich denke auch gar nicht an einen Generalstab von Chinesen. Wenn die Regierung einen tüchtigen Generalstab haben wollte, so gäbe es dazu nur ein Mittel; sie müßte denselben aus alten preußischen Offizieren zusammensetzen."

„Die anderen Mächte würden ein schönes Gesicht machen, wenn China daran ginge, sich mit einem preußischen Generalstab auszurüsten."

„Das sind politische Rücksichten, und wir wollen ja hier rein vom militärischen Standpunkt aus reden."

„Hier steckt aber gerade die größte Schwierigkeit in der jetzigen Situation von China: daß diejenigen Maßnahmen, die ihm wirklich aufhelfen könnten, auf politische Hindernisse stoßen."

Herr Yintchang sieht das ein. Weil er jedoch zu dieser politischen Thatsache nichts Militärisches zu bemerken weiß und weil er nun einmal entschlossen ist, in diesen schwierigen Zeiten nichts Politisches zu reden, geräth das Gespräch in's Stocken. Und da draußen gerade wieder die Trommeln gerührt werden, so nehme ich meinen Abschied, um auch noch etwas vom Exerziren zu sehen.

Auf dem Exerzirplatz ist die ganze Schule aufgestellt, eine stattliche Compagnie. Als Herr Yintchang seinen Zöglingen eine Uniform aussuchen sollte, weilte er mit seinen Gedanken offenbar wieder einmal in der schönen Wiener Zeit. So sind denn heute die Kriegsakademiker von Tientsin ähnlich eingekleidet wie das k. u. k. 84. Regiment (Freiherr von Bauer). Sie tragen den granatrothen Kragen der Vierundachtziger, und auch die kleidsame dunkelblaue Blouse hat unverkennbar österreichischen Schnitt. Straff ist der lederne Säbelgurt angezogen. Da man die Chinesen sonst nur in lang herabfallenden, talar-ähnlichen Gewändern sieht, wird es erst durch ein solches militärisches Costüm auffällig, wie viele gut gewachsene Männer es unter ihnen giebt. Die Compagnie enthält manchen jungen Cadetten, dessen schlanke Lieutenants-Taille selbst vor den verwöhnten Augen der jungen Damen aus den Garnisonsstädten unseres lieben deutschen Vaterlandes bestehen würde.

Herr August Schmidt, ehemals königlich preußischer Feldwebel, derzeit damit betraut, dem Kaiser von China Offiziere

heranzubilden, welche wissen, was ein Gewehr ist, — Herr August Schmidt also steht neben dem rechten Flügelmann und lugt streng nach Unebenheiten in der Front aus. Die Linie ist eigentlich schon recht hübsch gerade, vom geometrischen Standpunkt; aber was einen Mathematiker zufrieden stellen könnte, ist lange nicht gerade genug für einen deutschen Feldwebel. Hier und dort muß noch ein wenig „ausgerichtet" werden. Schließlich ist kaum mehr eine Nase länger als die andere. Herr Schmidt kommt auf mich zu und schüttelt mir die Hand. Unter dem Tropenhut glänzt das freundliche volle Gesicht hochroth vor militärischem Eifer. Dieser Instruktor nimmt seine Aufgabe ernst und plagt sich mit seinen chinesischen Kriegsschülern so redlich ab, wie er es daheim mit den preußischen Rekruten gethan, obwohl er dies doch jetzt, wo er den Rang eines chinesischen Generals oder Feldmarschalls bekleidet, eigentlich gar nicht mehr nöthig hätte.

Wir nehmen unsere Plätze in einiger Entfernung vor der Front ein. Einer der Dolmetscher gesellt sich zu uns, der als Abzeichen seiner Würde in den Armen einen Regenschirm mit sich führt. Herr Schmidt aber bedarf des Dolmetschers nicht. Er spricht selbst so viel chinesisch, als man auf dem Exerzirplatze braucht. Die Commandoworte kommen in der Sprache des Confucius volltönend heraus, hallen laut über den Platz und fahren, so chinesisch sie auch sein mögen, in das Glied hinein wie das bestbekannte preußische Donnerwetter.

„Offiziere und Unteroffiziere vor!"

Die Gerufenen lösen sich aus der Front los, kommen strammen Schrittes heranmarschirt und treten im Halbkreis vor uns zusammen. Ich werde vorgestellt, und nachdem sie meinen Namen, meine Profession und meine Herkunft zur Kenntniß genommen haben, begeben sich die Herren im selben strammen Schritte, wie vordem, auf ihre Plätze zurück. Dann werden Gewehrgriffe gemacht, die sich in Berlin auf dem Tempelhofer Felde sehen lassen könnten. Die Compagnie arbeitet präzis wie ein Uhrwerk. Schließlich erscheinen zwei chinesische Trommler und zwei Hornisten auf dem Plan, setzen sich an die Spitze der Truppen und stimmen den Parademarsch an, welcher auch den Marsch-Fanfaren nachgebildet ist, die in der österreichischen Infanterie gebräuchlich sind. Diese

chinesische Regiments-Musik scheint allerdings jeden kriegerischen Feuergeistes baar zu sein. Die Spielleute gehen lässig dahin und „treten nicht ordentlich ein", wie Herr Schmidt sagt. In Chinesenköpfen wurzelt unausrottbar der Gedanke, daß Jeder nur eine Arbeit auf einmal thun kann: Die Compagnie ist zum Marschiren da, die Musik aber zum Aufspielen. Marschiren und Spielen zugleich geht nicht.

Dafür ist es eine wahre Pracht, zu sehen, wie die Compagnie „eintritt." Diese hundertfünfzig oder zweihundert Soldaten sind zu einem Körper zusammengewachsen, der sich mit einem Schritt fortbewegt, einem Riesenschritt, unter dem der Boden zittert. Der General Schmidt aber ist noch immer nicht zufrieden, stampft hinter der Truppe drein und zählt ihr mit chinesischem „Eins — zwei!" den Marsch-Rhythmus vor:

„Sango — Leango!" . . . . Nicht drängen im zweiten Gliede! . . . Der Unteroffizier da kann die Beine nicht heben! . . . . Sango — Leango! Sango — Leango! . . . . So wacht doch auf, verfluchte Schlafmützen! . . . Sango — Leango!"

Das Orchester hat zur Seite Aufstellung genommen, und der kleinste von den zwei chinesischen Trommlern, welchem die Melodie zu gefallen scheint, die er spielt, tritt auf der Stelle mit und wackelt im Takt mit dem Kopfe.

XXVI. Eine Audienz beim Vizekönig von Tientsin.

Tientsin, 17. September.

Jung-lu, Vizekönig von Tientsin und General-Gouverneur der Provinz Tschi-li, übt sein Amt erst seit Kurzem aus.*) Er ist ein Mandschu und gilt als persönlicher Günstling des Kaisers, dem er ja schon durch die mandschurische Landsmannschaft nahesteht.

Jung-lu hat in China die höchsten Aemter bekleidet, ist Finanzminister, dann Kriegsminister gewesen, hat lange in Tsung-li-yamen gesessen und hat jetzt das Vizekönigthum von Tientsin erhalten, welches das wichtigste von allen ist, da es vor den Thoren der Reichshauptstadt Peking liegt. Der Vizekönig von Tientsin führt darum den Titel „Hüter des Thrones" und steht im Range über sämmtlichen anderen General-Gouverneuren, obwohl er nur eine Provinz verwaltet, während alle Anderen deren zwei unter sich haben. Allerdings ist die Beschränkung des Vizekönigs von Tientsin auf die einzige Tschi-li-Provinz nur nominell. In Wirklichkeit erstreckt sich seine Amtsgewalt auch über die benachbarten Provinzen Schenkin und Schantung, deren Statthalter in allen wichtigen Angelegenheiten an ihn berichten müssen. Namentlich gilt das von der Schenkin-Provinz, in deren Hauptort Mukden ein Tataren-General residirt, der nur ein Militär-Kommando ausübt, während die für Ver-

*) Wenige Wochen nach dem Tage, an welchem die hier geschilderte Audienz stattgefunden hatte, wurde Jung-lu von der Kaiserin Wittwe, die inzwischen durch Staatsstreich den Kaiser beseitigt hatte, nach Peking berufen und zum Generalissimus der chinesischen Truppen ernannt.

waltungs-Angelegenheiten maßgebende Behörde der General-Gouverneur von Tientsin ist.

Inwieweit die staatsmännischen Talente von Jung-lu dessen glänzende Carrière rechtfertigen, läßt sich schwer ermessen. Ueber seine Regierungs-Akte weiß man wenig, und er hat eigentlich niemals Maßnahmen getroffen, die als Manifestation einer bedeutenden Persönlichkeit hätten angesehen werden können. Wahrscheinlich ist er ein Höfling; und wenn er vielleicht auch nicht gerade Lieder dichtet, zu denen der Kaiser von China die Musik macht, so dürfte er es schon verstanden haben, sich seinem hohen Herrn in einer anderen, mehr landesüblichen Weise angenehm zu erzeigen. Jung-lu interessirt sich besonders für das Militärwesen. Er ist selbst mit Leib und Seele Soldat und hat eine große Passion für Pferde. Bei den Militär-Reformen, die seit einiger Zeit in China geplant worden sind, hat er sich stark betheiligt. Vor mehreren Jahren wurde er gleichsam als General-Inspektor nach Tientsin entsandt und hatte namentlich die Unterschleife zu untersuchen, die dort in einem der Lager vorgekommen waren. Bei dieser Gelegenheit zeigte er große Energie; der schuldige Mandarin wurde erbarmungslos beseitigt. Dieser Akt der Justiz könnte imponiren, umsomehr, als es heißt, daß der Mandarin dem General-Inspektor hohe Summen bot. Allerdings verlautet weiter, daß es dem Schuldigen nur deshalb nicht gelang, das beleidigte Rechtsgefühl Seiner Excellenz zu beschwichtigen, weil Seine Excellenz mehr verlangte, als der Schuldige bieten konnte.

Als Jung-lu das Vizekönigthum in Tientsin übernahm, ordnete er in der ihm unterstehenden Beamtenschaft zahlreiche Personal-Veränderungen an. Aber auch hier scheint es sich weniger darum gehandelt zu haben, unfähige Beamte zu entfernen, als vielmehr darum, Stellungen frei zu machen, die der neue Vizekönig für seine Freunde und Klienten brauchte. Was die auswärtige Politik anlangt, so steht Jung-lu im Rufe eines großen Freundes der Russen. Der Vizekönig von Tientsin ist heute ein alter Herr. In jüngeren Jahren war er bekannt als einer der Dandys und der Don Juans der chinesischen Hauptstadt. Noch jetzt setzt er einen Stolz darein, seine Kostüme mit besonderer Eleganz auszuwählen, und erhebt den Anspruch darauf, bis zu einem gewissen Grade tonangebend zu sein für die Mode im Himmlischen Reiche.

Der deutsche Konsul in Tientsin, Herr Dr. Eiswaldt (einer der trefflichsten Beamten in unserem ostasiatischen Konsular-Korps und einer der besten Vertreter, die Deutschland jemals in Tientsin gehabt hat) steht mit dem Vizekönig auf gespanntem Fuße. Als Jung-lu nach Tientsin kam, vertrat der deutsche Konsul im Kreise seiner Kollegen die Ansicht, daß der neue Vizekönig den Repräsentanten der auswärtigen Mächte zuerst seinen Besuch machen müsse. Da die Chinesen so hohen Werth auf die Form legen, ist es auch wichtig, gerade in der Form sich ihnen gegenüber nichts zu vergeben. Etiquette-Fragen mögen „chinoiseries" sein. Aber über die „chinoiseries" kann man sich in allen Ländern der Welt hinwegsetzen, nur nicht in China. Die Uebereinkunft der Konsuln wurde jedoch vom französischen General-Konsul gebrochen, was umso bedauerlicher scheinen mußte, als dieser im Konsular-Corps von Tientsin die Stellung des Seniors einnahm. Der Vertreter Frankreichs machte dem Vizekönig seine Antrittsvisite, ohne erst dessen Besuch abzuwarten. Einige andere diplomatische Agenten glaubten diesem Beispiele des Doyens folgen zu müssen. Nur der deutsche Konsul blieb fest. Da der Vizekönig nicht zu ihm kam, ging er auch nicht zum Vizekönig.

Natürlich bringen es die amtlichen Obliegenheiten auf beiden Seiten mit sich, daß doch Beziehungen unterhalten werden. Im Interesse seiner Schutzbefohlenen hat der deutsche Konsul sich oft an den Vizekönig zu wenden, und der Vizekönig kann seinerseits wieder nicht den Vertreter einer Macht wie Deutschland ignoriren. Beide verkehren also miteinander, sind sich aber offiziell noch nicht vorgestellt; und wenn eine mündliche Aussprache nöthig wird, so sucht auch wohl der Eine den Andern auf, ohne ihn jedoch zu besuchen. Dabei läßt der deutsche Konsul klar erkennen, daß er auf seinem Standpunkt nur beharrt, weil er keine Konzessionen machen kann in Bezug auf die Achtungs-Bezeugungen, die einem Vertreter des Deutschen Reiches gebühren, und benutzt gern jede Gelegenheit, um dem Vizekönig anzudeuten, daß seine Haltung nicht aus persönlicher Antipathie hervorgeht.

Ein solcher Anlaß bot sich, als ich den Dr. Eiswaldt bat, mir eine Audienz bei dem Beherrscher von Tientsin zu verschaffen. Indem der Konsul den deutschen Berichterstatter zum Vizekönig

begleitete, legte er wieder einmal an den Tag, daß er durchaus nicht abgeneigt ist, mit demselben in Verkehr zu treten. Andererseits aber stattete diesen Besuch der Berichterstatter ab und nicht der Konsul, so daß man also nicht sagen konnte, der Konsul habe in der Besuch-Frage nachgegeben. Der Dr. Eiswaldt ließ dem Vizekönig ein chinesisches Schreiben zugehen, in welchem er ihn ersuchte, den Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung" zu empfangen, der sich „für das Land der alten Gewohnheiten und für die neuen Reformen interessire." Es hält unsagbar schwer, selbst mit offizieller Empfehlung Zutritt zu den hohen chinesischen Beamten zu finden. Jung-lu ist zudem noch besonders bekannt wegen seiner Unzugänglichkeit. In diesem Falle aber flogen gleich alle Thüren auf. Der Konsul hatte am Morgen geschrieben, und am Abend war bereits die Antwort da, die mich für den nächsten Tag um neun Uhr früh zur Audienz beschied. Die Raschheit war verblüffend, und man konnte sehen, daß die kluge Reserve des deutschen Konsuls jedenfalls den Erfolg erzielt hatte, den stolzen Vizekönig, der die Vertreter der europäischen Mächte oft Tage und Wochen lang auf die Erledigung ihrer Gesuche warten läßt, schon recht gefügig zu machen.

Es war ausgemacht, daß der Besuch nicht offiziell sein sollte. Freilich ist es kaum möglich, einen nicht-offiziellen Besuch in offiziellerer Weise abzustatten. Morgens um acht Uhr finde ich mich also, der Verabredung gemäß, im Deutschen Konsulat ein. Im Garten stehen bereits die Sänften, große geschlossene Coupés von der Art, wie sie in Frankreich während des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch waren, und auf dem Rasen lagert der Troß der Träger. Der Konsul, dessen konsularisches Gala-Gewand nicht recht im Stande ist, hat militärische Uniform angelegt. Er erscheint als Offizier des bayerischen Leib-Regiments mit den silbernen Parade-Litzen am Kragen und dem Helm auf dem Haupt. An der Brust trägt er den großen silbernen Stern des chinesischen Doppelten Drachen-Ordens. Dr. Forke, der Dolmetscher, ist einfach im schwarzen Rock. (Herr Dr. Forke hat sich, trotz seiner Jugend, bereits einen Namen als ausgezeichneter Sinologe gemacht.) Auch mein Kostüm wird nach strenger Musterung als korrekt befunden. Nur veranlaßt man mich, die Handschuhe auszuziehen, da es von

den Chinesen als Unhöflichkeit angesehen wird, wenn man ihnen nicht die bloße Hand zum Drucke reicht.

Der Konsul besteigt die erste Sänfte, eine grüne natürlich, wie sie seinem hohen Mandarin-Range entspricht. Eine blaue Privat-Sänfte, welche mir angewiesen wird, ist die zweite in der Reihe. Den Beschluß macht Dr. Forke, der als offizielle Persönlichkeit gleichfalls sich einer grünen Sänfte bedienen darf. Der chinesische Thorwächter des Konsulats reißt die beiden Flügel weit auseinander, und es geht auf die Straße hinaus.

Der Aufzug ist imposant. Er wird eröffnet durch einen chinesischen Vorreiter, der in rothbraune Seide gekleidet ist und auf einem Schimmel sitzt. Dann kommen die drei Sänften, deren jede auf den Schultern von vier Kulis ruht. Die Kulis tragen eine blau-rothe Amtsuniform, welche an den ärmellosen Waffenrock der chinesischen Soldaten erinnert, und auf dem Kopfe den einem umgekehrten Trichter gleichenden Mandarinenhut mit dem liegenden rothen Busch. Zu beiden Seiten jeder einzelnen Sänfte schreiten zwei Kulis als Escorte und zugleich als Reserve für die Träger. Ein zweiter chinesischer Reiter auf einem braunen Pferde macht den Beschluß.

Der Weg ist weit, aber die Kulis laufen, was sie laufen können, und in dieser Sänfte mit vier Trägern rückt man fast ebenso rasch vorwärts wie in einem Wagen mit vier Pferden. Auch in den engen Gassen der Chinesenstadt wird das Tempo nicht gemäßigt. Wer entgegenkommt, muß ausweichen. Ein Mandarin, der mit einem großen Gefolge von Reitern und Troßknechten einherzieht, muß Halt machen und wird an die Wand gedrückt. Eine Rickscha, welche den Weg verstopft, wird von den Kulis, die neben der ersten Sänfte schreiten, ganz einfach umgekippt und auf's Pflaster geworfen. Hier und da wird ein Kommando laut. Dann machen alle Kulis mit einem Ruck Halt und heben bei allen drei Sänften, ohne dieselben jedoch auf den Boden niederzulassen, die Tragstangen von der rechten Schulter auf die linke. Oder die Reserve-Kulis treten ein und laden sich nun ihrerseits die Sänften auf. Bei dieser Gelegenheit giebt es allerlei Hin- und Her-Reden zwischen den Trägern, und man hört oft ein Wort, das wie „Zola" klingt. Sollten sich auch bereits die chinesischen Kulis von der Dreyfus-

Affaire unterhalten? Nein, der Name des französischen Schriftstellers hat im Chinesischen seine bestimmte Bedeutung. „Dzo-la!" heißt ungefähr so viel wie „Ich gehe!", und wenn sich die Kulis „Dzo-la!" zurufen, so wollen sie damit sagen: „Fertig!" oder „Los!" Die bayerische Offiziers-Uniform des Konsuls erregt in der Chinesenstadt ein gewisses Aufsehen, aber kein so großes, als man erwarten sollte. Ein Paar Leute machen verwunderte Gesichter, die Meisten jedoch wenden kaum den Kopf. Das Ungewöhnliche vermag in der Regel die chinesische Ruhe nicht zu stören. Die Chinesen staunen nicht, vielleicht weil sie von stoischer Gemüthsart, vielleicht auch, weil sie zu stumpf sind, um zu staunen.

Wir sind fast eine Stunde unterwegs. Die krummen Gassen der Chinesenstadt winden sich ohne Ende. Einmal überschreiten wir den Fluß auf langer Brücke und sehen unter uns oder vielmehr neben uns, denn die Brücke ist niedrig, die dichten Reihen der Dschunken und Segelboote. Dann durchwandern wir wieder das Gewirr der Gassen und kommen bald abermals an den Fluß. Diesmal wird er nicht überschritten, sondern der Weg biegt rechts ab und führt an dem etwas abschüssigen Ufer herunter. Es ist zu bemerken, daß die Stadt immer schmutziger wird, je mehr man sich der vizeköniglichen Residenz nähert. Unmittelbar am Wasser ragen endlich die beiden rothbrauen Flaggenmasten auf, welche vor dem Yamen stehen. Lebhaftes Treiben herrscht in der Umgebung dieses Hauptsitzes der Behörde. Auf der Straße draußen lagern Truppen von der vizeköniglichen Garde. Die Infanterie hockt auf der Erde oder liegt, zum Schlafen ausgestreckt, auf dem Pflaster. Die Reiter sind abgesessen und stehen neben ihren Pferden. Diese, sowie die Offiziere, machen keinen üblen Eindruck, wie ja überhaupt die Nord-Chinesen männlicher und unter Umständen auch kriegerischer aussehen, als die übrigen. Mandarinen mit großem Gefolge zu Pferde und zu Fuß, welche bereits bei der Audienz waren, kommen vom Yamen her.

Das hölzerne Gitterthor nach der Straße zu ist offen. Wir ziehen durch dasselbe ein und bewegen uns durch mehrere Höfe, die von Menschen wimmeln. Man eilt herbei, um uns zu sehen; es bildet sich ein Spalier von Chinesen. Im dritten Hofe befindet sich der innere Eingang zum Yamen, das übliche schwarze Holzthor

mit den zwei Flügeln, auf welche die beiden überlebensgroßen Heroen-Gestalten in alterthümlicher chinesischer Kriegsrüstung gemalt sind. Dieses Thor hat sich früher für manchen Europäer geöffnet. Denn einer der Vorgänger von Jung-lu war bekanntlich Li-Hung-Tschang, und dieser liebte es, sich den Fremden in seinem vizeköniglichen Glanze zu zeigen. Hier, im dritten Hofe, machen die Träger Halt. Beamte vom Hausstaat des Vizekönigs kommen uns entgegen und übernehmen die drei langen rothen Papierzettel, die unsere chinesischen Visitkarten vorstellen. Die Kulis heben die Sänften von den Schultern, halten sie aber noch in der Schwebe. Die Fiktion muß gewahrt werden, daß der Vizekönig erst darüber zu entscheiden hat, ob er den gemeldeten Besuch annehmen will. Das dauert kaum eine Minute. Die schwarzen Thorflügel springen auf. Diener eilen herbei und nehmen zu beiden Seiten des Eingangs Aufstellung. Die Kulis setzen die Sänften auf den Boden nieder, und wir steigen aus.

Der Konsul giebt mir einen freundschaftlichen Stoß: „Lassen Sie Ihren Regenschirm in der Sänfte!" Denn wenn ich mit meinem Regenschirm vor Seiner Excellenz erschienen wäre, so hätte es ausgesehen, als glaubte ich, daß drinnen im Palaste das Wasser zum Dache hereinläuft. Vielleicht läuft es auch wirklich, aber es wäre jedenfalls nicht höflich gewesen, das demonstrativ zu betonen.

Wir werden durch mehrere Gänge geleitet, durchschreiten in der Eile einige halbdunkle Räume und betreten einen gedielten Hof, um den herum die Empfangs- und Privatgemächer liegen. Auf der einen Seite führt in's Innere des Hauses eine Thoröffnung, welche ganz genau die Omega-Form der Thore des maurisch-arabischen Baustyls aufweist. Solche Thore findet man häufig im Innern der chinesischen Häuser (selten an der Außenseite); sie deuten darauf hin, daß zwischen den beiden durch die ganze Breite Asiens geschiedenen Styl-Arten alte Zusammenhänge bestehen. Die Empfangszimmer des Vizekönigs sind vollständig europäisch eingerichtet. Sofort nachdem Jung-lu sein Amt angetreten hatte, ließ er in dem großen Hotel von Tientsin, im „Astor-House", anfragen, ob der Wirth ihm zwei Garnituren Möbel für zwei Zimmer ablassen könne. Da das „Astor-House" seinem Wunsche nicht zu willfahren vermochte, ließ er sich die Möbel aus der sogenannten „Admi-

ralität" holen, einem nach europäischer Art ausgestatteten chinesischen Verwaltungs-Gebäude, in dem auch Prinz Heinrich während seines Aufenthalts in Tientsin gewohnt hat. Die Einrichtung ist durchaus nicht glanzvoll, sie besteht zumeist aus recht altmodischen Stücken; aber sie ist gut gehalten, und die beiden Zimmer sehen freundlich und wohnlich aus. Ueberhaupt fehlt in diesem Hause der sonst übliche chinesische Flitter und Bettelprunk. Es ist alles einfach und hat doch einen distinguirten Styl. Man merkt, daß man beim Vizekönig ist. Der Eindruck der Vornehmheit wird namentlich durch die Ruhe hervorgebracht. Man kommt von draußen aus all' dem Chinesen-Lärm; hier aber im Innern herrscht tiefes Schweigen, und obwohl das Haus voll von Menschen ist, versieht Jeder lautlos seine Obliegenheiten.

Man lädt uns zum Sitzen ein. Der Vizekönig habe gerade den Schatzmeister seiner Provinz bei sich, werde aber gleich erscheinen. Wir bitten, Seine Excellenz solle sich nur ja nicht stören lassen. Eine Unterredung mit seinem Schatzmeister kürzt man gewiß nicht gern ab. Wir sitzen also und warten. Auf der einen Seite hängen als Wandschmuck chinesische Stickereien, Körbe mit vielfarbigen Blumen auf einem Hintergrund von weißer Seide. Darunter stehen auf Sockeln unter Glasglocken zwei Gruppen von jenen (früher bereits erwähnten) bunten Thonfiguren, deren Hervorbringung einen besonderen Zweig der Tientsin-Industrie bildet. Sie stellen chinesische Sängerinnen dar, „sing-song-girls", die zu Drei beisammen sitzen, in lebensvoller Haltung, mit zierlich geneigten Köpfen, während die schmalen Hände an die Saiten der Guitarren rühren.

Wir haben kaum Zeit, das Alles anzusehen. Nach wenigen Augenblicken entsteht eine Bewegung an der Thür.

„Da ist schon der alte Herr" sagt der Konsul.

Wir erheben uns. Der Vizekönig tritt raschen Schrittes ein, gefolgt von zwei Mandarinen und zahlreicher Dienerschaft. Er geht ganz nahe an Jeden von uns heran, sieht dem Besucher mit kurzem Blicke von unten nach oben in's Gesicht, grüßt zuerst auf chinesische Weise, indem er seine über einander gelegten Hände in der Luft auf und ab bewegt, und reicht dann seine Rechte zum Drucke, eine kleine, zarte und warme Hand. Der Konsul verbeugt sich ein wenig und steht im Uebrigen in aufrechter militärischer Haltung. Wir werden

ersucht, uns in das anstoßende Zimmer zu begeben. Der Vizekönig läßt artig seinen Gästen den Vortritt.

Dieses Zimmer ist ein länglicher Raum, welcher fast ganz durch einen großen Tisch ausgefüllt wird, der mit einem braunen Tuche bedeckt ist. Darüber hängt eine Punkah. Auf dem Tische ist eine Kaffeekränzchen-Aufwartung zurecht gemacht. Teller mit Kuchen sind dort aufgestellt, Glasschalen mit Weintrauben, Birnen und anderem Obst, Schüsseln mit seltsamen gelben Kügelchen, die wahrscheinlich auch Süßigkeiten vorstellen, und noch verschiedene andere gute Dinge. Wir lassen uns auf die Stühle nieder. Man könnte glauben, daß wir zu einer großen Staatsraths-Sitzung zusammentreten. Der Vizekönig nimmt am oberen Ende des Tisches Platz und führt das Präsidium. Auf der Seite zu seiner Rechten sitze ich (denn die Annahme wird aufrecht erhalten, daß ich der eigentliche Besucher bin), auf der Seite zu seiner Linken läßt sich der Konsul nieder, neben diesem der Dolmetscher. Rechts von mir befindet sich einer der beiden Mandarinen, die das Gefolge des Vizekönigs bilden, Herr Tsai, der Direktor der chinesischen Universität von Tientsin, ein gemüthlicher Chinese, der gut englisch spricht, dem Vizekönig oft Dolmetscher-Dienste leistet und eine kleine Stülpnase besitzt, welche die Erinnerung wachruft an den großen Coquelin und dessen „nez en trompette“. Ganz unten, am andern Ende des Tisches, verschwindet halb im Dunkeln der andere Mandarin, der „Zoll-Tao-tai“. Dieser, der gewisse Ressorts der Zollverwaltung leitet, kommt in seinem amtlichen Wirkungskreise fortwährend in Berührung mit den ausländischen Vertretern; und so hat sich allmählich die Gepflogenheit herausgebildet, daß der Zoll-Tao-tai überhaupt als vermittelnde Instanz figurirt zwischen den Konsuln und den untergeordneten chinesischen Beamten, sowie daß er bei offiziellen Empfängen die Rolle eines „introducteur des ambassadeurs“ ausübt.

Sobald wir unsere Plätze eingenommen haben, wird Thee nach europäischer Art in kleinen weißen Porzellan-Tassen aufgetragen; Zucker, Milch und Kuchen werden dazu angeboten. Zugleich wird in die vor uns stehenden Kelche Champagner eingeschänkt. Endlich werden auch noch Kisten mit Havanna-Cigarren und Schalen mit egyptischen Cigarretten herumgereicht. In einiger Entfernung

hinter dem Stuhle des Vizekönigs stellen sich vier Diener auf. Alle vier sind in dunkle Seide gekleidet, und die langen Gewänder sind in der Mitte durch breite Seidengürtel gerafft. Einer der Lakaien hat als Gürtelschnalle einen prachtvollen milchweißen Onyx, ein anderer trägt am Gürtel in einem Gehänge aus gestickter Seide eine große Taschenuhr. Das Zifferblatt ist nach außen gekehrt, damit der Vizekönig immer gleich die Zeit sehen kann, ohne erst in die eigene Tasche greifen zu müssen. Das ist jedenfalls der Gipfel aristokratischer Großartigkeit: sich einen besonderen Diener zum Tragen der Taschenuhr zu halten!

Der Vizekönig selbst zeigt in seinem Costüm eine beinahe erstaunliche Einfachheit. Er ist in einen Rock aus dunkelblauem chinesischem Brokat gekleidet, der über der Brust durch ganz kleine Goldknöpfe zusammengehalten wird. Das Haupt ist mit dem gelben Mandarinenhut bedeckt, auf den nach allen Seiten der liegende rothe Roßhaar-Busch herabfällt. Die Spitze des Hutes läuft in den runden Korallenknopf aus, welcher das Abzeichen der höchsten chinesischen Rangstufe bildet. Der Hut wird durch ein um das Kinn geschlungenes Band festgehalten. Im gelben Stroh dieser Kopfbedeckung steckt vorn eine schöne weiße Perle. Das ist das einzige Schmuckstück, welches der Vizekönig an sich hat. Kein Gürtel, keine Schnalle, keine Ringe an den Fingern.

Jung-lu ist ein alter Mann, klein und hager. Das Gesicht hat einen ausgesprochen tatarischen Typus. Die Backenknochen stehen heraus, und über die Oberlippe hängt das charakteristische dünnhaarige schwarze Schnurrbärtchen herunter. Die Augen sind dunkel, so dunkel, daß man ihnen nicht auf den Grund sehen kann; die Nase hat eine leichte Krümmung. Wenn der Vizekönig lacht, treten die vom Alter zerstörten braunen Zähne hervor, mit häßlichen Lücken dazwischen. Aber der Vizekönig lacht selten. Sein Wesen ist ernst, alle seine Bewegungen sind gemessen, und in seiner ruhigen Art liegt Würde und liegt Vornehmheit. Er spricht mit halblauter Stimme, die des Wohllauts nicht entbehrt; die rauhe chinesische Sprache scheint in seinem Munde einen weicheren Klang anzunehmen. Auf alle Fragen hat er sofort die Antwort bereit, und zwar antwortet er immer das, was in seinem Interesse liegt, nicht aber in dem des Fragestellers. Er versteht die Kunst, mit

vielen Worten nichts zu sagen. Seine Gesichtszüge hat er ebenso in der Gewalt, wie seine Rede, geräth niemals in Erstaunen, noch weniger in Verlegenheit, überhört mit unerschütterlichem Gleichmuth alles Verfängliche und bleibt dabei stets verbindlich. So ist er „impassible", wie in Europa die alten Parlamentarier. Sein kluger, hagerer Kopf mit der unbeweglichen Physiognomie erinnert an Köpfe aus den Parlamenten. Zweifellos besteht eine entfernte Aehnlichkeit zwischen Jung-lu und Méline, sogar die Stimmen Beider haben einen verwandten Klang. Auch könnte man ihn mit Freycinet vergleichen, und wenn man diesen die „weiße Maus" genannt hat, so bildet Jung-lu als „dunkle Maus" das chinesische Gegenstück dazu.

Während des ganzen Gesprächs läßt der Vizekönig seine Hand auf dem Tische liegen, eine schmale, nervöse Hand mit sehr langen Nägeln. Ab und zu tritt ein Diener heran und bringt die Wasserpfeife, die in Silber getrieben und mit kunstreichen Ornamenten geschmückt ist. Der Herr des Hauses rührt keinen Finger und wendet nur das Haupt ein wenig zur Seite. Der Diener führt das silberne Rohr zum Munde des Gebieters, dieser raucht zwei Züge, die das Wasser im Behälter gurgeln machen, läßt dann das Mundstück aus den Lippen gleiten, und der Diener trägt die Pfeife wieder weg. Nach einiger Zeit wird es dem Vizekönig zu heiß, er beginnt sich vorn die kleinen goldenen Knöpfe aufzunesteln, ein Diener eilt herbei und zieht Seiner Excellenz das Obergewand aus, unter dem ein ebenso einfaches Untergewand aus rothbraunem Brokat zum Vorschein kommt. Manchmal thut der Vizekönig seinen Mund plötzlich weit auf. Es sieht so aus, als habe er etwas Wichtiges zu sagen. Ein Augenblick erwartungsvollen Schweigens tritt ein. Seine Excellenz räuspert sich mit Geräusch, sieht sich einen Moment um, ob Niemand im Wege steht, und spuckt dann mitten in das Zimmer. Bemerkenswerth ist, daß der ernste Ausdruck des vizeköniglichen Antlitzes sich während dieses ganzen Vorgangs noch um eine Nuance zu vertiefen scheint.

Der Konsul gibt einem der Diener seinen Helm, der denselben mit großer Vorsicht auf den Kaminsims niederstellt, und beginnt die Unterredung. Er bittet den Dolmetscher, Seiner Exzellenz für den dem Vertreter der „Frankfurter Zeitung" gewährten Empfang

zu danken. Der Dr. Forke übersetzt; er handhabt die schwere Sprache mit eleganter Leichtigkeit. Der Vizekönig antwortet, daß es ihm ein Vergnügen sei, den Vertreter der „Frankfurter Zeitung" kennen zu lernen, umso mehr, als ihm dies auch die Freude verschaffe, den deutschen Konsul bei sich zu sehen. Auf die leise Anspielung erwidert der Konsul geschickt, daß es nur von Seiner Exzellenz abhänge, sich diese Freude öfter zu verschaffen. Der Vizekönig beeilt sich, zu versichern, daß er den Wunsch hege, mit dem deutschen Konsul so häufig als möglich persönlichen Verkehr zu pflegen, und daß er insbesondere hoffe, von ihm Belehrung zu erhalten, so oft er derselben bedürfe. Er fügt hinzu, daß er noch Vieles zu lernen habe. Der Konsul erklärt sich bereit, Herrn Jung-lu jederzeit mit Rath und That beizustehen.

Nach diesem Austausch von Höflichkeiten wendet sich das Gespräch wieder mir zu. Der Vizekönig stellt an mich die üblichen Fragen: wie lange ich schon in Tientsin verweile und woher ich gekommen sei? Ich theile mit, daß ich die Reise nach Tientsin von Kiautschou unternommen habe und betone absichtlich Kiautschou, in der Hoffnung, dieses Wort werde vielleicht in der Brust des chinesischen Staatsmanns eine empfindliche Saite berühren und werde eine interessante Aeußerung hervorrufen. Aber der Vizekönig zuckt mit keiner Wimper, da er den Namen des Gebietes hört, das China an Deutschland hat abtreten müssen, und scheint es ganz selbstverständlich zu finden, daß ein deutscher Berichterstatter aus Kiautschou nach Tientsin kommt.

Der Konsul hebt nun in einigen beredten Worten die Bedeutung der Presse hervor, die man ja auch in China zu verstehen beginne. Er weist dann darauf hin, daß der gegenwärtig in China weilende Korrespondent der „Frankfurter Zeitung" bisher von Paris aus für sein Blatt gearbeitet habe. „Außerhalb Deutschlands ist kein Platz für das deutsche Publikum so wichtig wie Paris," sagt er. „Seine Exzellenz wird daher aus dem Umstande, daß die „Frankfurter Zeitung" ihren Pariser Korrespondenten hierher gesandt hat, entnehmen können, in wie hohem Maße sich das Interesse des deutschen Publikums jetzt den chinesischen Angelegenheiten zuwendet."

Der Vizekönig nickt zustimmend mit dem Kopfe und äußert, daß man in China allerdings die Bedeutung der Presse zu würdigen

wisse, und daß er hoffe, in Zukunft auch noch andere Vertreter des deutschen Journalismus kennen zu lernen. Hierauf richtet er das Wort an mich und sagt, daß ich gerade zu einer interessanten Zeit in China eingetroffen sei. Ueberall sei man jetzt hier im Begriff, Reformen in's Werk zu setzen, und so befinde China sich in einem Uebergangsstadium.

Ich bitte Herrn Jung-lu, mir darzulegen, welche Reformen zunächst zur Verwirklichung gelangen sollen.

„Zuerst," lautet die Antwort, „wird das Militärwesen reformirt werden. Für eine spätere Zeit sind Neuerungen geplant, die sich auf die Finanzen, auf Handel, Gewerbe, Industrie, Ackerbau und auf die Presse erstrecken."

„In welcher Weise gedenkt man die Reform des Militärwesens zu bewirken?"

„Wir wollen unsere Truppen durch ausländische Instruktoren ausbilden lassen. Das ist bisher bereits an einzelnen Stellen geschehen, soll aber jetzt in ausgedehnterem Maße durchgeführt werden."

„Welchen Staaten wird man diese Instruktoren entnehmen?"

„Man wird sich bemühen, möglichst allen Staaten in gleicher Weise Antheil an der Schulung der chinesischen Soldaten zu gewähren."

„Dem widerspricht das Gerücht, nach welchem die chinesische Regierung plane, überall die europäischen Instruktoren durch japanische zu ersetzen."

„Dieses Gerücht ist unbegründet. Vielleicht hat der eine oder andere Vizekönig (Tschang-tschi-tung) einen solchen Gedanken gehabt. Die chinesische Regierung aber beabsichtigt keinesfalls, sich ausschließlich japanischer Offiziere zu Instruktions-Zwecken zu bedienen."

„Die chinesische Regierung wird also auch deutsche Offiziere heranziehen?"

„Sicherlich! In China weiß man sehr wohl, daß Deutschland in seinen militärischen Leistungen alle anderen Staaten übertrifft."

Hier mischt sich der Konsul wieder in's Gespräch mit der Bemerkung, es freue ihn, diese Anerkennung aus dem Munde des Vizekönigs zu hören, von dem man wisse, daß er selbst ein passionirter Soldat sei. Da im Uebrigen der Vizekönig sich so schmeichelhaft

über die militärische Tüchtigkeit der Deutschen äußere, so dürfe man wohl hoffen, daß Seine Exzellenz darauf bedacht sein werde, den an der Militärschule von Tientsin bediensteten deutschen Instruktoren eine möglichst angenehme Stellung einzuräumen und ihnen eine recht hohe Honorirung zu gewähren.

Herr Jung-lu verneigt sich und versichert: was an ihm liege, solle gewiß geschehen.

Weiterhin frage ich, ob denn China auch bei anderen als den militärischen Reformen sich der Mitwirkung der Fremden zu bedienen gedenke?

Der Vizekönig antwortet etwas ausweichend: Gegenwärtig lasse sich noch nicht genau absehen, welchen Gang die Entwickelung nehmen werde. Die Reformen seien ja kaum begonnen und zum größten Theil überhaupt noch Projekt. Zuerst würden wohl die Chinesen sich selbst zu helfen suchen, aber es sei wahrscheinlich, daß man späterhin auf allen Gebieten an die Fremden appelliren werde, wie man dies ja bei der Organisation der Seezölle seit Langem gethan.

„Bei der Finanz-Reform wird China wohl kaum ohne Beihilfe des Auslandes durchkommen können. Oder glaubt China, daß es im Stande sein wird, aus eigenen Mitteln seinen Geldbedürfnissen abzuhelfen?"

„Auch das muß sich erst zeigen. Jedenfalls nimmt die chinesische Regierung die Aufnahme weiterer Anleihen im Auslande in Aussicht."

„Wird Deutschland bei diesen Anleihen betheiligt sein?"

„Die chinesische Regierung wird alle Staaten nach ihren Bedingungen fragen und wird sich dann denjenigen Staat aussuchen, der die niedrigsten Zinsen verlangt und die Garantien fordert, die sich am Leichtesten gewähren lassen."

„Die Chinesen sind eben gute Geschäftsleute" wirft der Konsul ein. Der Vizekönig lächelt und scheint zu denken, daß der Konsul ein wahres Wort gesprochen hat.

„Was hat man sich unter der Preß-Reform vorzustellen?" frage ich.

„China hatte bisher kein Regierungsblatt" erläutert der Vizekönig. „Jetzt hat die chinesische Regierung eine in Shanghai erscheinende chinesische Zeitung zu ihrem Organ gewählt. Auch

hat der Kaiser den Wunsch ausgesprochen, selbst alle Blätter zu lesen."

Der Konsul erwähnt die Nachricht, daß der Kaiser eine Reise nach Tientsin machen wolle, und meint: Die Thatsache, daß Herr Jung-lu nachdem er erst vor wenigen Monaten sein Amt angetreten habe, bereits den Besuch seines Souverains erhalte, müsse wohl als ein besonderer Ausdruck des allerhöchsten Vertrauens aufgefaßt werden. Der Vizekönig antwortet, daß er sich der hohen Ehre gar nicht würdig fühle, welche ihm, der des Kaisers bescheidenster Unterthan sei, durch diesen Besuch zu Theil werde.

Das Gespräch wendet sich nunmehr der auswärtigen Politik zu. Ich informire mich über China's Beziehungen zu den Mächten.

„China und die Mächte" erwidert der Vizekönig, „leben im besten Einvernehmen; sie bilden alle eine Familie." Neben mir hebt Herr Tsai, der Direktor der Universität von Tientsin, docirend einen Finger hoch und dolmetscht: „One family!"

Ich erkundige mich, ob zu dieser Familie auch Deutschland gehört, und erhalte die beruhigende Auskunft, daß die Beziehungen China's zu meinem Vaterlande so vortrefflich seien, als man nur wünschen könne. Es ist wahrzunehmen, daß Herr Jung-lu auf diesem gefährlichen Gebiet der auswärtigen Politik seine Worte ganz besonders in Acht nimmt; und doch scheint es einmal, als höre man in dem vizeköniglichen Busen das russische Herz schlagen. Ich erwähne die in Tientsin erfolgte Ersetzung eines Theils der deutschen Instruktions-Offiziere durch russische und knüpfe daran die Bemerkung, aus dieser Begebenheit scheine doch hervorzugehen, daß China sich mit Rußland auf einen ausnehmend guten Fuß zu stellen wünsche.

Der Vizekönig thut hierauf die vielsagende Aeußerung: „Wenn ein Staat sich gegen China besonders freundlich erweist, ist es auch natürlich, daß China denselben mit Vorzug behandelt."

Ich drücke mein Erstaunen über diese Aeußerung des Vizekönigs aus. In Europa glaube man im Gegentheil, daß China vor keiner Macht so sehr auf der Hut sein müsse, wie vor Rußland. Nachdem Rußland soeben die Mandschurei an sich gerissen habe, wäre es doch interessant, die Gründe zu erfahren, aus denen gegeschlossen werden könne, daß Rußland sich gegen China besonders freundlich erweise?

Aber der Vizekönig hat plötzlich wieder die Lust zum Reden verloren; und da es ihm nicht paßt, die Frage zu beantworten, so versteht er sie absichtlich falsch und erklärt von Neuem feierlich, daß alle Staaten eine Familie seien. Dabei bleibt es: Alle Staaten lieben China, und China liebt alle Staaten. So wird die auswärtige Politik allerdings ungemein einfach, und Seine Excellenz braucht sich nicht zu kompromittiren.

Wie aber steht es mit Japan? Dieser Tage wird der ehemalige japanische Ministerpräsident, Marquis Ito, in Tientsin eintreffen, um von da weiter nach Peking zu reisen. Angeblich soll diese Reise gar keinen offiziellen Charakter haben. Es heißt, der Marquis Ito wolle nur seinem alten Freunde Li-Hung-Tschang einmal einen Gegenbesuch machen. In Wirklichkeit aber kommt der Marquis, der ein besonderer Vertrauter des Mikado ist, zweifellos in politischer Mission. Die chinesischen Zeitungen begrüßen seine Ankunft in schwungvollen Leitartikeln, die einen engen Anschluß China's an Japan fordern. Man spricht sogar davon, der Marquis Ito wolle versuchen, eine Allianz zustande zu bringen. Was ist Wahres an diesem Gerücht?

Der Vizekönig sagt, er habe nichts davon gehört, daß der Marquis Ito nach China komme, um ein Bündniß abzuschließen. Sollte Japan wirklich Annäherungs-Absichten bekunden, so könne es sicher sein, daß dieselben in China freundliche Erwiderung finden werden.*)

Schließlich wird natürlich auch das Thema von den Eisenbahnen berührt, und der Vizekönig wird gefragt, ob die chinesische Regierung in der Lage sein werde, alle die Eisenbahnlinien zur Ausführung zu bringen, die sie jetzt projektire?

„Wenn unsere Mittel nicht reichen, werden wir versuchen, uns das Geld im Ausland zu verschaffen" lautet die Antwort.

„Und wird Deutschland gebührend berücksichtigt werden? Werden die so vorzüglichen deutschen Ingenieure zum Bau der Eisenbahnen herangezogen werden?"

*) Es wird immer deutlicher, daß eine möglichst nahe Verbindung mit China das Hauptziel der auswärtigen Politik Japans ist. Da die Eroberung China's nicht gelungen ist, soll wenigstens die Allianz zustande kommen, in der natürlich Japan der dominirende Theil sein würde. Mit China im Bunde hofft Japan die Europäer aus Ostasien verdrängen zu können.

„Auch hier wird Deutschland in demselben Maße betheiligt werden, wie die übrigen Mächte."

Auf weitere Fragen erklärt Herr Jung-lu, daß die chinesische Regierung entschlossen sei, sich selbst die oberste Aufsicht über die Bahnen vorzubehalten, selbst wenn dieselben mit ausländischem Gelde gebaut sein würden, und daß diejenige von den neuen Linien, die man zuerst fertigstellen wolle, die Bahn von Hankau nach Peking sei.

Der Konsul gibt das Zeichen zum Aufbruch. Aber der Vizekönig hat noch etwas auf dem Herzen. Er möchte jetzt seinerseits eine Auskunft begehren. Und er fragt: „Welches wird das Resultat der vom Zaren ausgesandten Note sein, in der die Mächte eingeladen werden, dem Gedanken der Abrüstung näher zu treten?"

Wie weit, wie unberechenbar weit die Wirkung eines schönen Gedankens reicht! Die Abrüstungs-Idee des Zaren hat sogar chinesische Köpfe nachdenklich gemacht! Freilich, die Frage des Vizekönigs wäre schwer zu beantworten, selbst wenn sie nicht so unerwartet käme. So sagen wir also dem Vizekönig das Einzige, was sich sagen läßt: daß es unmöglich ist, die Wirkung eines Schrittes vorauszubestimmen, der in der Weltgeschichte kaum seinesgleichen hat. Einstweilen muß man sich der vom Zaren ausgegangenen Anregung freuen, ohne allzusehr auf deren Erfolg zu rechnen.

„Die Menschen sind so unvernünftig," bemerkt weise Herr Tsai, der Direktor der Universität von Tientsin.

„Wie aber, wenn sie auch einmal vernünftig würden?"

„Das ist möglich, jedoch wenig wahrscheinlich."

Wir machen den Vizekönig noch darauf aufmerksam, daß das einzig greifbare Resultat, welches die Initiative des Zaren bisher gezeitigt hat, eine Verstimmung zwischen Rußland und Frankreich ist. „Als der Zar vor zwei Jahren nach Paris kam, haben die Franzosen an alle Mauern das Wort „Friede" gemalt; und jetzt, wo der Zar diesen Frieden verwirklichen will, den sie als ihr Ziel angegeben haben, sind sie entrüstet."

Der Konsul greift nach seiner Theetasse, um anzudeuten, daß die Unterhaltung beendet ist. Der Vizekönig führt nunmehr auch seine Tasse zum Munde, und wir folgen dem Beispiel. Dann erhebt Herr Jung-lu seinen Champagner-Kelch und trinkt uns Allen zu.

Herr Tsai aber blinzelt mich an und sagt laut und mit Nachdruck: „Prost!" Wir nippen an unsern Gläsern, setzen sie jedoch rasch wieder hin, so rasch als nur möglich. Dieser vizekönigliche Champagner ist in der ganzen Stadt berüchtigt. Es heißt, daß die Reste, welche die Gäste in ihren Gläsern lassen, nachher wieder in die Flasche zurückgegossen werden.

Wir erheben uns, der Vizekönig drückt wieder Jedem die Hand und begleitet uns bis in das nächste Zimmer. Auch er behandelt den Besuch nicht als einen offiziellen. Sonst wäre er bis zum Thore mitgekommen; ferner wäre bei der Ankunft die Wache in's Gewehr getreten. Im zweiten Zimmer verabschieden wir uns nochmals von Herrn Jung-lu. Dann werden wir von Herrn Tsai und dem Zoll-Tao-tai nach dem Ausgang hingeführt. Aber ganz ohne Ehrenbezeugung will der Vizekönig uns doch nicht scheiden lassen. Im Gange hat er seine zwanzig Sekretäre aufgestellt. Sie haben ihre Staats-Gewänder angethan und stehen regungslos nebeneinander. An dieser Reihe stummer, feierlicher Chinesen vorbei schreiten wir dem Thore zu.

XXVII. Die Krisis in Peking.

Von den Reformen, welche das Hauptthema der in den beiden vorhergehenden Kapiteln mitgetheilten Unterredungen bildeten, ist keine einzige zur Ausführung gelangt. Der für den Oktober 1898 geplante Besuch des Kaisers von China in Tientsin, mit dem, wie gleichfalls aus jenen Unterredungen zu ersehen ist, die chinesischen Würdenträger dieser Stadt sich bereits im September eifrig beschäftigten, ist bis zum heutigen Tage nicht abgestattet worden; und nach dem Lauf, den die Dinge genommen haben, läßt sich mit einiger Sicherheit voraussagen, daß der Kaiser niemals Tientsin erblicken wird. Es ist nämlich schwer, nach Tientsin zu kommen, für Jemanden, der auf einer Insel sitzt. Nun — und die Brücke, die über's Wasser führt? Ja, das ist's eben: die Brücke hat man weggezogen.

Die Reformen, welche der Kaiser plante und bereits in's Werk zu setzen sich anschickte, führten zum Staatsstreich der durch diese Reformen bedrohten reaktionären Elemente. Die Kaiserin Witwe übernahm die Regierung, der Kaiser wurde auf einer Insel in den kaiserlichen Gärten gefangen gesetzt, wo er bis zum heutigen Tage in Haft gehalten wird. So entstand in Peking jene Regierungs-Krisis, die zur Zeit noch andauert und die wohl überhaupt eine bedeutungsvolle Wendung in den Geschicken des chinesischen Reiches vorstellt. Durch den japanisch-chinesischen Krieg und durch das gewaltsame Andringen der europäischen Mächte, das dieser Krieg zur Folge gehabt hat, welcher der Welt die Wehrlosigkeit China's enthüllte, sind große Umwälzungen angebahnt worden. Was seit dieser Zeit im Stillen gegährt und gerungen hat, kommt durch die

gegenwärtige Krisis endlich auch in den inneren politischen Verhältnissen China's zum Ausbruch. Die neue und die alte Zeit, der Geist Europa's und die chinesische Tradition gerathen auf einmal in Kampf um den chinesischen Kaiserthron selbst. In den Streit hinein spinnen die ausländischen Staaten ihre Ränke, und jede sucht die Entwickelung der Ereignisse in der Weise zu beeinflussen, daß China eines Tages in ihre Gewalt geräth. Zugleich geht das diplomatische Intriguenspiel seinen Gang zwischen den einzelnen Mächten, die eifrig bemüht sind, sich die zukünftige Beute gegenseitig abzujagen.

Die Krisis in Peking wird unter diesen Umständen wohl noch lange sich hinziehen. Aber wie immer sie ausgehen mag, mit dem Siege der Reformpartei oder mit dem ihrer altchinesischen Widersacher, mit dem Sturz der mandschurischen und der Neu-Erstehung einer nationalen chinesischen Dynastie oder mit dem Zerfall des Reiches und der europäischen Fremdherrschaft, — das Ende der Krisis wird auf jeden Fall die Entscheidung über das Loos China's bedeuten.

In den Herbsttagen des Jahres 1898 habe ich in Tientsin und in Peking den Beginn der kritischen Periode miterlebt und bin gleichsam mit der Feder in der Hand den Begebenheiten gefolgt. Mit Rücksicht auf die historische Wichtigkeit des Vorganges bietet diese Chronik der Ereignisse und der Deutungen, welche man ihnen damals gab, vielleicht auch heut noch einiges Interesse, und darum sollen die Aufzeichnungen im Folgenden wiedergegeben werden, als Tagebuchblätter aus der chinesischen Zeitgeschichte.

---

1. Man merkt in Tientsin, daß in Peking etwas vorgeht.

Tientsin, 26. September.

Seit einigen Tagen munkelt man Allerlei in Tientsin. Infolge der Absetzung des Li-Hung-Tschang, die so plötzlich gekommen war, hatte man das Gefühl, daß es in Peking nicht ganz geheuer sei. Aber es war ein unklares Gefühl, und Niemand konnte etwas Bestimmtes vermelden. Am 22. September sollte,

wie alltäglich, um 11 Uhr 30 Minuten Vormittags der Eilzug nach Peking gehen. Mehrere europäische Passagiere hatten sich auf dem Bahnhof von Tientsin eingefunden. Kurz vor der im Fahrplan festgesetzten Zeit wurden sie durch einen Bahnbeamten verständigt, daß der Zug nicht abgelassen werden würde. Blitzschnell verbreitete sich die Nachricht von der Unterbrechung der Bahnverbindung nach Peking durch die Stadt. Jetzt war nicht mehr daran zu zweifeln, daß in der Hauptstadt außergewöhnliche Dinge sich abspielten.

Was vorging, ließ sich nicht in Erfahrung bringen; es war nur sicher, daß etwas vorging. Unter den Passagieren, die am Vormittag den Zug nach Peking hatten benutzen wollen, hatte sich auch ein Mitglied der deutschen Gesandtschaft befunden. Auf seine Frage nach den Gründen der Einstellung des Bahnverkehrs war ihm geantwortet worden, die Strecke sei unterwaschen. Am Nachmittag aber kam der Zug von Peking nach Tientsin herunter; und es ist nicht recht einzusehen, wie eine Strecke, die nicht unterwaschen ist für einen von Peking nach Tientsin fahrenden Zug, zugleich unterwaschen sein kann für einen Zug, der von Tientsin nach Peking gehen soll. Man erzählte sich ferner im Laufe des Tages, daß der Vizekönig von Tientsin, Herr Jung-lu, in einem Separattrain nach Peking abgereist sei. Ferner war ein anderer Zug voll hoher Mandarine beobachtet worden, der in der Richtung nach Peking dampfte. Daß etwas los sei, konnte man auch in Tientsin selbst merken an Reitern, die im scharfen Trabe der Chinesenstadt zusprengten. Die europäischen Beamten des chinesischen Seezoll-Dienstes schienen gleichfalls etwas zu wissen, hüllten sich aber in diplomatisches Schweigen und riethen nur einem Kaufmann in Tientsin, der neunzig Kisten werthvoller Waaren nach Peking zu verfrachten hatte, er solle mit der Sendung lieber noch einige Tage warten.

In Tientsin gibt es eine einzige europäische Zeitung, die „Peking and Tientsin Times", die jedoch nur die Woche ein Mal erscheint. Die chinesischen Zeitungen vom Morgen des 22. September hatten noch keinerlei Informationen. Es dauert lange in China, bis man etwas über offizielle Vorgänge, namentlich über solche, die sich innerhalb der Mauern des kaiserlichen Palastes abspielen, in Erfahrung bringen kann. In Ermangelung sicherer Nachrichten

arbeitet die Phantasie des Volkes umso lebhafter. Was die Chinesenstadt ausheckt, geht durch das Organ der zahlreichen Compradors sofort in die europäischen Comptoirs über. So jagten sich während des ganzen 22. September die tollsten Gerüchte. Telegramme auf Telegramme gingen aus Tientsin heraus. Das chinesische Telegraphenamt nahm alle Depeschen an; ob es sie auch befördert hat, ist eine andere Frage, die sich vorläufig nicht leicht ergründen läßt. Von Peking kamen keine Depeschen herunter. Die telegraphische Verbindung war also auch gesperrt.

Die in Tientsin umlaufenden Gerüchte meldeten zuerst von furchtbaren auswärtigen Komplikationen. Nach der einen Version hatte England an Rußland den Krieg erklärt, nach einer zweiten Version England an Frankreich, nach einer dritten sogar Rußland an Frankreich. Man hatte also die Wahl zwischen drei Kriegen. Hierauf kam Jemand, der es ganz genau wußte: Frankreich hatte den Krieg an China erklärt, der französische Gesandte in Peking hatte seine Pässe gefordert, die chinesische Regierung hatte sie ihm verweigert, und um ihn an der Abreise zu verhindern, hatte sie die Zugsverbindung zwischen Peking und Tientsin unterbrochen. Dieses Gerücht erhielt sich einige Stunden lang. Es wurde ergänzt durch Meldungen, welche von einer Gährung in der Chinesenstadt gegen die Fremden sprachen. Einige praktische Leute überlegten sich bereits, welche Entschädigungs-Summen sie von der chinesischen Regierung fordern würden, wenn der Pöbel ihnen die Häuser zusammenschlüge. Die Volunteers gingen ihre Säbel schleifen. Inzwischen hatten die europäischen Kaufleute die Chinesen ihrer Comptoirs auf Kundschaft ausgesandt. Auch diese brachten immer neue bedrohliche Nachrichten über auswärtige Verwickelungen zurück: Zwischen der englischen und japanischen Flotte einerseits und der russischen andererseits war in der Nähe von Schan-hei-kwan ein Zusammenstoß erfolgt; die russischen Batterien in Wladiwostok hatten ein englisches Schiff beschossen ꝛc. Aber im Allgemeinen war aus den Berichten über die Stimmung der chinesischen Bevölkerung zu ersehen, daß der Ausgangspunkt der ganzen Erregung eine innere Krisis sein mußte. Immer wieder tauchte die Meldung vom Tode des Kaisers auf und erhielt sich zuletzt mit der größten Bestimmtheit.

Diese Meldung fand in europäischen Kreisen umso eher Glauben, als man sie seit Langem erwartet hatte. Der Kaiser war reif zum Sterben. Er hatte in der letzten Zeit angefangen, im aufgeklärten Sinne zu regieren. Allerdings hatte er im jugendlichen Ungestüm das Tempo der Reformen gar zu sehr überstürzt. Sogar die Allmacht des Kaisers von China reicht nicht hin, um binnen weniger Monate China in einen modernen Staat zu verwandeln. Aber selbst, wenn er langsamer vorgegangen wäre, hätte dies an seinem endgiltigen Schicksal kaum etwas geändert. Das, was man ihm nicht verzeihen konnte, war sein Bestreben, die Lage seiner Unterthanen zu bessern. Dadurch hatte er alle Diejenigen zu Feinden, deren Interessen darauf beruhen, daß die Zustände in China so jämmerlich bleiben, wie sie sind. Die Aufklärung des Volkes wird stets als eine ärgerliche Geschäftsstörung von Denjenigen empfunden, die von der Ausbeutung des Volkes leben. Die Ausbeuter des Volkes aber pflegen die ehrwürdigen alten Traditionen anzurufen, die religiösen oder die nationalen oder beide zugleich, die Niemanden noch gestört haben, welcher ausbeuten wollte. Diese Traditionen sind eine Macht im Lande und in keinem Lande eine so große Macht, wie in China. Jene, welche sich auf das Hergebrachte stützen, haben eine stärkere Stellung als der Reformator, der mit dem Hergebrachten brechen muß, um vorwärts zu gehen, und sei der Reformator selbst ein Kaiser. Seit der chinesische Souverain den Weg der Reformen beschritten, hatte sich eine dumpfe Opposition gegen ihn gebildet, die immer mehr und mehr anwuchs. Diese Opposition hatte ihre bestimmten Pläne. Als der Kaiser die ersten Fortschritts-Maßnahmen angeordnet hatte, tauchten im Volke bald die Gerüchte auf, daß er krank sei; und je liberaler er sich geberdete, um so mehr verschlimmerte sich sein Befinden. Daraus ließ sich die Wahrnehmung ableiten, daß das Reformiren in China für die Kaiser anscheinend recht gesundheitsschädlich ist.

Es war klar, daß bei Hofe eine Partei bestand, welche nur auf die Gelegenheit wartete, sich des lästigen Monarchen zu entledigen. Die Kaiserin-Witwe, die lange die Regentschaft geführt hatte und durch die Mündigkeit des jetzigen Kaisers genöthigt worden war, von der Leitung des Staates zurückzutreten, war auch begierig, wieder zur Macht zu gelangen. Mit raffinirter

weiblicher List hat sie offenbar gerade den Reform-Eifer des Kaisers benutzt, um diesen zu verderben. Statt dieses Ungestüm zu hemmen, hat sie es allem Anschein nach mütterlich wohlwollend ermuntert. Sie hat dem jungen Füllen die Zügel über den Hals geworfen und hat ruhig zugewartet, bis es sich verrennen würde. Als die letzte Dummheit begangen war, die das Maß voll machte, kam sie, immer gleich wohlwollend, und brachte die Abdankungs-Urkunde.

„Du siehst, daß Du nicht regieren kannst. Jetzt laß' mich wieder ein wenig auf dem Throne sitzen!"

Die letzte Dummheit scheint gewesen zu sein, daß der Kaiser ein Edikt vorbereitete, welches allen Mandarinen vom ersten bis zum dritten Range befahl, sich die Zöpfe abzuschneiden und europäische Kleidung anzulegen. Ein Kaiser, der in China den Zopf abschaffen will, kann unmöglich ein gutes Ende nehmen.

Von diesen Plänen des Kaisers hatte man in Tientsin schon seit einigen Tagen Kunde; und da außerdem in den letzten Wochen ein mächtiger Mandarin nach dem andern aus seinem Amte geflogen war, so klang es durchaus nicht überraschend, als man am 22. September erfuhr, der Kaiser habe Selbstmord begangen. Wenn ein chinesischer Kaiser sich gerade in dem Augenblick durch Selbstmord beseitigt, in dem Andere seine Beseitigung wünschen, so ist dieses erstaunlich liebenswürdige Entgegenkommen geeignet, starke Zweifel wachzurufen. Man wollte also an den Selbstmord des Kaisers wohl glauben und war nur begierig, zu erfahren, wer den Kaiser „selbstgemordet" habe. Auch die Chinesen hatten ihre Bedenken über die Freiwilligkeit dieser Selbstentleibung, und bald tauchte in der Chinesenstadt das Gerücht auf, der Kaiser sei vergiftet worden. Die Chinesen sind nur viel zu höfliche Leute, um das Wort „vergiften" zu brauchen, namentlich, wenn es sich um eine so hochgestellte Persönlichkeit handelt. Sie sagen: „Der Kaiser hat Gold gegessen." Noch jetzt ist diese Version nicht ganz geschwunden. Zwar ist das Edikt erschienen, durch welches der Kaiser die Kaiserin-Witwe zur Mitregentin ernennt. Aber es giebt Chinesen, welche behaupten, der Kaiser existire nicht mehr, und es werde nur noch in seinem Namen weiterregiert, bis der Nachfolger, der natürlich wieder ein unmündiges Kind sein werde, endgiltig ausgewählt sei. Wenn jedoch der Kaiser in Wirklichkeit noch nicht

Gold gegessen hat, so kann er jenes dem Wohlbefinden anscheinend wenig förderliche Metall einen dieser Tage einmal in seiner Suppe finden. Da nun gerade der dem Kaiser von China verliehene Schwarze Adler-Orden aus Berlin eingetroffen ist (es soll ein außergewöhnlich schönes Exemplar sein mit prachtvollen Brillanten), so wird man sich mit der Ueberreichung des Ehrenzeichens beeilen müssen, wenn man noch sicher sein will, den Kaiser vorzufinden, für den er bestimmt ist.

Was es mit der Vergiftung auf sich hat, weiß man nicht und wird man wohl auch niemals wissen. Thatsache ist heut einstweilen nur das Eine, daß der Kaiser abgedankt hat. Das Abdankungs-Edikt, welches das Datum des 21. September trägt, ist jetzt bekannt. Man hat dem Kaiser den schweren Schritt so leicht als möglich gemacht. Er wird nicht abgesetzt, sondern zieht sich anscheinend freiwillig zurück. Auch hier müssen die bewährten Gesundheits-Rücksichten herhalten, welche im gegenwärtigen Falle die Gestalt einer die Kräfte übersteigenden Arbeitslast annehmen. Die Kaiserin-Witwe wird ferner nur Mit-Regentin. Sie wird in einer „Seiten-Halle" die Geschäfte der Regierung erledigen. Dabei darf man wohl als selbstverständlich annehmen, daß die Kaiserin in ihrer „Seiten-Halle" mehr von den Vorgängen im Lande erfahren und mehr auf dieselben Einfluß nehmen wird, als der Kaiser in seiner „Haupt-Halle". Kurzum, wenn der Kaiser für seinen Rücktritt auch die am Wenigsten demüthigende Form hat wählen können, so ist doch über die Thatsache des Rücktritts ein Zweifel kaum mehr möglich. Das kaiserliche Abdankungs-Edikt wurde im Wortlaut zuerst von der in Tientsin erscheinenden, sehr rasch und verläßlich unterrichteten chinesischen Zeitung „Kuo-wên-pao" am 24. September veröffentlicht. Das merkwürdige Document lautet in wortgetreuer Uebersetzung folgendermaßen:

„Die Regierungsgeschäfte sind jetzt sehr schwierig. Von früh bis spät setze ich alle meine Kräfte an die Erledigung der verschiedenen Angelegenheiten. Jeder Tag bringt tausend neue Fragen. Es steht zu befürchten, daß die Arbeitslast plötzlich zu viel werden wird. Seit der Regierung des Kaisers Tung-schih hat die Kaiserin-Witwe zweimal die Regentschaft geführt und in hervorragendster Weise die Geschicke des Landes geleitet und alle Schwierigkeiten überwunden. Mit Rücksicht auf das Wohl des Reiches (wörtlich: auf das Wohl der Ahnentempel und Altäre der Gottheiten des Landes) habe ich

die Kaiserin-Witwe inständig gebeten, geruhen zu wollen, mich in der Regierung zu unterweisen. Die Kaiserin hat meiner Bitte nachgegeben, ein hohes Glück für die Beamten des Reiches und das Volk. Vom heutigen Tage ab wird die Kaiserin in einer Seitenhalle Regierungsgeschäfte erledigen. Am 23. September werde ich an der Spitze der Prinzen und Minister in der Tsching-tscheng-Halle der Kaiserin meine Ehrfurcht bezeugen. Für das Ceremoniell mögen die zuständigen Behörden Vorkehrungen treffen."

Sicherlich haben bei der Krisis in Peking auch auswärtige Einflüsse mitgewirkt. Die ganze Situation in China wird gegenwärtig beherrscht von dem Spiel und Widerspiel der englischen und der russischen Diplomatie. Man ist daher berechtigt, die wichtigen Ereignisse der letzten Tage ebenfalls damit in Verbindung zu bringen. In letzter Zeit haben die Engländer in Li-Hung-Tschang den Haupt-Widersacher ihrer chinesischen Pläne entdeckt, und die ganze Wucht ihrer Politik hat sich gegen diesen Staatsmann gerichtet, den sie anschuldigen, im Bunde mit Rußland gegen England zu arbeiten. Li-Hung-Tschang fiel, und die englische Presse rief seinen Sturz als einen Triumph der englischen Diplomatie aus. Vierzehn Tage später fiel der Kaiser. Die beiden Ereignisse folgten so rasch aufeinander, daß ein Zusammenhang zwischen ihnen sich nicht verkennen ließ. Es sah ganz so aus, wie Zug und Gegenzug: England hatte den Li-Hung-Tschang hinausgeworfen. Darauf antwortete Rußland, indem es den Kaiser hinauswarf. So faßte man auch in den europäischen Kreisen von Tientsin die Situation auf, als die ersten Nachrichten aus Peking eintrafen, und allgemein hieß es: „Der Rubel siegt." Ganz so einfach liegen die Dinge nun wohl nicht. Jedenfalls hat beim Sturze des Kaisers auch ein russischer Hebel mitgearbeitet. In Wirklichkeit scheinen aber inländische und ausländische Einflüsse durcheinander gespielt zu haben. Es ist nicht leicht, den Knäuel zu entwirren. Der Wahrheit ziemlich nahe dürfte wohl die folgende Darstellung kommen:

Auszugehen ist von der räthselhaften Macht, die ein junger Mann aus Canton, ein kleiner Beamter mit Namen Kang-Yu-Wei, über den Kaiser, seinen Altersgenossen, zu gewinnen vermocht hatte. Die Cantonesen bilden am Hofe von Peking eine starke und gefürchtete Partei. Das Haupt der Canton-Gruppe ist Tschang-yin-huan, nebenbei gesagt: ein guter Freund der deutschen Gesandschaft. Zwischen

Tschang-yin-huan und Li-Hung-Tschang besteht große Eifersucht und Nebenbuhlerschaft; infolge dessen wird zwischen der Cantonesen-Partei und der Partei des Li-Hung-Tschang fortwährend mit allen Mitteln der Hof-Kabale ein stiller, aber verbissener Kampf geführt. Kang-Yu-Wei, der Günstling des Kaisers, verkehrt viel im Hause des Tschang-yin-huan und ist in der Intrigue gegen Li-Hung-Tschang, gegen den der junge Cantonese übrigens auch einen mächtigen persönlichen Haß nährt, wahrscheinlich vom Chef der Cantonesen-Partei als Werkzeug benutzt worden. Kang-Yu-Wei war eifrig bemüht, seine Antipathie gegen Li-Hung-Tschang auf den Kaiser zu übertragen. Wie gewöhnlich ließ sich der Kaiser von seinem Freunde leicht beeinflussen. Kang-Yu-Wei nahm die Bejahrtheit des Li-Hung-Tschang zum Vorwand, um dessen Entfernung aus dem Tsung-li-yamen als notwendig hinzustellen. Er wies darauf hin, daß der hinfällige alte Herr nicht mehr im Stande sei, sich ein klares Urtheil über die Staats-Angelegenheiten zu bilden; daß er aber nichtsdestoweniger durch das Ansehen, mit dem seine Vergangenheit ihn umkleide, eine Hegemonie über die anderen Minister auszuüben versuche und dadurch die Erledigung der Regierungs-Geschäfte erschwere und verzögere. Diese und ähnliche Einflüsterungen hatten schließlich Erfolg, und, für die Außenwelt ganz unerwartet, erschien das kaiserliche Edikt, welches dem Li-Hung-Tschang den Befehl gab, sich in's Privatleben zurückzuziehen.

Nun läßt sich keineswegs behaupten, daß Tschang-yin-huan und die andern Cantonesen die englische Partei am Hofe von Peking bilden. Am Ehesten kann man noch als Parteigänger Englands den chinesischen Beamten bezeichnen, der zum Nachfolger des Li-Hung-Tschang im Tsung-li-yamen ernannt wurde, nämlich Yü-lu, früher Tataren-General in Foh-Kien und hierauf Vizekönig von Szechuen. Der Führer der Cantonesen, Tschang-yin-huan, hat sich niemals durch Eifer für englische Interessen hervorgethan. Sollte er im englischen Solde stehen, so wird er sich allerdings wohl hüten, dies anderen Leuten zu erzählen. Daß er von England Geld bekommen hat, liegt auch nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeiten. Denn man weiß, daß Tschan-yin-huan, wenn er Geld nimmt, durchaus vorurtheilslos ist in Bezug auf die Quelle, aus der es stammt. Aber man kann auch ganz einfach annehmen, daß die englische Politik

den ohnedies vorhandenen Antagonismus zwischen den Cantonesen und Li-Hung-Tschang für ihre Zwecke benutzt und nur bei den Bemühungen der Cantonesen, die Stellung des Li-Hung-Tschang zu erschüttern, gelegentlich ein wenig nachgeholfen hat.

Die Spannung zwischen dem englischen Gesandten in Peking, Sir Claude Macdonald, und Li-Hung-Tschang hatte sich in der That bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Li-Hung-Tschang war immer deutlicher in russische Bahnen eingelenkt, fand es gar nicht mehr für nöthig, aus seiner Gesinnung ein Hehl zu machen, und hatte schließlich sogar die Gewohnheit angenommen, seine Freundschaft für Rußland durch eine demonstrativ feindliche Haltung gegen England zu bekunden. Mehrfach war Li-Hung-Tschang den Sitzungen des Tsung-li-Yamen ferngeblieben, zu welchen der englische Gesandte sich angemeldet hatte. Da Li-Hung-Tschang nach den kaiserlichen Prinzen das älteste und bedeutendste Mitglied des Tsung-li-Yamen war, so hatte seine Abwesenheit die Beschlußfassung über die Anträge des englischen Gesandten oft verzögert oder ganz vereitelt. Sir Claude war genöthigt, mit aller Schärfe das Erscheinen von Li-Hung-Tschang im Tsung-li-Yamen zu fordern; und als der alte Li endlich in einer Sitzung sich zu zeigen geruhte, sagte ihm Sir Claude auf den Kopf zu, daß er im Einvernehmen mit Rußland stehe, worauf Li mit einer Grobheit antwortete, welche derjenigen des englischen Gesandten nichts nachgab. So war Sir Claude gezwungen, auf der Entfernung von Li-Hung-Tschang aus dem Staatsrath zu bestehen. Es ist aber fraglich, ob seine Bemühungen in dieser Richtung einen so raschen Erfolg gehabt haben würden, wenn nicht die Stellung des alten Li zugleich durch die Cantonesen-Intrigue untergraben worden wäre.

Dessenungeachtet feierten die englischen Blätter die Entlassung des Li-Hung-Tschang als den alleinigen Erfolg der englischen Diplomatie. Durch das unvorsichtige Triumph-Geschrei der englischen Zeitungen wurde Rußland erst recht alarmirt; und da die Entlassung des Li-Hung-Tschang der Welt als ein Sieg der englischen Diplomatie über die russische dargestellt wurde, so mußte Rußland schon deshalb auf Mittel sinnen, um den Schlag zu pariren. Rußland hat zur Zeit in Peking keinen Gesandten, sondern nur einen

stellvertretenden chargé d'affaires, Herrn Pawlow.*) Die Leiter der russischen Politik wissen dieses diplomatische Interim mit vollendetem Geschick auszunutzen. Zunächst wird es nach Möglichkeit verlängert. Herr v. Giers, der bisherige erste Sekretär der russischen Botschaft in Paris und neu ernannte Gesandte in Peking, ist seit Langem unterwegs nach der chinesischen Hauptstadt. Aber er reist und reist und kann gar nicht ankommen. Währenddem wird Herr Pawlow rücksichtslos vorgeschickt. Wenn die Sache schief geht, so macht man keine Schwierigkeit, ihn zu desavouiren. Sobald sich die englische Regierung in Petersburg beschwert, antwortet die russische Regierung mit artigen Entschuldigungen, daß Rußland gegenwärtig lediglich durch einen chargé d'affaires in Peking vertreten sei, der in seinem Uebereifer manchmal zu weit gehe, und daß man sich freundlichst nur ein wenig gedulden möge, bis der neue Gesandte seinen Posten angetreten haben werde. Ein Fall dieser Art trug sich zu, als Herr Pawlow von der chinesischen Regierung die Ueberlassung eines Goldbergwerks im chinesischen Theil von Sibirien verlangte und die Drohung ausstieß: Wenn China nicht diesen Wunsch Rußlands erfüllen würde, so würden russische Truppen über chinesisches Gebiet gehen. Auch das gefährliche Spiel, das nach der Entlassung von Li-Hung-Tschang begann, mußte Herr Pawlow ausführen; und wenn es fehlgeschlagen wäre, so hätte der Geschäftsträger wahrscheinlich wieder Alles auf seine Schultern nehmen müssen.

Herr Pawlow gilt in Peking für einen Schleicher, und sogar in seiner eigenen Gesandtschaft hat er wenig Freunde. Aber als Mann der Intrigue war er gerade der Mann der Situation. Bei der Verwirklichung seiner Absichten erwuchs ihm ein unverhoffter Vortheil aus dem Umstande, daß Sir Claude Macdonald ihm das Feld vollständig überlassen hatte. Nach der Verabschiedung von Li-Hung-Tschang war der englische Gesandte, in der Ueberzeugung, daß nunmehr die Weltgeschichte zu Ende sei, nach dem Seebad Pei-tai-ho abgereist und ruhte dort auf seinen Lorbeeren aus. Das ganze diplomatische Corps wollte sich, wie alljährlich, in Pei-tai-ho treffen.

*) Es darf nicht vergessen werden, daß es sich hier um den 26. September 1898 handelt. Inzwischen ist Herr v. Giers natürlich längst in Peking eingetroffen, und Herr Pawlow ist als Vertreter Rußlands nach Korea versetzt worden.

Herr Pawlow, um seinen englischen Collegen in Sicherheit zu wiegen, telegraphirte von Zeit zu Zeit: „I come to-morrow.“ Er kam jedoch weder morgen noch übermorgen. Die russische Politik hat beim Sturze des Kaisers ebenso mitgewirkt, wie die englische beim Sturze des Li-Hung-Tschang. Aber auch hier brauchte die russische Diplomatie sich nur im Hintergrund hinter den Parteien des Hofes zu halten, wie dies die englische im vorhergehenden Falle gethan hatte, und brauchte lediglich den Gang der Dinge ein wenig zu beschleunigen, der sich ganz von selbst in der von Rußland gewünschten Richtung bewegte.

Herr Pawlow benutzte für seine Zwecke die alten und sehr herzlichen Freundschafts-Beziehungen, die zwischen Li-Hung-Tschang und der Kaiserin-Witwe bestehen. Mit der Kaiserin-Witwe im Bunde bereitete die Partei des Li-Hung-Tschang einen Gegenschlag gegen die Cantonesen vor. Durch die überhastete Anordnung seiner Reformen, durch seine ganze jugendliche Unerfahrenheit brachte der Kaiser sich selbst in's Verderben und lieferte, ohne es zu ahnen, gerade dadurch, daß er so leidenschaftlich nach der Rettung seines Landes und seines Volkes strebte, seinen Feinden den mit Beflissenheit gesuchten Vorwand zu seiner Beseitigung. Die Absetzung des Kaisers ging von der Gegenpartei der Cantonesen aus. Das läßt sich aus gewissen Einzelheiten des kritischen Tages ersehen, welche beweisen, daß das Bestreben vorwaltete, die Cantonesen in den Sturz des Kaisers zu verwickeln. Das Haus des Chefs der Cantonesen-Partei, des Tschang-yin-huan, wurde von Soldaten umstellt und durchsucht. Das Gerücht, der junge Cantonese Kang-Yu-Wei habe einen Giftmord-Versuch gegen den Kaiser begangen, ist wahrscheinlich gleichfalls von der Partei des Li-Hung-Tschang ausgesprengt worden. Kang-Yu-Wei soll übrigens in der That die Flucht ergriffen haben. Tschang-yin-huan ist auf's Höchste entrüstet über die ihm zu Theil gewordene Behandlung. Auch sonst sind die Cantonesen sehr erregt, und Gährungen in Süd-China scheinen nicht ausgeschlossen.

Auf die erste Nachricht von der Krisis in Peking sind sieben engliche Kriegsschiffe unter dem Kommando eines Admirals außerhalb der Barre des Pei-ho eingetroffen und haben sich vor die Taku-Forts gelegt. Aber die Engländer werden sich wohl

hüten, diese chinesischen Forts zusammenzuschießen; denn auf die englischen Schüsse würden die russischen Kanonen die Antwort nicht schuldig bleiben.

---

2. Was man in Peking dazu sagt.

Peking, 30. September.

Das Bestehen einer starken Reformpartei macht sich in Peking bereits seit einiger Zeit bemerkbar. Ein Hauptelement derselben sind die Cantonesen. Der praktische Geist, der die südchinesische Handels-Metropole erfüllt, macht es natürlich, daß gerade Leute aus Canton es waren, welche sich der Schäden des Reiches in besonders reger Weise bewußt wurden und welche am Eifrigsten auf Mittel und Wege sannen, um Abhilfe für diese Schäden zu finden. Der Kaufmann braucht Freiheit und Fortschritt, schon deshalb, weil mit der Entwickelung des Staates auch seine Geschäfte sich entwickeln. Daß also in China die Reformbewegung von der großen Kaufmannsstadt Canton ausgeht, ist auch aus dem Grunde erklärlich, weil der Kaufmann der Erste wäre, der von den Reformen profitiren würde. Dazu kommt, daß die Cantonesen eben durch ihren Handel in fortwährenden Beziehungen zu den Europäern stehen und daß sie in nächster Nachbarschaft, nur wenige Stunden Dampferfahrt entfernt, die englische Kolonie Hongkong haben. Unter diesen Einflüssen hat sich in den besten Köpfen von Canton allgemach ein europäisirender Liberalismus herausgebildet. Entsprechend der Bedeutung ihrer Stadt sind die Cantonesen am chinesischen Hofe eine mächtige Coterie. Tschan-yin-huan war bis zum Ausbruch der Krisis das Haupt dieser Gruppe.

Ein zweites Element der Reformpartei bilden die jungen chinesischen Schriftgelehrten. Die Elite der chinesischen Jugend, die Tüchtigsten und Rührigsten aus dem jungen Literatenthum, empfinden tief das Elend und die Schmach ihres Landes und träumen von einer besseren Zukunft. Sie wollen das Volk aus seinem Schlummer aufrütteln und wollen die öffentlichen Zustände bessern. Wie in der Türkei die Jung-Türken ihr Vaterland durch Reformen vor dem

drohenden Zerfall und der Fremdherrschaft retten möchten, haben sich in China während der schweren Noth der letzten Zeit die Jung-Chinesen zusammengefunden, die für ihr Land Aehnliches erstreben. Diese Jung-Chinesen haben freilich kein klares Bewußtsein dessen, was noththut. Sie sind niemals in Europa gewesen, und ihr Gehirn, das mit chinesischem Wulst und Blödsinn vermauert ist, ringt vorläufig noch vergebens nach Befreiung. Jedenfalls haben sie sich schon zu der Ueberzeugug durchgearbeitet, daß es nicht mehr angeht, das ganze soziale und staatliche Leben China's auf die confucianischen Klassiker zu begründen; und wenn sie auch Europa nicht kennen, so ahnen sie, daß das, was sie für ihr Land anstreben müssen, in der europäischen Richtung liegt. Die Reformbewegung unter den jungen chinesischen Literaten ist bereits so mächtig, daß ihre Eindämmung kaum mehr möglich sein dürfte; und in den diplomatischen Kreisen von Peking hört man sogar die Ansicht aussprechen, diese Bewegung werde zweifellos zu Resultaten führen, und sollten auch noch Ströme Blutes, des besten Blutes von China, vorher fließen.

Durch den jungen Literaten Kang-Yu-Wei, der zugleich Cantonese ist, also in beiden Reform-Lagern steht, haben die Bestrebungen dieser Kreise auch über den Kaiser Macht gewonnen. Der Kaiser hat eine herzliche Freundschaft zu seinem Altersgenossen Kang-Yu-Wei gefaßt; und da er sowohl den Jahren als der ganzen Richtung seines Temperaments nach mit den jungen Stürmern und Drängern sympathisirt, da ihm ferner durch den Besuch des Prinzen Heinrich jenes Europa, von welchem Kang-Yu-Wei und seine Gesinnungsgenossen träumen, auf einmal in sympathischer Gestalt von Angesicht zu Angesicht erschienen ist, so ist der Kaiser allmählich selbst der Eifrigste unter den Jung-Chinesen geworden.

In diese große Gährung mischt sich endlich noch eine antidynastische Strömung. Den Chinesen ist es bekanntlich nur drei Jahrhunderte lang vergönnt gewesen, unter einer nationalen, chinesischen Dynastie zu leben. Das waren die Ming-Kaiser, deren Regierungszeit (1368—1644) darum auch heut noch in den Volksgesängen und auf den Theatern als die große Epoche, als das heroische Zeitalter gefeiert wird. Vor den Ming-Kaisern wurde China durch mongolische Herrscher regiert, die Ming-Kaiser aber wurden durch mandschurische Heerführer vertrieben, deren Nachkommen

noch zur Stunde auf dem chinesischen Kaiserthrone sitzen. Jetzt erwacht nun auf einmal der alte historische Gegensatz zwischen Chinesen und Mandschuren, der Jahrhunderte lang geschlummert hat. Die liberalen Bestrebungen der jungen chinesischen Generation finden ihre erbittertsten Gegner in den alt-mandschurischen Elementen des Hofes, welche so reaktionär gesinnt sind, wie dies Leuten vom alten Adel zukommt. Die mandschurischen Hof-Junker und die Tataren-Generale wollen nichts von Reformen wissen. Die Kaiserin Witwe, die vor der Mündigkeit des jetzigen Kaisers die Regentschaft geführt hat, ist die Seele dieser reaktionären Partei. So ist denn jetzt wieder einmal Chinesenthum und Mandschurenthum in scharfen Antagonismus gerathen; und wie vor Jahrhunderten, repräsentiren auch heut in diesem Streite die Chinesen die höhere Kultur, die Mandschuren aber den Militarismus mit aller seiner Bornirtheit und Brutalität. Die jungen chinesischen „intellectuels" sind in solcher Weise dazu geführt worden, eine Agitation gegen das mandschurische Herrscherhaus zu beginnen. Diese Agitation hat bereits in einem bedenklichen Maße auf das Volk übergegriffen, das in China für dynastische Fragen sich noch am Ehesten einsetzt. Insgeheim schleicht heut der Gedanke, eine nationale chinesische Dynastie auf den Thron zu erheben, durch das ganze Reich. Der Boden, auf dem das gegenwärtige Kaiserhaus steht, ist allmählich recht schwankend geworden, und unter den Diplomaten in Peking wird auch die Ansicht laut, daß die Dynastie in Zukunft ihren Sturz wahrscheinlich nur dadurch wird vermeiden können, daß sie das Ausland zu Hilfe ruft.

Rath, Aufmunterung, jede Art von Unterstützung fand die chinesische Reformpartei bei den Japanern. Diese stehen hinter der ganzen Reform-Bewegung in China und haben auch bei der jetzigen Krisis die Hand im Spiel. Es ist sicher kein bloßer Zufall, daß gerade in den Tagen, wo die Reform-Partei ihren Hauptschlag führen wollte, der Marquis Ito, der frühere japanische Ministerpräsident und der Vertraute des Mikado, in Peking weilte, angeblich um seinem alten Freunde Li-Hung-Tschang den längst geschuldeten Gegenbesuch zu machen. Der Marquis Ito ist allerdings schon wieder nach Hause gefahren. Vor seiner Abreise hat er einen der europäischen Gesandten in Peking besucht

und hat diesem sein Herz ausgeschüttet: wie degoutirt er sei von Allem, was er in der chinesischen Hauptstadt habe mit ansehen müssen, und wie er heimkehre in der Ueberzeugung, daß mit China nichts anzufangen sei. Die chinesische Reformpartei wird also von den Japanern geschoben, und hinter den Japanern schieben wieder die Engländer. Die Japaner haben, wie es scheint, wirklich die ehrliche Absicht, China zu reformiren. Sie glauben an die Reformen, weil sie ihnen ja selbst geglückt sind. Sie rechnen ferner darauf, daß China, wenn es den Weg der Reformen einzuschlagen sich entschließt, sich der Japaner als Rathgeber und Lehrmeister bedienen wird, so wie die Japaner sich seinerzeit der Europäer bedient haben. In dieser Weise würde Japan die Leitung der chinesischen Angelegenheiten zum guten Theil in die Hand bekommen. Vor Allem aber will Japan, daß China bündnißfähig werde. Denn das große Ziel der japanischen Politik ist die Verdrängung der Fremden aus Ostasien. Japan will sich zum Vorkämpfer einer asiatischen Monroe-Doctrin machen, welche Asien für die Asiaten in Anspruch nimmt; und Japan im Bunde mit einem nach japanischer Art reformirten, japanischen Inspirationen gehorchenden und zugleich wirklich kriegstüchtigen China würde einen mächtigen Damm gegen jeden europäischen Anprall bilden.

Darum wollen die Japaner also China reformiren. Sie haben die chinesische Reformpartei insofern nicht gut berathen, als sie ihr nicht in allererster Linie Mäßigung und langsames Vorgehen anempfohlen haben. Die Reform-Dekrete des von den jungen Hitzköpfen beeinflußten Kaisers folgten sich in verhängnißvoller Ueberstürzung. Eine der letzten Verordnungen betraf die Aufstellung eines jährlichen Budgets, in welchem alle Einnahmen und Ausgaben des Reiches genau verzeichnet sein sollten. Schließlich bereitete der Kaiser die Erlassung einer Verordnung vor, durch welche allen Mandarinen vom ersten bis zum dritten Grade anbefohlen werden sollte, sich die Zöpfe abzuschneiden und europäische Kleidung anzulegen. Dadurch brach eine gute Zeit an für die in Peking lebenden europäischen Liebhaber von chinesischen Kuriositäten. Denn die hohen chinesischen Beamten begannen thatsächlich bereits, ihre Kleider zu verkaufen oder zu

verpfänden, und man konnte einige Tage lang bei den Kuriositätenhändlern in Peking kostbare chinesische Seidengewänder zu Spottpreisen bekommen. Der Kaiser selbst legte europäische Kleider an, die ihm Tschang-yin-huan in den Palast gesandt hatte.

Das war der letzte Tropfen, der das Gefäß zum Ueberlaufen brachte; oder vielmehr: es war der Vorwand zur Krisis. Die Krisis wäre vielleicht deshalb noch immer nicht ausgebrochen, wenn die Reformpartei nicht so unvorsichtig gewesen wäre, auch mächtige persönliche Einflüsse gegen sich aufzubringen. Der Kaiser wurde dazu beredet, den alten Li-Hung-Tschang zu entlassen. Die inneren und äußeren Ursachen, welche den Sturz dieses Staatsmannes bewirkten, sind oben bereits ausführlich dargelegt worden. Er fiel, weil die Cantonesen ihn beseitigen wollten und weil die Engländer auf seine Entlassung drangen.

In den Gesandtschaften von Peking glaubt man, daß die Engländer mit ihrem Vorgehen gegen Li-Hung-Tschang einen politischen Fehler gemacht haben. Thatsächlich sagte in offener Sitzung des Tsung-li-yamen der englische Gesandte dem Li-Hung-Tschang auf den Kopf zu, daß er von Rußland Geld genommen habe. Dies bot den Feinden des Li-Hung-Tschang am chinesischen Hofe wieder eine willkommene Gelegenheit, um ihn vor dem Kaiser der Bestechlichkeit anzuklagen und seine Entlassung zu fordern. Aber man meint in Peking, daß die Engländer besser gethan hätten, sich mit Li-Hung-Tschang in einer anderen Weise abzufinden. Li-Hung-Tschang ist von Haus aus weder russisch noch englisch gesinnt. Da er nun der Freund der Russen geworden ist, weil sie seine Freundschaft entsprechend honorirt haben, so hätten die Engländer versuchen sollen, aus Li-Hung-Tschang durch Ueberbietung des russischen Honorarsatzes einen Freund Englands zu machen. Bei der bekannten Vorurtheilslosigkeit des alten chinesischen Staatsmannes wäre dieser Versuch sicher nicht mißglückt. Jetzt, wo Li-Hung-Tschang durch die Engländer zu Fall gekommen, ist er deren erklärter Feind geworden; und diese Gegnerschaft ist nicht zu unterschätzen, wenngleich Li-Hung-Tschang wohl nicht so bald in Amt und Würden wieder eingesetzt werden wird, weil die Chinesen viel zu klug sind, um die Engländer in so direkter Weise herauszufordern. Die Cantonesen, die auch am Sturze des Li-Hung-Tschang gearbeitet hatten, schädigten

dadurch die Sache der Reformen, für die sie thätig waren. Man kennt Aeußerungen, die Li-Hung-Tschang noch kurz vor seiner Entlassung gethan und in denen er sich eher für, als gegen die Reformen ausgesprochen hat: gewiß könne in China Manches zur Besserung der Verhältnisse geschehen, nur müsse man auch die alten Traditionen und den konservativen Geist des Landes berücksichtigen und dürfe nicht Hals über Kopf vorgehen 2c. Nachdem Li-Hung-Tschang aber durch die Reformpartei aus seinem Amte gedrängt worden war, trat er sofort offen auf die Seite der Kaiserin Witwe.

Der Hauptschlag, den die Reformpartei plante, sollte gegen die Kaiserin-Witwe geführt werden. Das erst führte den dramatischen Wendepunkt herbei. Die Kaiserin-Witwe hatte sich bisher den Kundgebungen der neuen Aera gegenüber passiv und abwartend verhalten. Aber sie ist eine Frau von seltener Energie. Und als sie sich persönlich bedroht sah, war sie sofort zur That bereit. Der Kaiser hatte es zugelassen, daß die Situation die Gestalt eines Vernichtungs-Kampfes zwischen ihm und der Kaiserin-Witwe annahm. Einer von Beiden mußte gehen, die alte Kaiserin oder der Kaiser. Die alte Kaiserin ging auf den Kampf ein, setzte sich mit voller Kraft zur Wehr, kam durch rasches Handeln dem gegen sie gerichteten Anschlag zuvor, und am Ende hat der Kaiser weichen müssen und die alte Kaiserin ist geblieben.

Die Reformpartei hatte geplant, daß die Kaiserin-Witwe nach Mukden verbannt werden sollte. Um diesen großen Coup auszuführen, mußte man sich zunächst einer ausreichenden Militärmacht versichern. Der chinesische General Yu-lu, der ein Lager im Süden von Tiensin befehligt und als Freund der Reformen gilt, weil er in seinem Lager einige europäische Unteroffiziere als Instruktoren angestellt hat, wurde in's Vertrauen gezogen, und es wurde ausgemacht, daß er zum Schutz des Kaisers mit seinen Truppen nach der Hauptstadt kommen sollte. Der General kam auch wirklich nach Peking. Nur beging er die kleine Vergeßlichkeit, daß er seine Truppen nicht mitbrachte. Auch sonst ließ er sich einige Ungenauigkeiten in der Ausführung der mit ihm verabredeten Aktion zu Schulden kommen. Er begab sich nämlich nicht in den Palast des Kaisers, sondern in den der Kaiserin-Witwe

und machte ihr Mitteilung von Allem, was gegen sie in Vorbereitung war.

Die Kaiserin-Witwe ging zur Offensive über, ohne auch nur einen Moment zu verlieren. Sie ließ von den ihr ergebenen Truppen den Palast des Kaisers umstellen, drang in dessen Gemach ein, riß ihm die europäischen Kleider vom Leibe und zwang ihn, das Dekret zu unterzeichnen, welches sie zur Mitregentin ernennt. Jetzt sitzt sie wieder auf dem Thron, die neu gewonnene Macht aber muß ihr zuerst dazu verhelfen, ihre Rachegelüste zu befriedigen. Die harte Frau verlangt nach Blut, und der Henker bekommt große Arbeit. Für alle Diejenigen, die in China nach Neuerungen und Besserungen streben, hat eine Schreckenszeit begonnen. Der ganze junge Freundeskreis des Kaisers soll durch das Schwert des Scharfrichters ausgerottet werden. Dieselben blutigen Verfolgungen richten sich gegen die Mitglieder der Cantonesen-Partei. Zuerst sind sechs junge Literaten, die Alle bereits auf den unteren Stufen der höheren Beamten-Laufbahn im Staatsdienst standen, ins Gefängniß geworfen worden. Unter ihnen befand sich der Bruder des jungen Kang-Yu-Wei, des Freundes des Kaisers, und der Sohn eines Vizekönigs. Im beschleunigten Verfahren wurde ihnen der Prozeß gemacht; sie wurden zum Tode verurtheilt. Nach ihrer Schuldigsprechung wurden sie der Kaiserin-Witwe vorgeführt, die sie mit wüthenden Vorwürfen überschüttete. Einer der Verurtheilten antwortete der Kaiserin mit flammenden Worten und rief ihr am Ende zu, daß sie das Verderben China's sei. Am nächsten Morgen wurden die sechs Jünglinge hingerichtet. Fünf starben mit ungebrochenem Muthe, nur Einer bekam im letzten Augenblicke Angst vor dem Tode. Alle haben vor der Vollstreckung des Blutsurtheils erklärt, sie hätten das Beste ihres Landes gewollt, und man werde in späteren Jahren ihrer gedenken und einsehen, daß sie im Rechte gewesen seien.

Kang-Yu-Wei selbst hat sich der Hinrichtung durch die Flucht entziehen können. Er ist mit der Bahn von Peking nach Tientsin entkommen, hat an der Barre des Pei-ho einen der englischen Postdampfer erreicht, welche den Dienst zwischen Tientsin und Shanghai versehen, ist vor der Einfahrt nach Shanghai in Wu-sung von einem englischen Kanonenboot aufgenommen, von diesem

dann an Bord des nach Hongkong abgehenden Postdampfers gebracht worden und wird von dort aus demnächst nach Japan gehen.*)

Zugleich mit den sechs jungen Literaten, welche als die ersten Opfer gefallen sind, wurde auch Tschang-yin-huan verhaftet. Um die Bedeutung dieser Thatsache zu würdigen, muß man bedenken, daß Tschang-yin-huan als das angesehenste Mitglied des Tsung-li-yamen galt, daß er in allen Gesandtschaften von Peking als hochgeschätzter Gast verkehrte und daß er im vorhergehenden Jahre erst nach Europa gesandt worden war, um China bei dem Jubiläum der Königin von England als außerordentlicher Bevollmächtigter zu vertreten. Auch Tschang-yin-huan wurde nach summarischem Prozesse zum Tode verurtheilt. Jetzt aber erhoben der englische und der japanische Gesandte energischen Einspruch. Erst durch Aufbietung ihres ganzen Einflusses konnten sie es durchsetzen, daß das Todesurtheil nicht vollstreckt wurde. Wie ein gemeiner Verbrecher wurde Tschang-yin-huan nunmehr nach Turkestan verbannt.**)

Was weiter werden wird, weiß Niemand zu sagen. Fast jeder Tag bringt Ueberraschungeu. Zunächst stehen wohl noch zahlreiche Hinrichtungen bevor. Aber mit Blut hat sich noch niemals eine freiheitliche Bewegung unterdrücken lassen; und wenn es in den Geistern einmal anfängt, Tag zu werden, bleibt alle Gewalt ohnmächtig. Diese Erfahrung wird schließlich auch wohl China machen.

---

*) Die Japaner nahmen Kang-Yu-Wei und einige seiner Freunde bei sich auf, weil sie hofften, sich derselben bei ihren Umtrieben in China bedienen zu können. Aber es scheint, daß dieser Plan zu Enttäuschungen geführt hat. Der japanische Minister des Auswärtigen, Graf Aoki, den ich einige Wochen später in Tokyo sprach, drückte sich nicht gerade enthusiastisch über die jungchinesischen Reformatoren aus. „Wir lassen sie frei herumlaufen," sagte er, „wir hindern nnd binden sie nicht. Denn es sind politische Flüchtlinge. Aber sie geberden sich gar zu radikal und machen mir den Eindruck von unreifen Köpfen. Mit diesen Leuten ist gar nichts anzufangen."

**) Es heißt, daß Tschang-yin-huan auf dem Wege nach Turkestan doch noch getödtet worden ist.

3. Die Belästigungen der Fremden.

Peking, 4. Oktober.

Der Aufenthalt in Peking gestaltet sich jetzt etwas ungemüthlich für Jemand, der nicht die Vorsicht besessen hat, als Chinese auf die Welt zu kommen. Die Bevölkerung beginnt die Europäer anzugreifen. Sobald die öffentlichen Angelegenheiten schief gehen, sind die Ausländer schuld. Man hat dies in Europa, namentlich in Frankreich, so oft miterlebt, daß man in China nicht davon überrascht sein darf. In Peking ist wohl außerdem noch von oben her das Volk gegen die Fremden aufgehetzt worden, was ein beliebtes Mittel der chinesischen Staatskunst ist, wenn die Zeiten schwierig werden. Solange das Volk den Fremden nachstellt, läßt es die eigene Regierung in Ruhe. Zugleich hat vielleicht auch die Reform-Partei, welche bei der Palast-Revolution unterlegen ist, aufregende Gerüchte ausgestreut, um den Pöbel zu Angriffen gegen die Fremden zu verleiten und dadurch ein direktes Eingreifen der europäischen Mächte herbeizuführen.

Angefangen haben die Unruhen am Tage, nachdem der ehemalige japanische Ministerpräsident Marquis Ito die Stadt verlassen hatte. Zugleich mit dem Marquis Ito waren etwa vierzig andere Ausländer abgereist, von denen nur ein kleiner Theil zum Gefolge des japanischen Staatsmanns gehörte. An jenem Tage war nämlich Cricket-Match in Tientsin, und mehrere Engländer aus Peking, welche diesem Sport-Ereigniß beiwohnen wollten, waren durch dieses zufällige Zusammentreffen genöthigt, sich gleichzeitig mit dem Marquis Ito nach dem Bahnhof zu begeben. Der Weg zum Bahnhof führt durch die Hauptstraße der Chinesenstadt, die immer voll von Menschen ist und die zu jener Zeit noch besonders volkreich war, weil gerade die chinesischen Mond-Feiertage stattfanden und sich infolge dessen viele Müßiggänger in den Gassen herumtrieben. Die außergewöhnlich große Anzahl von Fremden, die nach dem Bahnhof zogen, fiel der Menge auf, und bald darauf begannen Gerüchte durch die Stadt zu laufen, welche besagten: der Kaiser habe, erbittert über ihre gegen China gerichteten Umtriebe, alle Fremden aus dem Lande gewiesen.

Am folgenden Tage, am Donnerstag den 29. September, traf ich selbst in Peking ein. Im Bahnzuge war ich der einzige Eu-

ropäer gewesen, und ganz allein hielt ich meinen Einzug durch die Tausende von Chinesen. Ich hatte mir eine Sänfte zur Bahn kommen lassen, da ich etwas unwohl war und deshalb nicht einen der Karren besteigen konnte, die in Peking den Wagenverkehr besorgen und in deren auf keinen Federn ruhenden Kasten dem Fahrgast alle Eingeweide durcheinander geschüttelt werden. Eine Sänfte ist in China eine so gewöhnliche Straßen-Erscheinung, wie bei uns eine Droschke. Es war daher unerklärlich, daß ich auf dem Wege vom Bahnhof nach der Stadt gar so sehr angegafft wurde. Die Leute traten aus den Thüren der Häuser heraus und zeigten mit Fingern nach dem Tragstuhl. Als ich in der Hauptstraße der Chinesenstadt anlangte, schien meine Ankunft zu einem Volksfest zu werden. Von allen Richtungen eilte die Menge herbei, stellte sich zu beiden Seiten des Weges auf und machte Kommentare, die anscheinend des Wohlwollens ermangelten.

Kurz vor dem gewaltigen Thore, das die Chinesenstadt gegen die Mandschurenstadt abschließt, führt die Straße über eine schmale steinerne Brücke. Das war die böseste Stelle. Ein dichter Haufen hatte sich hier angesammelt und wartete auf mein Erscheinen. Die Brücke geht ein wenig bergauf. Sowie meine Kulis die Höhe erreicht hatten, beugten sich Hunderte von Köpfen über die Sänfte, und es entstand Hohngelächter und wüstes Geschrei. Ich habe bei solchen Gelegenheiten ein gutes System, das sich bereits mehrfach in China bewährt hat: Wenn man Hohn lacht, so lache ich wieder, und bleibe ruhig und sehr liebenswürdig. Auf diese Weise wurde auch hier die gefährliche Passage ohne weiteren Unfall überwunden. Als ich das Thor der Mandschuren-Stadt hinter mir hatte, war das Aergste vorüber. Auf der Brücke dürften allerdings durchaus nicht schmeichelhafte Meinungen über meine Person geäußert worden sein. Aber wenn man erst einmal über die Brücke hinweg ist, braucht man sich nicht um das zu bekümmern, was die Leute auf der Brücke von Einem reden. Das ist eine weise Lebensregel, die sich auf's Allgemeine ebenso anwenden läßt, wie auf diesen speziellen Fall. Die Hauptsache ist eben immer: über die Brücke zu kommen.

Am selben Nachmittag, an dem ich meinen Einzug in Peking hielt, waren bereits die ersten Angriffe auf Europäer an anderen Punkten der Stadt vorgekommen. Die Frau des italienischen Ge-

schäftsträgers ließ sich in ihrer Sänfte nach dem Pe-tang, der nördlichen katholischen Kirche, tragen. (Es giebt vier katholische Kirchen in Peking, welche in den vier Himmelsrichtungen liegen und nach diesen benannt sind: die nördliche, die südliche, die östliche und die westliche Kirche). Unterwegs wurde sie plötzlich von einem Volkshaufen umringt. Unter dem Geschrei „Schlagt die Europäerin todt!" suchte der Mob auf die Sänfte einzudringen. Wäre die Dame in Angst gerathen und aus der Sänfte gestiegen, so wäre sie in die Hände des Pöbels gefallen und wäre verloren gewesen. Die muthige junge Frau blieb jedoch ruhig sitzen und überließ ihre Vertheidigung den Sänften-Kulis und den chinesischen Reitknechten der Escorte, die sich als treue Diener bewährten. Die Reitknechte bildeten mit ihren Rossen und ihren Leibern einen Wall vor ihrer Herrin, die Kulis stießen das Volk zurück, indem sie zugleich die Sänfte rasch weiter trugen. Auf die Dienerschaft hagelten die Steine nieder, aber bald war die Sänfte ihren Angreifern entronnen. Zur selben Zeit wurde an einer anderen Stelle der französische Bischof Mgr. Favier angefallen, der sich gleichfalls in seiner Sänfte befand, und konnte ebenso nach einigen bedrohlichen Augenblicken sich in Sicherheit bringen.

Am nächsten Tage, am Freitag den 30. September, wurde es ganz schlimm. Mit dem Postzuge aus Tientsin war eine englische Dame, Mrs. Beaton, heraufgekommen, welche in Peking eine ihrer Freundinnen besuchen wollte, deren Mann im Zolldienst angestellt ist. Die Dame war am Bahnhof von einem ihrer Bekannten, einem Mr. Mortimer, in Empfang genommen worden. Mrs. Beaton fuhr in einer Karre nach der Stadt, Mr. Mortimer schritt dem Gefährt zur Seite. In der Hauptstraße der Chinesenstadt werden sie von dem zusammenlaufenden Volk mit Beschimpfungen empfangen. Ein dichter Schwarm läuft neben dem Karren her. An der oben beschriebenen steinernen Brücke geht das Pack plötzlich zu Thätlichkeiten über. Der Haufen theilt sich. Die Einen umringen den Mr. Mortimer, trennen ihn von dem Karren, überschütten ihn mit Steinen und schmieren ihm Koth in's Gesicht. Mr. Mortimer sucht sich gegen die Uebermacht zu vertheidigen, indem er mit seinem Stocke um sich haut. Die Anderen eröffnen zuerst auf den Karren ein Stein-Bombardement. Die chinesische

Kammerfrau, die Amah, welche vorn sitzt, muß den größten Theil der Geschosse auffangen. Aber sie weicht und wankt nicht, und auch hier zeigt sich die chinesische Diener-Treue im schönsten Lichte. Nachdem alle Munition verschossen ist, rückt das Gesindel unter wildem Geheul direkt auf den Karren los. Einer greift durch's Fenster hinein und reißt der Mrs. Beaton den Aermel vom Kleide. Die Uebrigen machen den Versuch, das Gefährt von der hohen Brücke herunter in's Wasser zu stürzen. Schon hängt ein Rad über die Brüstung hinaus. Mrs. Beaton erzählt, in diesem Augenblick habe sie die Ueberzeugung gehabt, es sei um sie geschehen, und dabei sei ihr nur noch der Gedanke durch den Kopf geflogen, daß es doch traurig sei, auf so niederträchtige Weise umzukommen, wie eine in der Falle gefangene Maus, die ertränkt wird. In dieser höchsten Noth naht die Rettung. Zufällig befinden sich in der Nähe Freunde des chinesischen Fuhrmannes, dem der Karren gehört. Sie brechen sich durch die Menge Bahn, reißen den Uebelthätern den Karren aus den Fäusten, der Kutscher haut auf sein Maulthier, das Volk giebt Raum, und im gestreckten Trabe geht es von dannen. Mr. Mortimer, dem es zu gleicher Zeit gelungen ist, sich von seinen Widersachern freizumachen, läuft dem Karren nach und schwingt sich im Fahren hinauf. Hinter den Enteilenden fliegen die Steine her.

Kurz nachher kommen dort einige Amerikaner vorüber, die zu Pferde von der Bahn nach der Stadt traben. Sie werden auf einer Strecke von fast einer Viertelstunde gesteinigt. Alle erhalten Verletzungen, Einem wird durch einen wuchtigen Steinwurf eine Rippe zerbrochen. In der Nähe steht chinesische Polizei und schaut den Ereignissen mit Gemüthsruhe zu. Die Amerikaner rufen ihre Hilfe an, die Polizisten thun, als verstünden sie nicht, und rühren sich nicht vom Flecke.

Am Samstag dem 1. und Sonntag dem 2. Oktober dauerten die Ruhestörungen fort. Der spanische Gesandte, welcher Doyen des diplomatischen Corps ist, wurde auf dem Wege nach dem Tsung-li-yamen von Soldaten verhöhnt. Einige machten sich sogar den niedlichen Scherz, ihre Gewehre auf den Gesandten anzulegen. In Peking befinden sich gegenwärtig viele chinesische Soldaten, welche die Kaiserin-Wittwe dort zusammengezogen hat, um ihren Staats-

streich auszuführen. Man hat bemerkt, daß bei allen Unruhen diese Hüter der Ordnung als die Hauptbetheiligten, wenn nicht gar als die Rädelsführer, figuriren. Auch mehrere Chinesen wurden mißhandelt, die in den Gesandtschaften angestellt sind. Die Gesandtschaften müssen sich nämlich einige chinesische Literaten halten für die Reinschrift der chinesischen Dokumente. Denn so vollendet auch die Dolmetscher, namentlich die deutschen, mit der chinesischen Sprache Bescheid wissen, so hat es doch noch kein Europäer bis zur Beherrschung der chinesischen Kalligraphie bringen können. Zwei von diesen Literaten, Einer von der englischen und Einer von der italienischen Gesandtschaft, wurden auf der Straße von einer Schaar unbekannter, den besseren Ständen angehöriger Chinesen umringt, geprügelt und dann wieder freigelassen mit der Drohung: wenn sie fortfahren würden, den fremden Gesandten Dienste zu leisten, so würde man sie ebenso todtschlagen, wie ihre Herren. Weitere Angriffe wurden gerichtet gegen einige Franzosen und auch gegen einige Japaner.

Sobald die Nachrichten von den ersten Attentaten eingelangt waren, traten die Gesandten zu einer Berathung zusammen. Nach längerer Debatte wurde der Text einer Collectiv-Note aufgesetzt, die sofort an das Tsung-li-yamen gerichtet werden sollte. Die Note signalisirte der chinesischen Regierung die Angriffe der Bevölkerung gegen die Europäer, verlangte auf das Energischeste Schutz für die Ausländer, wies darauf hin, daß die Situation sehr ernst sei und daß verhängnißvolle Konsequenzen für China daraus erwachsen könnten, und forderte schließlich die Regierung auf, die angeordneten Schutzmaßnahmen den Gesandten mitzutheilen. Was die Lage besonders bedenklich machte, war der Umstand, daß infolge der Krisis das Tsung-li-yamen, das seine hauptsächlichsten Mitglieder verloren hatte, im Auseinanderfallen begriffen schien, und daß eigentlich eine chinesische Regierung, die man hätte zur Verantwortung ziehen können, zur Zeit gar nicht bestand. Da nun sogar die Gesandtschaften bedroht wurden, warteten die Vertreter der fremden Mächte die Antwort des Tsung-li-yamen nicht erst ab, sondern gingen daran, auf eigene Faust Sicherheitsvorkehrungen zu treffen.

In diesen Tagen sind vor dem Hafen von Taku, in dessen Nähe die Bahnlinie, welche nach Peking führt, ihren Anfang nimmt,

Kriegsschiffe fast aller Nationen eingetroffen. Auch die „Kaiserin Augusta“ machte sich bereit, von Kiautschou nach Taku abzudampfen, und der Prinz Heinrich, als kommandirender Admiral des deutschen Geschwaders, theilte dem deutschen Gesandten in Peking telegraphisch mit, daß die „Kaiserin Augusta“ zu seiner Verfügung stehe und den Befehl habe, ein Detachement nach Peking zu senden, sobald der Gesandte darum ansuchen würde. Freiherr von Heyking, der auch in diesen schwierigen Verhältnissen seine Ruhe und Besonnenheit bewahrt hat, ist zur Stunde noch ungewiß, ob er die deutschen Marinesoldaten nach Peking berufen wird. Er will jedenfalls nicht der erste Gesandte sein, der ausländisches Militär nach Peking führt. Wenn die englischen und russischen Truppen kommen, so werden natürlich auch die deutschen erscheinen. Die Ankunft der englischen Matrosen und der aus Port-Arthur heraufbeförderten Kosaken wird nun zwar jeden Morgen als am Nachmittag bevorstehend angekündigt, ist jedoch bis heut noch nicht erfolgt. Vielleicht haben der englische und der russische Gesandte ähnliche Bedenken wie der deutsche, und vielleicht will von diesen gleichfalls Keiner der Erste sein, der Militärmacht herbeiruft.

Inzwischen hat sich aber auch die chinesische Regierung gerührt. Ihre Abgesandten haben den Verletzten, namentlich der Mrs. Beaton, Entschuldigungen überbracht; dann sind sie beim diplomatischen Corps herumgegangen und haben demüthig gebeten, man solle nur ja keine Truppen kommen lassen und solle der chinesischen Regierung vertrauen, die überall Polizei aufstellen und auch sonst jede Garantie für die Aufrechthaltung der Ordnung bieten werde. Schließlich ist es nicht unbedenklich, Detachements von ausländischen Schiffen nach Peking zu bringen, in einer Zeit, wo die Bevölkerung erregt ist. Denn die Anwesenheit fremder Truppen kann leicht ein Anlaß werden, um diese Erregung zu steigern. So werden also erst die nächsten Tage eine Entscheidung über die Frage der militärischen Besetzung der Gesandtschaften bringen.

Währenddem rekonstituirt sich allmählich die chinesische Regierung. Die Lücken, welche die Krisis in das Tsung-li-yamen gerissen hat, sind durch Neu-Ernennungen ausgefüllt worden. Als Mitglied dieses Staatsrathes ist einer der chinesischen Gesandten aus Europa nach Peking citirt worden. Die übrigen neuen Räthe sind ganz

unbedeutende Männer. Einer von ihnen ist in den Gesandtschaften als hartnäckiger Nein-Sager bekannt.

Im Uebrigen dauert die Wirrniß fort. Der Kaiser wird in seinem Palast gefangen gehalten. In den „westlichen Gärten" befindet sich eine Insel, die früher durch eine Brücke mit dem Gestade verbunden war. Nach dieser Insel hat man den unglücklichen jungen Monarchen geschafft. Die Brücke ist zerstört worden, und um dem Gefangenen das Essen zu bringen, wird eine Planke über das Wasser gelegt, die dann wieder weggezogen wird.*) Die Kaiserin-Witwe regiert. Sie verkündet pathetisch in den Edikten, die sie erläßt, daß die Zeit der Neuerungen durchaus nicht beendet sei und daß sie das begonnene Werk der Reformen fortsetzen werde. Aber Jedermann weiß, daß das nur leere Worte sind. In Wirklichkeit hat die Mandschu-Clique die Macht in Händen und führt ein Schreckensregiment. Die hohen chinesischen Beamten sind alle von Angst wie gelähmt, und Keiner wagt den Mund aufzuthun. Vor Kurzem wurde Herr Yintchang, der (früher schon erwähnte) Direktor der Militär-Akademie von Tientsin, nach Peking beschieden, weil eine Differenz mit Deutschland wegen der Grenze des Kiautschou-Gebiets besteht, über die man sein Gutachten wünscht. Herr Yintchang ist auf der deutschen Gesandtschaft gern gesehen und hat es sich auch stets zur Ehre gerechnet, dort zu verkehren. Diesmal hat er sich nicht getraut, sich blicken zu lassen, und hat die Herren von der Gesandtschaft gebeten, ihm, wenn sie es gut mit ihm meinten, nur um Himmelswillen keine Einladungen zugehen zu lassen. Das ist ein kleiner Zug zur Illustrirung der herrschenden Stimmung. Selbst der große Li-Hung-Tschang hüllt sich in undurchdringliches Schweigen. Die Reformpartei ist nach allen Richtungen zerstoben. Ihre Mitglieder sind auf der Flucht oder halten sich versteckt.

Das nächste Resultat, welches die Regierung der Kaiserin-Witwe für das Land haben wird, dürften finanzielle Schwierigkeiten sein. Die alte Frau ist habgierig und bis zum Unsinn verschwenderisch. Namentlich von der Bauwuth ist sie befallen und hat für Ausbau

*) Auf dieser Insel sitzt der Kaiser noch heut. Er vertreibt sich die Zeit damit, daß er Ziegen abrichtet, durch die Papierfenster seines Häuschens zu springen. Die alte Kaiserin ist sehr böse darüber, daß sie fortwährend Geld für „zersprungene" Fensterscheiben zahlen muß.

und innere Einrichtung von Palästen schon Millionen verausgabt. Einen Theil ihrer Einnahmen hatte sie oft Li-Hung-Tschang zu verdanken. Wenn er nur irgend konnte, hat Li-Hung-Tschang der Kaiserin-Witwe etwas zugesteckt. So erklärt sich die große und standhafte Freundschaft zwischen den Beiden. Die Provinzen sind an der Grenze ihrer Steuerkraft angelangt, und in den Gesandtschaften von Peking glaubt man, daß schließlich die Einsetzung einer internationalen Finanz-Kontrole in China nothwendig werden wird. Wenn Europa erst seine Hand an die chinesischen Finanzen gelegt hat, wird es wohl bald ganz China in der Gewalt haben.

---

4. Sollen die Truppen kommen?

Peking, 5. Oktober.

Jetzt haben die Dinge sich so gewendet, daß die Detachements von den Kriegsschiffen doch noch nach Peking kommen werden. Die Angelegenheit der Soldaten hat folgenden Verlauf genommen:

Als vor wenigen Tagen die Gesandten Berathung abhielten über die gegen die Europäer erfolgten Angriffe, erklärte der russische Geschäftsträger, daß er eine Abtheilung Kosaken nach Peking kommen lassen werde. Sofort ergriff der englische Gesandte das Wort, um mitzutheilen, daß er seinerseits die Landungs-Kompagnie eines Kriegsschiffs in Bereitschaft halte. Daraufhin telegraphirte auch der deutsche Gesandte nach Kiautschou und erhielt umgehend Antwort, daß die „Kaiserin Augusta" nach Taku abgehen werde. Das deutsche Kriegsschiff traf bald darauf an der Mündung des Pei-ho ein. Da aber der Gesandte bemerkt hatte, daß die Vertreter von Rußland und England trotz ihrer entschiedenen Erklärungen mit der Berufung der Truppen zögerten, verständigte er den Kapitän Köllner, der die „Kaiserin Augusta" kommandirt, daß mit der Ausschiffung der Soldaten noch gewartet werden möge.

Gestern nun landete das englische Detachement in Taku. Die dreißig englischen Marinesoldaten unter dem Kommando eines Offiziers bestiegen in Tongku den Zug, der nach Tientsin und Peking gehen sollte. Kaum hatten die Engländer in den Waggons

Platz genommen, so erschien ein chinesischer Beamter, theilte ihnen mit, daß der Zug nicht abgelassen werden würde, und forderte sie zur Räumung der Waggons auf. Die Engländer machten verblüffte Gesichter, ließen sich thatsächlich von dem chinesischen Beamten imponiren und — stiegen aus. Als man dies in Peking erfuhr, wollte man es zuerst kaum glauben. Niemand war im Rath der Gesandten so energisch aufgetreten, wie der bevollmächtigte Minister von England. Das erste Resultat dieser Energie war nun gewesen, daß die englischen Truppen sich gehorsam dem Befehl eines chinesischen Beamten gefügt hatten. Die großen Redensarten, denen keine Thaten folgen, haben überhaupt das System der englischen China-Politik während der letzten Jahre gebildet. Sobald irgend eine Verwicklung sich zeigte, machte England ein furchtbares Gesicht und sandte seine Schiffe von einem Hafen nach einem andern. Die Schiffe fuhren eine Zeit lang spazieren, und dann blieb Alles beim Alten. Rußland hingegen spricht wenig und handelt umso mehr. Darum wird England, das sich, wie es scheint, zu gar keiner That mehr aufraffen kann, in China Schritt für Schritt von Rußland zurückgedrängt. Hätten russische oder deutsche Soldaten im Zuge gesessen, so wären sie sicherlich nicht ausgestiegen. Gerade im jetzigen Augenblick erscheint die englische Nachgiebigkeit gegen die Chinesen besonders unangebracht und bedenklich.*)

Die Gesandten traten zu einer neuen Sitzung zusammen, die beim spanischen Gesandten, dem Doyen des diplomatischen Corps, abgehalten wurde. Am Tage hatten drei chinesische Minister bei den Vertretern der Mächte die Runde gemacht und hatten gebeten, die Berufung von Truppen nach Peking zu unterlassen. Die Gesandten waren geneigt, dem Ersuchen der chinesischen Regierung zu willfahren. Als sie aber vernahmen, daß die chinesische Regierung selbst eingegriffen hatte, um die Abreise der englischen Soldaten nach

*) Der bisherige englische Gesandte in Peking, Sir Claude Macdonald, den man in London für die Unentschlossenheit, welche die englische China-Politik während der letzten Jahre gezeigt hat, mit Recht oder Unrecht verantwortlich zu machen scheint, hat einige Monate nach diesen Vorgängen einen längeren Urlaub angetreten und dürfte wohl nicht mehr auf seinen Posten zurückkehren.

der Hauptstadt zu verhindern, änderten sie ihre Auffassung von der Sache. Wenn sie jetzt auf die Truppen verzichtet hätten, so hätte das so ausgesehen, als fügten sie sich einem von der chinesischen Regierung geübten Zwange. In der That waren unter der Bevölkerung sofort Gerüchte in Umlauf gesetzt worden, welche besagten, die Kaiserin-Witwe habe den Gesandten nicht erlaubt, ihre Truppen nach Peking zu bringen. Es kam dazu, daß das Tsung-li-yamen auf die Collectiv-Note in Betreff der Angriffe gegen Europäer mit Impertinenz erwidert hatte. Die Antwort-Note des Tsung-li-yamen enthielt kein Wort des Bedauerns oder der Entschuldigung über das Vorgefallene und besagte nur, die chinesische Regierung hätte bereits, ehe sie die Reklamation der Gesandten erhalten, die nöthigen polizeilichen Vorkehrungen getroffen.

In der neuen Sitzung beschlossen also die Gesandten, daß die Vertreter Englands, Rußlands und Deutschlands ihre Truppen nach Peking berufen sollten. Zugleich wurde eine zweite Collectiv-Note an das Tsung-li-yamen gerichtet, welche kurz und trocken der chinesischen Regierung mittheilte, daß die Soldaten den Befehl erhalten hätten, nach Peking zu kommen.

Das englische, russische und deutsche Detachement werden die Reise gemeinsam antreten. Abzuwarten bleibt, ob die chinesische Regierung von Neuem den Versuch machen wird, die Eisenbahn-Verbindung abzuschneiden. Vielleicht ist die Strecke wieder plötzlich unterwaschen, wie sie das ja auch schon neulich war, als es im Interesse des Staatsstreichs nützlich erschien, den Bahnverkehr zwischen Peking und Tientsin einzustellen. In diesem Falle werden die Soldaten Befehl erhalten, zu Fuß nach Peking abzumarschiren.

---

5. Der Einzug der europäischen Truppen.

Peking, 7. Oktober.

Die Truppen sind gekommen. Bis zum letzten Augenblick hat die chinesische Regierung Alles gethan, um diese Schmach von sich abzuwenden, durch die vor ihrem eigenen Volke ihre ganze Ohnmacht

enthüllt wird. Eine Abordnung der chinesischen Behörden hat noch einen letzten Rundgang bei den Gesandtschaften gemacht. Sogar ein kaiserlicher Prinz war dabei. Er zog mit großem Apparat die Gesandtschaft-Straße entlang. Vor der Sänfte, welche die Hoheit barg, schritten Kulis mit großen Tragschirmen aus Purpurstoff. An der Spitze des Zuges wurde von Zeit zu Zeit eine Pauke geschlagen. Aber die Pauke gab keinen kriegerischen Ton. Sie klang dumpf und resignirt. Es war eine Pauke, die sich mit den Ereignissen bereits abgefunden hatte und nur noch ein wenig Bumbum dazu machte. Die chinesische Deputation bekam überall den nämlichen Bescheid: Ueber die Berufung der Truppen nach Peking hätte sich reden lassen; da aber die chinesische Regierung bereits eigenmächtig vorgegangen sei und durch Abkoppelung der Waggons die englischen Soldaten zum Aussteigen gezwungen habe, sei keine Diskussion mehr möglich, und die Truppen müßten jetzt kommen, weil es sonst aussehen würde, als ließen die Gesandten sich durch die chinesische Regierung ihres Rechts auf eine Escorte berauben. Die Delegirten hörten sich das an, und da sie schließlich sahen, das nichts mehr zu ändern war, machten sie gute Miene zum bösen Spiel und erklärten: Die Truppen würden die Gäste China's sein.

Inzwischen hatte die Kaiserin-Witwe einige große Edikte ausgegeben, in welchen sie die Maßregeln anordnete, die zum Schutz der Fremden im Allgemeinen und der Missionäre im Besonderen zu ergreifen seien. Durch diese Erlässe sollte der Welt dargethan werden, daß die Sicherheit der Ausländer in China auch ohne fremde Truppen gewahrt sei. Die Edikte waren gut gemeint; aber es wäre sicherlich besser gewesen, wenn der Schutzbefehl vor den Angriffen gegen die Fremden ergangen wäre und nicht nachher. Auch hinderten die Edikte nicht, daß neue Belästigungen vorkamen. Mr. Morrisson, der Korrespondent der „Times" in Peking, entging nur mit knapper Noth der Gefahr, von einem Pöbelhaufen gesteinigt zu werden. Mr. Morrison, der bisher die Heranziehung von Truppen als unnöthig bezeichnet hatte, hat seitdem seine Meinung geändert. Ferner wurde der Arzt der amerikanischen Gesandtschaft auf einem Spaziergange von Gesindel umringt und bedroht. Der Doktor zog kaltblütig seinen Revolver, und die Kerle rissen aus.

Der geladene Revolver ist in den letzten Tagen in Peking ein unentbehrlicher Toilettegegenstand gewesen. Wenn man ausgeht, steckt man das Schnupftuch in die eine Tasche und das Schießgewehr in die andere. Die Geste ist Einem bereits zur angenehmen Gewohnheit geworden. Was mich anlangt, so habe ich allerdings niemals nöthig gehabt, mich der Waffe zu bedienen. Kürzlich bin ich ganz allein um den Kaiserpalast herum stundenlang durch die Straßen gegangen. Dieser Stadttheil wimmelt von chinesischen Soldaten und gilt darum jetzt als besonders gefährlich. Niemand aber hat daran gedacht, mir etwas zu leide zu thun. Einige Bürger von Peking haben lediglich ihr Wohlgefallen an der rundlichen Fülle meiner Gestalt zu erkennen gegeben. Es wäre ein Zeichen von recht unverträglicher Gemüthsart gewesen, wenn ich sie deshalb hätte niederschießen wollen.

Die Stellen in den Edikten der Kaiserin-Wittwe, welche sich im Besonderen auf den Schutz der Missionäre beziehen, sind offenbar durch die Vorgänge in Szechuen hervorgerufen worden. Die Franzosen scheinen nämlich Anstalten zur Eroberung dieser südlichen Provinz zu machen. Das Einzige, was ihnen vorderhand noch fehlt, ist ein Vorwand. Da nun die Deutschen ein Stück Land in China bekommen haben, weil Missionäre umgebracht worden sind, versuchen die Franzosen, einige ihrer Missionäre, wenn auch nicht umbringen, so doch wenigstens mißhandeln zu lassen, um ihrerseits das Land zu bekommen, das sie wünschen. Auf diese Weise gelangt in China mehr und mehr das Rezept zur Geltung: „Wenn man sein Gebiet erweitern will, so nehme man einen Missionar und lasse ihn zu Schaden kommen." Dabei fällt mir immer eine Aeußerung ein, die der greise Père Heude im Jesuitenkloster zu Si-ka-wei that, als ich dort seine interessante naturhistorische Sammlung besichtigte. Er sprach von einem deutschen Pater, der als Missionar tief im Innern Chinas wirkt, und sagte:

„Il se fera massacrer un jour et vous fera avoir un beau chemin de fer de plus."

Die französisch-katholischen Missionäre in Szechuen bieten also gegenwärtig Alles auf, um Konflikte mit der chinesischen Bevölkerung zu provociren, welche dann einen Grund für das Eingreifen französischen Militärs liefern könnten. Darum zeigt sich die Kaiserin-

Witwe gerade in diesem Moment so besorgt um das Wohl der Missionäre. Die Pères in Szechuen werden nun aber jetzt von den chinesischen Behörden geschützt werden, ob sie wollen oder nicht. Doch vielleicht könnte die französische Diplomatie gerade dies zur Hervorrufung des ersehnten Zwischenfalls benützen und könnte Repressalien ankündigen, weil die chinesische Regierung den Missionären ihr Recht verkümmern will, sich umbringen zu lassen.

Es dürfte Manchem auffallen, daß bei der Krisis in Peking Frankreich so gar keine Rolle spielt. Englische, russische und deutsche Soldaten sind gekommen, die französischen lassen auf sich warten, und anscheinend gibt es nur drei Großmächte: England, Rußland und Deutschland. Daß Frankreich gegenwärtig in Peking nicht als Großmacht auftritt, ist die große Wirkung einer sehr kleinen Ursache: Herr Pichon, der französische Gesandte, ist vor einiger Zeit vom Pferde gefallen und liegt mit zerschlagener Nase im Bett. Unter dem starken Einflusse der Ereignisse in den letzten Tagen hat die Nase des französischen Gesandten allerdings zu heilen begonnen; die Folge ist, daß jetzt auch französische Truppen in Peking anlangen sollen. Damit ist das gesammte diplomatische Corps einverstanden, mit einziger Ausnahme des — russischen Gesandten. Man weiß, wie die Russen die Allianz mit den Franzosen auffassen: Ueberall, wo Frankreich eigene Interessen neben denen Rußlands hat, verpflichtet sich Frankreich, auf diese Interessen zu verzichten. Dafür verpflichtet sich Rußland, mit Frankreich überall zusammenzugehen, wo die Interessen Rußlands durch dieses Zusammengehen gefördert werden. In Peking wollen die Russen allein ihre Politik führen. Die Engländer sind von ihnen bereits so ziemlich aus dem Felde geschlagen worden, eine Rivalität mit den Deutschen besteht nicht, da Deutschland keine Eroberungs-Ziele in China verfolgt, und deshalb erscheinen die Franzosen, die jetzt auch in Peking einzugreifen sich anschicken, den Russen als arge Störenfriede. Herr Pawlow, der russische Geschäftsträger, bietet gegenwärtig Alles auf, um Herrn Pichon davon abzubringen, daß er französische Truppen nach Peking beruft. Es heißt sogar, Herr Pawlow habe sich in der Noth seines Herzens an den deutschen Gesandten gewendet und diesen gebeten, er solle doch Herrn Pichon begreiflich machen, daß die Truppen, die in

Peking eingezogen seien, zum Schutz der Europäer vollständig ausreichen und daß neue Detachements nicht mehr nöthig seien. Der deutsche Gesandte, erzählt man weiter, habe sich über dieses Anliegen seines russischen Kollegen sehr erstaunt gestellt und habe mit gut gespielter Naivetät gefragt: „Ja aber warum wenden Sie sich denn nicht selbst an den französischen Gesandten, da Sie doch „der Freund" sind?"

Ueberhaupt hat Freiherr von Heyking in allen den Schwierigkeiten der letzten Wochen mit einem Geschick operirt, das man immer von Neuem hervorheben muß. Das Verdienst, den Truppen-Einzug herbeigeführt zu haben, der auf die chinesische Bevölkerung eine so ungeheuere Wirkung ausgeübt hat, gebührt nicht am Wenigsten dem Vertreter Deutschlands. Die Initiative zu dieser Maßnahme jedoch, an der immer ein gewisses odium haftet, hat er klüglich Anderen überlassen. Die Berufung der Truppen war eine Angelegenheit, die sich vornehmlich zwischen dem englischen und dem russischen Gesandten abwickelte. Da nun der englische Gesandte auf den russischen und der russische Gesandte auf den englischen wartete, wäre die Affaire wahrscheinlich keinen Schritt vorwärts gekommen, wenn nicht der deutsche Gesandte hinter Beiden ein wenig geschoben hätte. Jetzt aber sind es doch wieder England und Rußland, welche die Truppen berufen haben, und anscheinend ist erst durch ihr Vorgehen Deutschland zum Mitgehen genöthigt worden. Die Chinesen sind namentlich gegen die Engländer erbost und haben sich auch bereits in London über das Verhalten des englischen Gesandten in der Truppen-Angelegenheit beschwert. Auch die Freundschaft zwischen Rußland und China, die sich in der letzten Zeit so sehr gefestigt hatte, scheint einstweilen wieder einmal einen kleinen Sprung bekommen zu haben. Die Russen haben nämlich in der Truppen-Angelegenheit nach guter russischer Gewohnheit etwas kräftig zugegriffen und sind statt mit dreißig Mann, wie ausgemacht war, gleich mit sechsundsechzig Mann und einer Kanone in Peking eingerückt. Gleich nach dem Einzuge hat die chinesische Regierung in einer Note sich über die zu große Anzahl der russischen Soldaten beschwert. Natürlich wagt die chinesische Regierung nicht, dem russischen Gesandten direkt Vorhaltungen zu machen, und so ist die Note an den Doyen des

diplomatischen Corps gerichtet. Gegen Deutschland wird nirgends ein Wort des Vorwurfs geäußert. Im Gegentheil, die chinesische Note stellt das deutsche Detachement als Muster auf, da es genau dreißig Mann stark sei und nicht einen Mann mehr.

Die Truppen-Demonstration hat wieder einmal gezeigt, welches das beste Mittel ist, um mit den Chinesen fertig zu werden. Europa, dessen Interessen in China von Tag zu Tag wachsen, kann auf China nicht mehr verzichten. Aber auch das Heil China's kann für's Erste nur von Europa kommen. In Güte sind die Chinesen nun einmal nicht dazu zu bringen, daß sie der höheren Cultur und der höheren Einsicht sich beugen. Was dabei entsteht, wenn von Chinesen selbst Reform-Versuche in China gemacht werden, zeigt zur Genüge die gegenwärtige Krisis. Reformen in China? Es gibt hervorragende China-Kenner, welche auf diese Frage nur eine Antwort kennen: „Die Dampfwalze." Das heißt: Wer China reformiren will, muß zuerst eine große Dampfwalze über das Land führen nnd alle Chinesen einwalzen.

Hoffentlich werden sich die Zustände im Reich der Mitte auch ohne dieses Radikalmittel bessern lassen. Unumgänglich ist es jedoch, hier und da den Chinesen die Faust zu zeigen. Herr V. Chirol, der frühere Korrespondent der „Times" in Peking, hat in seinem vortrefflichen Buche „Die Lage in Ostasien" die beherzigenswerthen Worte geschrieben:

„Solange die Chinesen Chinesen bleiben, ist die physische Uebermacht das einzige Argument, das sie sich von den Europäern gefallen lassen. Chinesen und Europäer bewegen sich in vollkommen verschiedenen Sphären, die nur einen Berührungspunkt, das physische Uebergewicht, haben, und nur von diesem Punkt aus kann man China bezwingen."

Auf dem Wege der Bezwingung China's, von der Herr Chirol spricht, ist am 19. Oktober 1898 ein mächtiger Schritt gethan worden. In dieses vor zwei Jahren noch so unnahbare Peking sind die europäischen Truppen eingezogen, wie in eine eroberte Stadt. Die chinesische Regierung vermochte es nicht zu hindern; das Volk aber stand wie gebannt in den Straßen, und diese eben noch so unverschämte und gewaltthätige Menge wagte nicht, sich zu rühren. In stummer Unterordnung schien China's Hauptstadt sich

in die neue Gewalt zu fügen, welche einherzog mit dem dumpfen Getrappel der Kosaken-Pferde und dem taktmäßigen Schritt der deutschen Infanteristen. . . . .

Machiapu, die Bahn-Station von Peking, liegt weit außerhalb der Mauern von Peking, vielleicht zwei Wegstunden von der Gesandtschafts-Straße entfernt. Außerhalb der Thore schlängelt sich der Weg in bizarren Windungen durch die Felder, und als Fremder kann man sich da kaum zurechtfinden. Die Chinesen haben zwar schweren Herzens das Zugeständniß gemacht, daß die Eisenbahn bis zur Hauptstadt hinaufgehen darf; aber sie haben zugleich die Eisenbahn so angelegt, daß deren Benutzung nach Möglichkeit erschwert wird. Die Bahn darf bis Peking gehen, man soll nur nicht mit ihr fahren. Unter diesen Umständen trifft es sich günstig, daß der Militär-Attaché der deutschen Gesandtschaft, Baron Teichmann, sich nach dem Bahnhof begibt, um das deutsche Detachement zu empfangen, und daß ich den Weg mit ihm machen kann.

Um halb elf Uhr Vormittags steigen wir vor dem Thore der deutschen Gesandtschaft zu Pferde. Der Baron Teichmann sitzt auf einem chinesischen Fuchs, einem noch halb wilden Pferde, das eben erst aus der Mongolei gekommen ist. Für mich hat man einen Schimmel besorgt. Das ist keine Kleinigkeit gewesen. Denn alle Pferde, welche Europäern gehören, sind für den Truppen-Einzug aufgeboten. In letzter Stunde hat man den Schimmel entdeckt, der müßig vor einem Wagen stand, hat ihn ausgespannt, und nun muß ich versuchen, mich auf dem starkknochigen Pferde im unbequemen chinesischen Sattel gemüthlich einzurichten. Der Schimmel thut übrigens seine Schuldigkeit. Er trabt wacker darauf los, und sobald er sich erst abgewöhnt haben wird, vor jedem Besenstiel, der ihm in die Nähe kommt, in Angst zu gerathen, wird er ein edles Schlachtroß abgeben. Baron Teichmann hat bei den Breslauer Kürassieren gedient; man merkt die gute Schule an der Leichtigkeit und Eleganz, womit er sich auf seinem schwer zu bändigenden Thiere hält. In Peking fehlt freilich das Publikum für diese Reitkunst, obwohl doch einige geschminkte Chinesen-Weiblein, die vor ihren Hausthoren stehen, sich beinahe die Hälse abdrehen, um dem stattlichen Kavalier nachzublicken.

Wie gewöhnlich ist viel Volk in den Straßen, aber Niemand sagt uns ein Wort. Daß etwas Ungewöhnliches vorgeht, wird erst bei dem Riesenthore merkbar, das von der Mandschuren-Stadt nach der Chinesen-Stadt führt. Dort steht ein Haufen chinesischer Soldaten, und von hier ab ist der ganze lange Weg bis zum Bahnhof mit Soldaten besetzt. Man bekommt sie in allen Farben zu zu sehen, in Blau, in Roth, in Gelb. Die Uniform besteht nur aus einem Rocke, einer weiten ärmellosen Tunik. Der Staat bekleidet in China lediglich den Oberleib seiner Krieger, für ihre Beine haben sie selbst zu sorgen. Der chinesische Soldat setzt sich also eigentlich aus einer offiziellen und einer privaten Hälfte zusammen. In der Regel sind beide Hälften gleich schmutzig, wodurch die Einförmigkeit gewahrt wird, die zum Begriffe der Uniform gehört. Auch an diesem Truppen-Einzugs-Tage befinden sich die Beinkleider in dem üblichen Zustande, aber die Röcke sind tadellos und scheinen funkelnagelneu. Dieser Glanz ist verblüffend. Die chinesischen Soldaten wollen offenbar ihren europäischen Kameraden imponiren und haben sich zu diesem Zweck wenigstens zum Theil sauber angezogen. Waffen tragen sie nicht. Hingegen halten sie große Hundspeitschen in den Händen. Der chinesische Polizeidienst, zu dessen Ausübung die Soldaten in den Straßen aufgestellt sind, ist der einfachste von der Welt. Er besteht lediglich im Dreinhauen. Wo eine ordnungswidrige Ansammlung sich bildet, knallt die Polizei ohneweiters mit der Peitsche dazwischen, und die Leute sind sich sofort im Klaren darüber, daß sie dort nicht stehen dürfen.

Auch Kavallerie-Posten finden sich da und dort. Diese sind bewaffnet. Die Reiter haben das Gewehr um die Schulter gehängt. Die Flinte ist freilich in ein Leinwand-Futteral verpackt. Denn bei einem Gewehr kommt es auf nichts so sehr an, wie darauf, daß es nicht hineinregnet. Die Mündung ist durch ein rothes Büschel verziert. Das mag vielleicht beim Schießen etwas hinderlich sein, aber das Büschel hat wieder den nicht zu unterschätzenden Vortheil, daß der Soldat keinen Augenblick im Zweifel darüber sein kann, auf welcher Seite das Gewehr losgeht. Infanterie und Kavallerie werden von Offizieren befehligt. Die chinesischen Offiziere sind nicht uniformirt und kleiden sich, wie die anderen Mandarine. Man muß bereits ein für chinesische

Trachten geübtes Auge haben, um sie zu erkennen. Da sie zumeist aus den Reihen der gemeinen Soldaten avancirt sind, fallen sie durch ihre derben und rohen Gesichter auf. Als Rangabzeichen dient der Mandarin-Knopf und eine hinten über den Hut herausstehende schwarze Feder.

In der Hauptstraße der Chinesenstadt herrscht, wie immer, geschäftiges Gewimmel. Zu beiden Seiten des Fahrweges beginnen sich die Zuschauer anzusammeln. Wir reiten absichtlich langsam, damit Alle, die wieder Lust zum Steinwerfen verspüren, ihren Gefühlen freien Lauf lassen können. In der Tasche wird der Revolver bereit gehalten, um auf den ersten derartigen Freundesgruß zu antworten. Aber obwohl wir Zwei weit und breit die einzigen Europäer sind unter einer Menge von Chinesen, kommen wir vollkommen unbelästigt vorüber. Nur einmal wird uns etwas nachgeschrieen. Wenn man Jemandem eine Artigkeit sagen will, so pflegt man sie in der Regel nicht hinter seinem Rücken herzurufen, und aus diesem Umstande dürfen wir wohl schließen, daß die unverständlichen chinesischen Worte hinter uns keine Liebenswürdigkeit enthalten. Wir bleiben bei einem Verkäufer stehen und handeln eine Reitpeitsche ein. Während das Geschäft zum Abschluß kommt, umringt uns das Volk gaffend, aber still.

Da ist auch die kleine Brücke, wo vor einigen Tagen der Angriff gegen Mrs. Beaton erfolgt ist. Jetzt ist sie durch Ketten gesperrt. Auf der Brücke halten Soldaten Wacht, und einige zerlumpte Kerle, denen der schwere hölzerne Verbrecher-Halskragen, der Kang, umgehängt ist, sitzen dort herum. Diese am Pranger ausgestellten Delinquenten büßen für das Attentat gegen die englische Dame, wenn es auch nicht gerade sicher ist, daß sie es ausgeführt haben. Der Mandarin, welcher den Befehl bekommt, Verhaftungen vorzunehmen, kann natürlich kaum mehr die wirklichen Uebelthäter finden. Da jedoch die Gerechtigkeit Verhaftungen verlangt, so hilft er sich damit, daß er Leute einsperrt, die nicht schuldig sind. Insbesondere ist dies für ihn eine vortreffliche Gelegenheit, Denjenigen unangenehm zu werden, über die er sich einmal aus irgend welchem Grunde geärgert hat. Ob nun die armen Kerle auf der Brücke schuldig sind oder nicht, jedenfalls wirkt das abschreckende Beispiel, und das Volk, das diesen improvisirten Pranger

umsteht, ist hier womöglich noch lautloser und regungsloser, als im übrigen Theil der Straße.

Wir reiten um die Brücke herum, und dann geht es im scharfen Trabe durch die weite Ebene, die zwischen den Tempeln des Himmels und des Ackerbaues liegt, hierauf durch das Thor der Chinesenstadt, und schließlich kreuz und quer durch Felder und kleine Gehölze zum Bahnhof.

Der Bahnsteig ist gleichfalls mit Soldaten besetzt, und der Gouverneur von Peking ist in Person herausgekommen, um zum Rechten zu sehen und um Namens der Regierung die fremden Truppen zu empfangen, welche ja, wie erwähnt, die Gäste China's sein sollen. Der Gouverneur von Peking ist ein alter Chinese mit dickem grauem Schnurrbart und watschelt nicht sehr sicher auf seinen Podagra-Beinen herum. Es heißt, daß der Gouverneur als Sündenbock ausersehen ist und daß die Regierung mit der Absicht umgeht, ihn wegen der Unruhen gegen die Ausländer seines Amtes zu entsetzen. Der hohe Herr, der sonst als arger Fremdenfeind bekannt ist und von dem man sagt, er könne die Europäer nicht sehen (er wird sich an ihren Anblick gewöhnen müssen), ist darum jetzt auf einmal voll Sanftmuth und Zuckersüßigkeit. Er nöthigt uns sofort in das kleine, nach dem Bahnsteig offene Zimmer hinein, das in dem Bahnhofgebäude für die chinesischen Behörden reservirt ist, sagt uns viel Freundliches, das in Ermangelung eines Dolmetschers kein Mensch versteht, und läßt uns guten chinesischen Thee vorsetzen, der mit Jasminblättern parfümirt ist. In dem kleinen Gemach finden sich langsam alle Europäer zusammen, die gleich uns den Truppen entgegengeritten sind. Wenn die anwesenden Mandarine fremdenfeindlich sind, so ist die Sympathie jedenfalls gegenseitig. Denn so oft die Europäer von ihnen sprechen, bezeichnen sie den Einen als „cet idiot" und den Anderen als „ce crétin". Unter Umständen hat es doch auch sein Gutes, daß Mandarine kein Französisch verstehen.

Draußen dirigiren die chinesischen Offiziere die Vorbereitungen für das Eintreffen des Zuges. Sogar einen breiten Steg lassen sie herbeischleppen zum Ausladen der Kanonen. Mehr Zuvorkommenheit kann man wirklich nicht verlangen.

Um halb ein Uhr wird eine Rauchwolke sichtbar, und langsam rollt der Zug heran. Hinter der Lokomotive sind einige

offene Güterwagen angekoppelt. In diesen sieht man schon von fern die buschigen Mützen der Kosaken und das leuchtende Roth der englischen Uniformen. Russen und Engländer bringen je eine Kanone mit. Die Geschütze sowie die Pferde der Kosaken sind auf die offenen Güterwagen geladen, und mehrere Soldaten stehen Wache daneben. Einer von den Kosaken hat die Augen geschlossen und wacht erst auf, als der Zug hält. Es ist jedenfalls eine anerkennenswerthe Leistung, in einem Güterwagen, der sich mit Eilzugs-Geschwindigkeit bewegt, stehend zu schlafen. Im Uebrigen sind die Soldaten in den Personenwagen untergebracht. An den Fenstern eines der hinteren Waggons zeigen sich die dunklen Waffenröcke des deutschen See-Bataillons. Die Deutschen sind zuerst draußen, und zwei Minuten nach der Ankunft des Zuges stehen sie bereits auf dem Perron, zu zwei Gliedern formirt, mit Gewehr bei Fuß. Nach weiteren fünf Minuten kommt der Gefreite und macht dem Offizier die Meldung: „Gepäck ist ausgeladen." Die anderen Detachements brauchen noch mehr als eine Stunde, ehe sie ihr Gepäck in den Waggons zusammengesucht und herausgebracht haben.

Die deutschen Soldaten, welche da aus der schmutzigen chinesischen Bahn gekommen sind, sehen aus, wie aus der Schachtel genommen. Kein Fleckchen Staub haftet an den Uniformen, und alle Knöpfe blitzen. Die dreißig Mann gehören zur Besatzung der „Deutschland" und sind von der „Kaiserin Augusta" nach Taku gebracht worden. Prinz Heinrich hat dieselben Leute nach Peking gesandt, die seine Escorte gebildet haben, als er den Kaiser von China besuchte. Darum tragen die Soldaten auf der Brust am blauen Bande die silberene Medaille, die von der chinesischen Regierung zur Erinnerung an diesen Besuch den Mannschaften des prinzlichen Gefolges vertheilt worden ist. Einige haben neben der chinesischen die bronzene Denkmünze angeheftet, die aus Anlaß des hundertjährigen Geburtstages Kaiser Wilhelms des Ersten gestiftet wurde. Parade-Uniform trägt nur der kommandirende Offizier, Lieutenant Robert. Die Soldaten sind kriegsmäßig ausgerüstet und haben den Czako auf dem Kopfe. Trommler und Hornist, die neben der Front stehen, führen den Revolver im Gürtel. Auf Befragen stellt sich heraus, daß auch die Trinkgefäße nicht vergessen worden sind. Von

allen Gegenständen der Ausrüstung dürften diese in Peking am Meisten zur Verwendung kommen.

Der Vergleich zwischen den Detachements der drei Nationen ist ungemein interessant. Man braucht gar nicht mit deutschen Augen zu sehen, man braucht nur unbefangen zu betrachten, um rasch zu der Erkenntniß zu kommen, daß die deutschen Soldaten mit ihren einfachen, dunklen Uniformen und mit ihrer strammen Haltung die einzigen sind, welche einen ernsten militärischen Eindruck machen. Der scharlachrothe englische Waffenrock sieht doch ein wenig gar zu sehr nach dem Maskenball aus. Sonst freilich findet man auch unter den Engländern recht stattliche Gestalten, und der hohe weiße Tropenhelm mit der stählernen Spitze läßt die Leute noch größer erscheinen. Die Kosaken schauen allem Anderen eher gleich, als Soldaten. Wenn es Soldaten sind, so sind es asiatische, und sie stehen den chinesischen Soldaten, die in den Straßen von Peking Wache halten, jedenfalls näher als den europäischen, mit denen zusammen sie angekommen sind. Unter der struppigen schwarzen Fellmütze, die sich ausnimmt, wie eine zerraufte Perrücke, lugen die wilden Gesichter hervor. Der Teint ist gelblich; es scheint, daß das dreizehnte Kosaken-Regiment, dem die Abtheilung entnommen ist, sich aus Mongolen rekrutirt. Die Uniform ist so abgetragen und verschmutzt, daß ihre dunkelgrüne Grundfarbe kaum mehr zu erkennen ist. Wenn man dann später die seltsamen Gesellen auf ihren kleinen chinesischen Pferden reiten sieht, denen der lange Schweif fast im Staube nachschleift, während der Hafersack zu beiden Seiten des Sattels herabhängt, so denkt man an einen Stamm von Nomaden, der auf der Wanderschaft begriffen ist, oder an die Hunnen aus der Völkerwanderung. Wehe dem zivilisirten Lande, in das sich wieder einmal diese Völkerwanderung ergießt!

Die Russen sind gleich mit Kosaken, Artillerie und Infanterie ausgerückt, und die russische Marine-Infanterie mit ihren dunklen Uniformen und weißen Matrosenmützen präsentirt sich nicht übel, obgleich auch hier die Sauberkeit zu wünschen übrig läßt. Mit vollendeter Eleganz, wie immer, sind im Gegensatz zu ihren Leuten die russischen Offiziere herausgeputzt. Während deutsches und englisches Detachement nur durch je einen Offizier kom-

mandirt werden, sind die russischen Offiziere drei an der Zahl: der Kommandant der Kosaken in kleidsamem dunkelgrünem Parade-Anzug, ein Militär-Instruktor aus Lutai in einer Uniform, welche derjenigen unserer rothen Husaren gleicht, endlich der Oberst, der zur Leitung der militärischen Angelegenheiten Rußlands in China nach Peking abkommandirt ist, eine vornehme Erscheinung im hellgrauen russischen Militärmantel. Weil dieser Oberst der rangälteste Offizier und außerdem ein liebenswürdiger Mann ist, der, nebenbei gesagt, fließend deutsch spricht, hat der deutsche Offizier die Courtoisie geübt, sich ihm vor Abfahrt des Zuges zur Verfügung zu stellen, im Falle eine gemeinsame Aktion der Truppen nothwendig werden sollte. Das Gleiche hat der englische Offizier gethan. Da der englische Offizier captain und der deutsche nur Lieutenant ist, so ist die Vereinbarung getroffen worden, daß beim Einmarsch in Peking die englischen Soldaten vor den deutschen gehen sollen. In dieser Weise hat zwischen den Truppentheilen der drei Nationen ein musterhaftes Einvernehmen geherrscht, zu dessen Erhaltung das taktvolle nnd diskrete Auftreten des deutschen Offiziers nicht am Wenigsten beigetragen hat.

Die Russen und Engländer brauchen, wie gesagt, mehr als eine Stunde, ehe sie mit dem Ausladen fertig werden. Langsam formirt sich der Zug in dem eingezäunten Raum, der unterhalb des Bahnsteigs liegt zwischen der elenden Bretterbude, welche gegenwärtig noch als Bahnhof dient, und dem im Bau begriffenen hohen Gebäude aus grauen Ziegeln, welches eines Tags der Bahnhof von Peking sein und wirklich hauptstädtische Physiognomie haben wird. Zuerst stehen die Deutschen auf ihrem Platze, die englische Abtheilung kommt nur wenige Minuten vor dem Abmarsch im Laufschritt vom Perron herunter, die Russen sind noch ganz zuletzt nicht recht in Ordnung.

Um zwei Uhr ungefähr giebt der russische Oberst das Zeichen zum Aufbruch. Man steigt zu Pferde. Einer der russischen Offiziere, der rothe Husar, fällt von seinem Rosse sofort auf der anderen Seite wieder herunter. Der deutsche Offizier kommandirt „Stillgestanden!“ und bald darauf sieht man die Gewehre der deutschen Soldaten auf die Schultern fliegen, als würden sie alle von einer einzigen Feder emporgeschnellt. Und dann setzt man sich in Bewegung.

An der Spitze des Zuges reitet eine Art Freiwilligen-Schwadron, welche sich aus den Europäern zusammensetzt, die zum Empfange der Soldaten herausgekommen sind. Es sind zwanzig Mann in fünf Gliedern, Engländer, Franzosen, Italiener und Deutsche. Das letzte Treffen dieser Kavallerie von Civilisten besteht aus Mitgliedern der Presse. In einer Reihe reiten da der „Times"-Korrespondent, Mr. Morrisson, der Vertreter des Reuter'schen Büreaus, Mr. Gwyne, und der Korrespondent der „Frankfurter Zeitung". Späterhin sieht man noch durch das Feld dem Zuge zur Seite einen dunkelhäutigen Mann auf einem Eselein traben. Das ist auch ein journalistischer Kollege, ein japanischer Korrespondent, der von Peking aus mehrere Zeitungen seines Landes bedient. Im weiten Abstand hinter der Escorte von Civilisten eröffnet ein Fähnlein Kosaken, natürlich zu Pferde, den militärischen Aufmarsch. Der Kosaken-Offizier hält sich neben seinen Leuten. Dahinter reiten zwei russische Offiziere, der Oberst und der rothe Husar, und zwischen ihnen der englische Hauptmann. Ihnen folgt die englische Kanone, ein Maschinen-Geschütz, das an langen Riemen von sechs Soldaten geschleppt wird. Unmittelbar nach der Kanone marschirt das englische Detachement. Der Constabler der englischen Gesandtschaft, im gelben Kakey-Drill und flacher schwarzer Mütze, reitet zur Seite. In kurzem Abstand von den Engländern erscheinen zu Pferde der deutsche Offizier und der Militär-Attaché der deutschen Gesandtschaft. Die deutschen Soldaten rücken in festgeschlossenen Reihen ihrem Offizier nach. Dann rollt das russische Geschütz einher, eine kleine, mit Wachstuch verkleidete Kanone, die mit chinesischen Kulis bespannt ist. Die russische Marine-Infanterie, commandirt von einem Offizier zu Fuß, geht hinterdrein. Schließlich rollt sich der Troß auf, Maulthier-Karren hinter Maulthier-Karren in langer Reihe. Am Ende reitet wieder eine Abtheilung Kosaken.

Der Zug hat eine Ausdehnung von mindestens einem Kilometer. Eine imposante Entfaltung von Streitkräften, trotz der geringen Zahl der Soldaten, und ein buntes Bild zugleich. Nur beginnt bald der Wind zu wehen und wirbelt in hohen Wolken den fürchterlichen Peking-Staub auf. Die kleine kriegerische Schaar geht manchmal in einer so dichten Staub-Atmosphäre dahin, daß es scheint, als wäre sie in Nebel gehüllt. Der Staub, der keine

malerischen Wirkungen gelten läßt, löscht mit seinem Grau rasch den farbigen Glanz der Uniformen aus. Keine Trommel wird gerührt, kein Horn wird geblasen. Schweigend bewegt sich die Militärmacht vorwärts. Sie braucht ihr Kommen nicht erst anzukündigen. Man wartet auf sie und ist ihr bereits ausgewichen, noch ehe sie da ist.

In langer Wanderung geht es über Feld. Dann wird das Thor der Chinesenstadt durchschritten, hinter dem von Neuem die Aecker und Wiesen beginnen. Hier kommt aus der Stadt her eine Abtheilung chinesischer Kavallerie, welcher drei dreieckige Fahnen aus gelber Seide mit rother Säumung vorauswehen. Die chinesische Schwadron, ein Reiter hinter dem anderen, passirt an den europäischen Truppen vorüber. Kein Wort, kein Gruß wird gewechselt. Weiter oben warten etwa hundert chinesische Infanteristen in gelben Röcken. Sie stellen sich an die Spitze des Zuges und schreiten ihm, in zwei Kolonnen getheilt, voran. Die europäischen Truppen sollen ihren Einmarsch halten unter der Führung chinesischer Soldaten, und die Bevölkerung von Peking soll offenbar daraus ersehen, daß dieser Einmarsch nur deshalb erfolgt, weil die chinesische Regierung die Güte hat, es zu erlauben.

In der Hauptstraße der Chinesenstadt drängt sich die Menge Kopf an Kopf. Immer neues Volk strömt hinzu; aus ihren Werkstätten laufen die Handwerker heraus, halbnackt, wie sie bei der Arbeit sitzen. Die Anzahl der Zuschauer ist schwer zu berechnen. Die Chinesen wissen sich zusammenzudrängen wie kein anderes Volk der Welt, und es gehen viele solcher gelber Menschen auf einen Fuß Erde. In dieser einen Straße stehen vielleicht zwanzigtausend Leute, aber fünfzigtausend können es ebensogut sein, und hunderttausend auch. Zum Steinwerfen verspürt Niemand mehr Lust, und das ist schade. Denn jetzt gerade wäre der Moment, wo man über das Steinwerfen reden könnte. Die Kosaken würden gewiß gerne sich bereit finden, den Einwohnern von Peking klar zu machen, wie sie über diesen Punkt denken. Aber keine Hand rührt sich, nicht ein Mund wagt sich aufzuthun. Hier und da bemerkt man ein Gesicht, das sich spöttisch verzieht; allein man braucht den Mann nur scharf anzublicken, und sofort verschwindet jede Spur von Lachen aus seinen Zügen. Die Menge steht im tiefen Schweigen. Das ist ein unbeschreiblicher

Eindruck: diese ganze Stadt, welche plötzlich die Sprache verloren zu haben scheint, diese Tausende und Tausende, welche keinen Laut geben! Nichts ist zu hören, als das Knallen der Polizei-Peitschen, mit denen die Soldaten in die dichte Menge hineinhauen, wenn sie nach ihrer Ansicht noch nicht weit genug zurückgewichen ist, obwohl sie doch auch ohnedies hinreichenden Raum giebt. Das Volk läßt sich schlagen, ohne zu murren, und die Getroffenen schütteln sich die Hiebe ab, wie die geprügelten Hunde.

Und die Kosaken, die dem Zuge vorauf reiten, schieben sich langsam vor in den Straßen von Peking, immer weiter und weiter. Es scheint, daß vordringende Kosaken in diese Straßen hineinpassen, als wären die einen für die anderen gemacht. Die Konsequenzen dieser durch den Truppen-Einzugs-Tag enthüllten Thatsache, daß in Peking die Kosaken so gut zu den Straßen und die Straßen so gut zu den Kosaken passen, werden wohl nicht lange auf sich warten lassen. Auf der Mauer des Thores, das zur Mandschuren-Stadt führt, hat eine Gruppe von europäischen Herren Aufstellung genommen und begrüßt die herannahenden Soldaten mit fröhlichem Hüteschwenken. Da die mittleren Flügel dieser Stadtpforte sich nur für den Kaiser öffnen, muß um das Thor herumgezogen werden. Dann wird durch enge Gassen der nächste Weg zur Gesandtschafts-Straße eingeschlagen. Eine steinerne Brücke bildet den Beginn dieser Straße, aber schon vor der Brücke liegen, in weiten Gärten versteckt, die russische und englische Gesandtschaft.

Der Zug kommt durch eine Seitengasse auf die Brücke zu und macht hier Halt. Die Kosaken schwenken ein und stellen sich auf der Brücke in Front. Die russischen Offiziere halten zur Seite. Die drei Detachements defiliren, die russischen Offiziere verabschieden sich von dem englischen und dem deutschen mit verbindlichem militärischem Gruß. Die Engländer marschiren lässig vorbei und geben sich nicht erst die Mühe, Richtung zu nehmen. Die Deutschen aber schließen die Reihen, die sich auf dem weiten Wege vom Bahnhof her ein wenig gelöst haben, und machen einen tadellosen Parade-Marsch, der den staunenden Beifall aller europäischen Zuschauer erregt. Die Engländer wenden sich nach links, die Russen bleiben zurück, und nur die Deutschen ziehen die Gesandtschafts-Straße hinauf.

Am Thore der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft steht der bevollmächtigte Minister mit dem Grafen Zichy, dem ungarischen Forschungsreisenden, der eben aus der Wüste Gobi eingetroffen ist, und einigen Damen. Die Herren schwenken die Hüte, die Damen lassen die Taschentücher wehen. Auch aus dem Thore der spanischen Gesandtschaft sind die weiblichen Insassen herausgetreten, und im Vordergrunde hat hier ein junges Mädchen von blühender Schönheit seinen Platz. (Fingerzeig für junge Diplomaten, die nach Peking versetzt werden: Es ist wichtig, gute Beziehungen zu Spanien zu pflegen.)

Vor der Pforte der deutschen Gesandtschaft ist fast das gesammte Personal mit seinen Damen um den Baron und die Baronin von Heyking gruppirt. Mit angefaßtem Gewehr marschiren die Soldaten in die Gesandtschaft ein, und ihre festen Tritte dröhnen in der Wölbung des Thores. Der Gesandte nimmt im Garten Aufstellung. Die Soldaten ziehen im Parademarsch an ihm vorüber, dann machen sie Front. Herr von Heyking begrüßt mit Händedruck den Offizier, hierauf heißt er die Soldaten mit kurzen Worten willkommen und fordert sie zu drei Hurrahs für den Kaiser auf. Laut schallen diese drei deutschen Hurrahs hinaus in die Straßen von Peking.

XXVIII. Ein Besuch bei Li-Hung-Tschang.

Peking, 22. Oktober.

Die deutsche Gesandtschaft hatte die Güte gehabt, Li-Hung-Tschang zu ersuchen, daß er mir eine Unterredung gewähren möge. Trotzdem schien es zweifelhaft, ob er mich empfangen würde. Die chinesischen Staatsmänner weichen gegenwärtig den Europäern aus, so sehr sie nur irgend können; und wenn sich gar ein europäischer Journalist in der Nähe ihres Hauses zeigt, dann wird womöglich noch ein Riegel vor das Thor geschoben. Niemand weiß, was die nächste Zukunft bringen wird; da nun die Köpfe in diesem Augenblick sehr unsicher auf den Schultern sitzen, vermeidet man ängstlich jedes unvorsichtige Wort, das sie vielleicht gänzlich ihres Halts berauben könnte.

Es zeigte sich aber, daß Li-Hung-Tschang, wie gewöhnlich, der Einzige war, der keine Furcht hatte. Er sandte auf das Ersuchen der Gesandtschaft eine zustimmende Antwort und setzte gleich den folgenden Tag für den Empfang fest. Das war der Tag, an dem die europäischen Truppen in Peking einziehen sollten. Als wir uns zur festgesetzten Stunde bereit machten, den Besuch abzustatten, kam ein Brief, worin Li-Hung-Tschang durch seinen Sekretär mittheilen ließ, er habe Fieber und bitte, ihn für heut zu entschuldigen. Man konnte leicht begreifen, daß ein chinesischer Staatsmann Fieber verspürte an dem Tage, an dem die europäischen Truppen nach Peking kamen. Im Uebrigen hatte das ganze Vorgehen ein echt chinesisches Aussehen. Li-Hung-Tschang hatte auf das Gesuch um eine Unterredung bejahend geantwortet, weil

er nicht die Unhöflichkeit begehen wollte, „Nein" zu sagen. Da er aber zugleich die Unterredung selbst vermeiden wollte, wurde er krank im Augenblick, wo sie stattfinden sollte. Es stellte sich jedoch heraus, daß Li-Hung-Tschang weniger Chinese war, als wir geglaubt hatten. Wenige Tage später hatte er kein Fieber mehr und bestimmte ein neues Rendezvous. Herr von der Goltz, der Sekretär-Interpret der deutschen Gesandtschaft, hatte die Liebenswürdigkeit, mich zu begleiten. Herr von der Goltz ist wohl einer der bedeutendsten Fachmänner, die draußen im Reichs-Dienst thätig sind; und mit aller chinesischen Gelehrsamkeit, die sonst europäische Köpfe nicht selten beschwert und verkehrt, vereinigt sich hier eine frische, anziehende und zugleich vornehme Persönlichkeit. Es ist eine seltene Chance, bei einer Unterredung mit Li-Hung-Tschang einen Dolmetscher zu haben, welcher im Stande ist, das, was man sagt, bis auf die Nuancen getreu in's Chinesische zu übertragen, und welcher sich auch die Mühe nimmt, die Antworten mit derselben Genauigkeit zu übermitteln.

Wir steigen also Jeder in einen Karren, — in eine jener Peking-Droschken ohne Federn, die Einem alle die zahllosen Unebenheiten und Steine des Weges in den Leib rennen und die eines der fürchterlichsten Marterwerkzeuge sind, welche der Menschengeist erfunden hat. Voraus sprengt der Vorreiter der Gesandtschaft, in prachtvolle himmelblaue Seide gekleidet, gefolgt von einem chinesischen Reitknecht. Es geht rechts ab von der Gesandtschafts-Straße, zuerst eine Zeit lang durch die Avenüe, die nach der Kaiserstadt zuführt, dann wieder rechts ab von dieser durch allerlei enge Seitengassen. Nach etwa halbstündiger Fahrt halten die Reiter und die Karren in der Mitte einer nicht allzu breiten Straße, die vom Verkehr wenig berührt zu werden scheint und ziemlich still und menschenleer daliegt. Li-Hung-Tschang erwartet uns hier im Hause seines Sohnes. Das Haus ist aus Holz und hat, wie dies in China üblich, nur Erdgeschoß-Räume; aber es ist neu erbaut und sticht durch seine frischen grünen Farben von den schmutzigen grauen Buden der Nachbarschaft ab. Auch die Breite seiner Straßenfront zeigt an, daß dort ein reicher Mann wohnt.

Der Vorreiter trägt unsere chinesischen Visitkarten hinein. Erst als er zurückkommt und meldet, daß der Besuch angenommen

wird, klettern wir aus den Karren. Wir gehen durch's Thor, durchschreiten einen mit großen Quadern gepflasterten, sehr reinlich gehaltenen Hof und steigen im Hintergrunde einige Stufen hinauf, die zu dem eigentlichen Wohnhause führen. In der Thür, die sich oberhalb dieser Stufen öffnet, kommt uns bereits Li-Hung-Tschang entgegen. Wie er so in der niedrigen Thür steht, die er fast ganz ausfüllt, erscheint er womöglich noch größer, als er ohnehin schon ist, und der Anblick dieser hochragenden Greisengestalt flößt Respekt ein.

Er ist in einfachem Hausgewande, trägt eine Robe aus rothbraunem Brokat und eine Jacke aus blauem Seidenstoff, deren kleine Goldknöpfe nicht zugeneſtelt sind und die am Halse ein wenig abgeschabt aussieht. Das gebräunte Gesicht hat sich, seit man es in Europa kennen gelernt, ganz und gar nicht verändert. Auf der Nase ruht eine Brille, — nicht eine von den grotesken chinesischen Gelehrten-Brillen, sondern eine europäische, mit schmalem Goldrand. Hinter den Gläsern spielen lebhaft die klugen, kleinen Augen, die manchmal auch recht boshaft dreinsehen können. Er spricht mit leiser Stimme, die nicht unangenehm klingt, wenngleich sie durch das Alter etwas breiig geworden zu sein scheint („une voix empâtée" nennen das die Franzosen). Soweit es irgend möglich, drückt er sich karg und einsilbig aus, zu Anfang wenigstens. Späterhin wird er etwas gesprächiger, verliert aber nie die Herrschaft über das, was er sagt, und liegt immer mit seinen schlauen Augen auf der Lauer. Manchmal stößt er zugleich mit seinen Worten ein kurzes Lachen hervor, das die gelben Zähne seines Mundes aufdeckt, lange und starke Raubthier-Zähne. Wenn er so lacht, fliegt ein ironischer Schein über sein Gesicht, welches aber sofort wieder ernst und unbewegt wird. Auf dem Kopfe hat das Alter kein Haar mehr übrig gelassen, und starkknochig wölbt sich der Schädel unter der nackten Haut. Li-Hung-Tschang hält in der Hand einen schwarzen Ebenholz-Stock mit elfenbeinerner Krücke. Da er sich mit Vorliebe auf den Bismarck Chinas herausspielt (das haben ihm gewisse europäische Schmeichler solange eingeredet, bis er es selbst geglaubt hat), ist es nicht unmöglich, daß er auch den Stock copirt, den der deutsche Kanzler in seinen letzten Jahren zu tragen pflegte.

Wir bleiben in dem Raum, in den man gelangt, wenn man vom Hofe durch die Thür tritt. Es ist eine Art Vorhalle mit steinernem Fußboden, fast ganz ohne Möbel. Nur in einer Ecke steht ein europäisches Ledersopha, mit einigen Stühlen davor. Hinten wird das Innere des Hauses durch eine grün lackirte Holzwand abgeschlossen, die wahrscheinlich zurückgeschoben wird, wenn kein Besuch da ist. Li-Hung-Tschang schüttelt uns die Hände, läßt sich meinen Namen sagen, liest denselben in den rothen chinesischen Visitkarten nach, die ihm gereicht werden, setzt sich dann auf das Ledersopha und lädt uns ein, auf den Stühlen Platz zu nehmen. Er streckt seine Füße weit von sich, die in weichen chinesischen Schuhen stecken und mit Gamaschen aus weißer Leinwand umkleidet sind. Hierauf stellt er uns seinen Enkelsohn vor, einen hoch aufgeschossenen Chinesen-Jungen von etwa dreizehn Jahren, dessen stark gekrümmte Nase unsere Antisemiten als Beweis gegen seine rein chinesische Abstammung deuten würden. Der junge Herr, der ein langes Gewand von sehr schöner dunkler Lila-Farbe trägt, giebt uns artig, aber etwas verlegen die Hand. Dann rückt er sich in einiger Entfernung einen Stuhl zurecht und hört mit Andacht zu, was der Großpapa sagt.

In der Nähe des Sophas hält sich ein Diener bereit, der „Lei" gerufen wird. Im Laufe des Gesprächs läßt sich Li-Hung-Tschang von ihm bald Dies, bald Jenes bringen, zuerst eine Cigarette, die er aus einer kleinen vergoldeten Spitze raucht, dann die metallene Wasserpfeife, deren Rohr ihm der treue Lei in den Mund stecken muß, bald darauf eine Tasse Thee. Uns wird natürlich von Allem auch angeboten, ausgenommen von der Wasserpfeife. Neben sich auf dem Sopha hat Li-Hung-Tschang ein Gefäß stehen, das einer offenen Conserven-Büchse gleicht. Hier und da greift er danach, führt es vor den Mund, spuckt hinein und stellt es dann wieder sorgsam neben sich auf das Sopha. Weil alle Thüren offen sind, zieht es fürchterlich in dem Winkel, in dem wir sitzen. Wir behalten darum die Ueberzieher an. Und da die Kälte immer fühlbarer wird, naht sich Lei, ohne gerufen worden zu sein, und setzt seinem Herrn die schwarze chinesische Hauskappe auf das kahle Haupt.

Li-Hung-Tschang leitet das Gespräch ein, indem er sich über meine Person informirt. Er zeigt mit seinem Stocke auf mich und

stellt allerlei Fragen: Aus welcher Gegend von Deutschland ich stamme? Seit wie langer Zeit ich in China bin? Welche Orte ich besucht habe? Wie lange mein Aufenthalt in Kiautschou gedauert hat? Wann ich nach Europa zurückkehren werde?

Dann entsteht eine Pause, und ich benutze dieselbe, um selbst zum Worte zu gelangen und auf die Hauptsache zuzusteuern. „Die „Frankfurter Zeitung", sage ich, „hat mich zur Abreise nach Peking veranlaßt in richtiger Voraussicht der kritischen Ereignisse, die jetzt auch thatsächlich eingetreten sind. Nun bin ich aber fremd im Lande und kann mir diese ganze Krisis nicht recht erklären. Ich wäre daher sehr glücklich, von Ihnen eine Antwort zu erhalten auf die Frage: Was geht eigentlich vor?"

„Li-Hung-Tschang zögert einen Augenblick, dann fährt es ihm heraus: „Die jungen Beamten sind schuld".

„Wieso?"

„Die älteren und erfahrenen Beamten sind durch jüngere verdrängt worden, denen jede Praxis der Staatsgeschäfte mangelt. Diese haben so darauf los gewirthschaftet, daß es schließlich nicht mehr weiter ging. Durch die Krisis sind nun die jüngeren Beamten beseitigt worden".

„Das wäre sehr schön, wenn diese plötzliche Wendung der Dinge auch das Resultat gehabt hätte, die alten bewährten Beamten wieder an Stelle der Beseitigten zu bringen. Derartiges scheint aber nicht der Fall zu sein. Man kann das schon aus dem Umstande schließen, daß in diesen für China so schwierigen Zeiten ein Mann wie Li-Hung-Tschang ohne Amt ist".

Der alte Herr nickt eifrig mit dem Kopfe und versichert, er sei ganz meiner Ansicht. Aber er zögert offenbar noch, sich deutlicher auszusprechen. Man muß daher versuchen, ihm ein wenig näher auf den Leib zu rücken.

„Soweit ich urtheilen kann", beginne ich wieder, „ist die Eigenthümlichkeit der jetzigen Situation gerade darin zu finden, daß jede Persönlichkeit fehlt, die geeignet ist, die chinesische Regierung zu repräsentiren. Mit wem sollen in diesem Augenblick die Gesandten verhandeln? Ich kann mir vorstellen, daß sie in großer Verlegenheit sein müssen."

Wenn ich mir das vorstellen kann, so habe ich meine guten Gründe dazu. Herr von der Goltz bestätigt die von mir ausge-

sprochene Ansicht und theilt mit, daß beispielsweise der deutsche Gesandte für's Erste gar nicht mehr in's Tsung-li-yamen geht. Tschang-yin-huan ist verbannt, Li-Hung-Tschang ist aus dem Amte geschieden. Wer bleibt da übrig?

„Ja, aber eine Regierung ist doch immer noch da" meint Li-Hung-Tschang.

„Daß eine Regierung noch da ist, genügt nicht," antworte ich, „es ist auch nöthig, daß sie etwas taugt. Wenn das so weiter geht, wird China schon die Folgen spüren. Vor allen Dingen wird sein Kredit darunter leiden."

„Solange China die Zinsen seiner Anleihen entrichtet," erklärt Li-Hung-Tschang, „braucht es für seinen Kredit wohl nicht zu fürchten, und diese Zinsen werden auch jetzt pünktlich bezahlt."

„Die Anleihen und die Zinsen beziehen sich auf die Vergangenheit. Allein für die Zukunft braucht China seinen Kredit nöthiger als je. Jetzt, wo die Epoche der großen Unternehmungen beginnen soll, ist es erst recht auf das europäische Kapital angewiesen. Wenn ihm Europa nicht das Geld dazu giebt, kann China keine Eisenbahnen bauen."

„Dann werden eben keine Eisenbahnen gebaut werden" äußert Li-Hung-Tschang mit Gelassenheit.

Ich drücke mein Erstaunen darüber aus, eine solche Bemerkung von dem Manne zu hören, den wir in Europa für den Bahnbrecher des Fortschritts in China halten. Herr von der Goltz seinerseits belegt durch Beispiele, wie sehr China durch die jüngsten Ereignisse an Kredit verloren hat: die Belgier wollen kein Geld mehr hergeben für die Peking-Hankau-Bahn, die ihnen concedirt worden ist. Auch das deutsche Syndikat, das sich um die Linie von Tsching-kiang nach Tientsin bewirbt, ist stutzig geworden und bezeigt Lust, sich zurückzuziehen. „Das kommt Alles davon," hebe ich nochmals hervor, „daß kein Mann mehr in der chinesischen Regierung sitzt, zu dem Europa Vertrauen haben kann. Li-Hung-Tschang war für China's Kredit das beste Aushängeschild. Es ist unbegreiflich, daß man sich dessen nicht mehr bedienen will und daß unter den leitenden chinesischen Staatsmännern sein Name nicht mehr figurirt, der für China so viel werth ist, wie eine Anleihe."

Li-Hung-Tschang hört sich diese Komplimente an, ohne mit der Wimper zu zucken, und scheint zu finden, daß sie ihm durchaus gebühren. Dann sinnt er eine Weile nach und sagt schließlich: „Die Fremden kennen mich und würdigen mich nach Verdienst. Jedoch was nützt mir das, wenn die Chinesen nicht derselben Ansicht sind?"

„Das kann ich mir gar nicht denken."

„Es ist aber die volle Wahrheit. Mit Bismarck ist es ja ganz ebenso gegangen: Er hat das Vertrauen der ganzen civilisirten Welt gehabt, nur dasjenige seines Kaisers hat er sich nicht bewahren können."

„Und warum haben Sie das Vertrauen Ihres Kaisers verloren?"

„Man hat mir zum Vorwurf gemacht, daß ich die Fremden zu sehr begünstige, man hat mich einen Verräther genannt."

Während Li-Hung-Tschang so redet, geht ein boshaftes Zucken über sein Gesicht. Beim Worte „Verräther" bricht er in ein Hohngelächter aus.

„Jetzt, wo die Kaiserin-Witwe wieder obenan ist, die Sie besser kennt, werden Sie gewiß bald von Neuem zum Staatsdienst berufen werden. Als ich vor zehn Tagen aus Tientsin abreiste, erwartete alle Welt, Sie demnächst wieder dort als Vizekönig zu sehen."

Li-Hung-Tschang schüttelt den Kopf. „Ich glaube nicht daran."

„Warum hat denn eigentlich die Kaiserin-Witwe die Regierung übernommen?"

„Der Kaiser ist sehr kränklich. Doch er regiert immer noch mit der Kaiserin-Witwe zusammen. Im Staatsrathe sitzen Beide nebeneinander. Der Kaiser ist durch einen Vorhang verdeckt, die Kaiserin-Witwe läßt sich ohne Vorhang sehen. Dem Empfange von Chinesen wohnt die alte Kaiserin bei, die Fremden empfängt der Kaiser allein. So hat auch der Marquis Ito beim Kaiser allein Audienz gehabt."

Der gute Li-Hung-Tschang verschweigt, daß der Empfang des Marquis Ito vor Ausbruch der Krisis erfolgt ist. Daraus kann man schließen, wie wahrheitsgetreu die übrige Darstellung sein mag.

„Die Kaiserin-Witwe scheint jedenfalls das Heft in der Hand zu haben, und ihre Regierung nimmt immer mehr einen ausgeprägt reaktionären Charakter an. Es macht den Eindruck, als verfolge sie in ihren Edikten das Ziel, alle in der letzten Zeit gemachten Fortschritte zu beseitigen. Der Kaiser hat angeordnet, daß bei den Staatsprüfungen fortan neben den chinesischen auch die europäischen Wissenschaften examinirt werden sollen. In der chinesischen Gelehrtenwelt ist dieser Beschluß sehr beifällig aufgenommen worden, und viele Prüfungs-Candidaten haben sich schon die theuren Bücher zum Studium der europäischen Wissenschaften angeschafft. Gestern ist nun ein Edikt der Kaiserin erschienen, welches anordnet, daß bei den Prüfungen wie bisher uur die chinesischen Wissenschaften berücksichtigt werden sollen. Die Kaiserin-Witwe hat ferner das Erscheinen sämmtlicher chinesischer Zeitungen verboten. Es wäre interessant zu wissen, ob ein Mann von aufgeklärtem Geiste wie Li-Hung-Tschang solche Rückschritt-Maßnahmen billigt."

„Das Verbot der Zeitungen ist erfolgt, weil diese gar zu viel unwahre Nachrichten gebracht haben. Statt die Zeitungen zu verbieten, hätte man auch den Chinesen verbieten können, sie zu lesen."

Wir lachen laut auf, in der Annahme, Li-Hung-Tschang habe wieder einmal einen Witz gemacht; aber er meint es ganz ernst. „Im Uebrigen," sagt er, „spricht keine Zeitung die Wahrheit."

Ich verbeuge mich dankend im Namen aller meiner Kollegen.

Li-Hung-Tschang zeigt mit seinem Stock auf mich. „Ihre Zeitung hat gewiß auch schon manche Unwahrheit geschrieben."

„Wenn eine Zeitung täglich hunderte von Meldungen aus der ganzen Welt bringt, kann wohl einmal ein Irrthum mit unterlaufen. Die ungeheure Mehrzahl dieser Meldungen jedoch ist richtig, und vor allen Dingen hat die „Frankfurter Zeitung" noch niemals ihren Lesern wissentlich etwas Falsches berichtet. Wie die Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung" bestrebt sind, sich stets an den besten Quellen zu informiren, können Sie schon aus dem Umstande ersehen, daß ich zu Ihnen gekommen bin."

„Da haben Sie auch recht gethan," versichert Li-Hung-Tschang. „Bei den Chinesen wie bei den Fremden bin ich bekannt als ein

Mann, der immer gerade heraus sagt, was er denkt. Auf Alles, was ich Ihnen sage, können Sie sich verlassen."

Als ich einen Tag vor dieser Unterredung Jemandem mittheilte, Li-Hung-Tschang werde mich empfangen, gab er mir den Rath, nur ungenirt darauf los zu fragen, fügte aber hinzu: „Natürlich dürfen Sie nicht ein Wort glauben von dem, was Ihnen der alte Schurke sagt." Es scheint also, daß die Europäer wenigstens in ihren Ansichten über die Wahrheitsliebe des Li-Hung-Tschang nicht ganz so einmüthig sind, wie er selbst dies darstellt. Ich behalte jedoch diese Wahrnehmungen für mich.

Li-Hung-Tschang kommt dann nochmals auf das Verbot der Zeitungen zurück. „Es war eine große Ungeschicklichkeit schon deshalb, weil fast alle chinesischen Zeitungen Europäern oder Japanern gehören und weil darum das Verbot ganz wirkungslos bleiben muß. Wenn nun aber die Regierung Maßregeln vorschreibt, die sie nicht im Stande ist durchzuführen, so macht das immer einen schlechten Eindruck. Solche kopflose Anordnungen sind die natürliche Folge davon, daß im Tsung-li-yamen Leute sitzen, welche vom Regieren absolut nichts verstehen. Man müßte sie Alle wegjagen!"

„Und bewährte Regierungspraktiker, wie Sie, werden zum Austritt aus dem Tsung-li-yamen genöthigt! Wissen Sie übrigens, daß man in der ganzen Welt behauptet, Ihre Demission sei durch englische Einflüsse veranlaßt worden?"

„Das ist nicht wahr."

„Die Zeitungen haben berichtet, es sei zwischen Ihnen und dem englischen Gesandten in Peking, Sir Claude Macdonald, zu scharfen Konflikten gekommen."

„Ist Alles Unsinn."

Und Li-Hung-Tschang erzählt nun eine lange Geschichte: Der englische Gesandte sei in's Tsung-li-yamen gekommen und habe sich darüber beschwert, daß die chinesische Regierung in der Angelegenheit der Peking-Hankau-Bahn zu sehr die Interessen Rußlands begünstige. Li-Hung-Tschang habe ihm darauf auseinandergesetzt, daß dies durchaus nicht der Fall sei. Darauf habe sich der ganze Zwischenfall beschränkt, und niemals habe es einen Konflikt gegeben. Es ist recht bezeichnend, daß Li-Hung-Tschang jetzt die Feindseligkeiten ableugnet, die zwischen ihm und den Engländern

stattgefunden haben. Auch sonstige, im Lauf des Gespräches gemachte Versuche, ihn zum Schimpfen über die Engländer zu veranlassen, erweisen sich als vergeblich. Der schlaue Fuchs sieht offenbar ein, daß er zu weit gegangen ist und daß er seine amtliche Stellung nicht wieder erlangen kann, so lange England Widerspruch erhebt. Er lenkt daher ein, und um einem besseren Einvernehmen, vielleicht einer Freundschaft in der Zukunft die Wege zu ebnen, beginnt er damit, daß er die Gegnerschaft der Vergangenheit als nicht vorhanden hinstellt.

Das Gespräch geht weiter; ich bitte Herrn von der Goltz, Li-Hung-Tschang zu fragen, ob er den Einzug der europäischen Truppen gesehen hat?

Li-Hung-Tschang antwortet nicht und stellt die Gegenfrage, was eigentlich die Truppen in Peking sollen?

„Die Gesandten haben sie kommen lassen zum Schutz der in Peking wohnenden Ausländer."

Li-Hung-Tschang lacht laut auf. „Ihr Europäer habt doch wirklich gar keine Courage!" (Wörtlich: „Ihr Europäer habt doch eine gar zu kleine Leber!" Die kleine Leber ist im Chinesischen das Sinnbild für Mangel an Muth.)

„Sie sitzen hier in Ihrem sicheren Hause und können leicht lachen. Ich selbst wäre neulich, als ich vom Bahnhof kam, beinahe gesteinigt worden, einem amerikanischen Herrn hat man zwei Rippen zerbrochen, eine englische Dame war in Gefahr, in's Wasser geworfen zu werden. Wenn die Europäer unter solchen Umständen nach Schutz verlangen, so ist das gewiß begreiflich. Da nun die chinesische Regierung ihre Sicherheit nicht gewährleistet, müssen sie selber dafür sorgen."

„Wäre ich im Tsung-li-yamen gewesen, so hätte ich die Angriffe gegen die Fremden schon zu verhindern gewußt. Andererseits sehe ich nicht ein, welchen Schutz diese Hand voll Soldaten den Europäern in Peking gewähren kann."

„Das ist richtig. Der Mandarin, der gegenüber der italienischen Gesandtschaft wohnt, hat auch gestern bereits geäußert: Man solle die Europäer todtschlagen, so lange sie noch so Wenige seien. Die Frage ist nur, ob es bei den wenigen Soldaten bleiben wird."

„Warum glauben Sie das?"

„Die Russen sind mit sechsundsechzig Mann gekommen, statt mit dreißig. Infolgedessen spricht der englische Gesandte auch schon davon, sein Detachement zu vermehren. Wenn die Mächte fortfahren, sich so gegenseitig zu überbieten, können aus den dreißig Mann jeder einzelnen Nation rasch dreitausend werden. Ferner treffen dieser Tage französische und italienische Soldaten in Peking ein. Alle Mächte passen scharf auf einander auf, und wenn eine Macht Truppen nach Peking sendet, will keine andere zurückbleiben."

„Wie ist das zu erklären?"

„Einem Staatsmanne, der Jahre lang die auswärtige Politik China's geleitet hat, dürfte es wohl nicht neu sein, daß die Mächte aufeinander eifersüchtig sind."

„Ist Deutschland auch eifersüchtig?"

„Deutschland kann als Großmacht jedenfalls nicht hinter den anderen Mächten zurückbleiben. In der Truppenfrage aber hat sich wieder deutlich gezeigt, daß China von Deutschland immer noch mit mehr Wohlwollen und Schonung behandelt wird, als von den übrigen Staaten. Die ganze Idee der Truppensendung ist vom englischen und vom russischen Gesandten ausgegangen. Erst nachdem diese Beiden ihren Soldaten bereits Befehl zur Fahrt nach Peking ertheilt hatten, entschloß sich der deutsche Gesandte, auch die seinigen kommen zu lassen."

„Das erstaunt mich nicht", sagt Li-Hung-Tschang. „Wir sind gewohnt, bei Deutschland verhältnißmäßig die gerechteste Würdigung unserer Ansprüche zu finden."

„Als ich vorhin über die Gesandtschafts-Straße ging, führten die Kosaken gerade ihre Pferde zur Tränke nach dem Brunnen, der nahe bei der deutschen Gesandtschaft steht; sie scheinen sich in Peking häuslich einzurichten."

„Im Gegentheil, ich hoffe, daß die Gesandten ihre Truppen bald zurückschicken werden. Die Berufung der fremden Soldaten nach Peking ist eine Maßnahme, welche schweren Schaden stiftet. Sie kränkt und erbittert die Bevölkerung, sie säet Mißtrauen zwischen Chinesen und Europäern und erreicht so gerade das Gegentheil dessen, was sie anstrebt. Die Gesandten können sehr gut auch ohne Truppen zum Ziele kommen."

„Was sollen sie thun?"

„Sie sollen die Soldaten wieder auf die Schiffe senden. Dann sollen sie eine Collectiv-Note an die Kaiserin-Witwe richten, worin sie die Einsetzung einer starken und seriösen Regierung verlangen."

„Kein übler Vorschlag."

„Ja," fährt Li-Hung-Tschang fort, „die Kaiserin-Witwe würde sicherlich Abhilfe schaffen. Wenn sie gewußt hätte, daß die Truppen kommen sollten, hätte sie es vielleicht schon gethan, und der ganze Einzug wäre unterblieben. Die Minister haben aber die Collectiv-Note, in welcher die Gesandten die Berufung der Detachements nach Peking ankündigten, der Kaiserin-Witwe gar nicht mitgetheilt."

„Was hätte die Kaiserin-Witwe gegen den festen Entschluß der Gesandten ausrichten können?"

„Sie hätte schon irgend einen Ausweg gefunden. Die Kaiserin-Witwe ist sehr gescheit, sie ist viel gescheiter als der Kaiser."

„Dann hat sie jetzt Gelegenheit, ihre Klugheit zu zeigen, indem sie ein Mittel ausfindig macht, um die Gesandten zur Entfernung der Soldaten zu veranlassen."

„Das wird doch nicht so schwer sein. Wenn eine Macht erst ihre Soldaten wegschickt, werden die andern schon nachfolgen."

„Ich glaube kaum. Der Wetteifer der Mächte entfaltet sich nur, wenn es gilt, Truppen zu holen, nicht aber, wenn es gilt, sie wegzuschicken. Und da in letzter Beziehung keine Macht der andern traut, wird auch keine den Anfang machen wollen."*)

---

*) Mehr als ein Jahr nach dieser Unterredung hat schließlich doch Rußland den Anfang gemacht. Die russischen Soldaten haben Peking verlassen. Nicht als ob es Rußland widerstrebte, Truppen in Peking zu halten. Aber wenn russische Soldaten in der chinesischen Hauptstadt ihr Quartier aufschlagen, so sollen sie allein dort sich festsetzen — und nicht mit Soldaten der anderen Nationen zusammen. Rußland hat also seine kleine Besatzung aus Peking zurückgezogen, um die anderen Staaten zu veranlassen, die ihrigen gleichfalls zurückzuziehen. In der That sind den russischen Truppen auch bald die englischen und die italienischen gefolgt; die übrigen Detachements werden sich über kurz oder lang voraussichtlich gleichfalls zum Abmarsch entschließen. Und eines Tages werden die Russen wohl nach Peking zurückkehren, diesmal aber in größerer Anzahl und ohne Gesellschaft. Die Gelegenheit wird sich von selbst bieten durch die weitere Entwickelung der chinesischen Verhältnisse; sollte sie allzulange zögern, sich von selbst zu bieten, so werden die Russen ihr schon ein wenig nachhelfen.

„Ich möchte nur einmal wissen, welchen Sinn es für eine Macht hat, Truppen in Peking zu halten" sagt Li-Hung-Tschang.

„Den Sinn, den Truppen überhaupt haben."

„Was ist das für ein Sinn?"

„Truppen bedeuten Gewalt."

„Weshalb will man Gewalt anwenden?"

„Gewalt ist unter Umständen eine wirksame Methode, um Interessen zu fördern."

„Wenn es so steht, dann wird es einen Krieg geben."

„Ist China gerüstet?"

„China kann keinen Krieg führen" meint Li-Hung-Tschang und lacht wieder.

„Sie denken also an einen Conflict zwischen europäischen Mächten? Erwarten Sie, daß die Kriegserklärung von England kommt?"

„England wird sicher auch keinen Krieg führen."

„Die englischen Zeitungen haben aber in den letzten Monaten ganz offen von einem Zusammenstoße mit Rußland gesprochen."

„Die reden nur so, und es wird doch nichts daraus."

„Auf welcher Seite würden sie in einem englisch-russischen Kriege mit Ihren Sympathien stehen?"

„Wenn Sie mir auch zehn Mal von einem solchen Kriege erzählen, so glaube ich immer noch nicht daran."

„In Europa ist man anderer Meinung. Eben habe ich die Nummern der „Frankfurter Zeitung" bekommen, welche die Preßstimmen über den russischen Abrüstungs-Vorschlag enthalten. Daraus ist zu ersehen, daß mehrfach die Ansicht laut geworden ist, der Abrüstungs-Vorschlag sei nur ein Manöver, durch das Rußland den unvermeidlichen Kampf mit England hinausschieben wolle, da die englische Flotte der russischen gegenwärtig noch weit überlegen sei."

Li-Hung-Tschang bekundet großes Interesse für diese Auffassung des russischen Vorschlags und erklärt schließlich: „Den Russen kann man eben niemals trauen." In russischen Fragen ist Li-Hung-Tschang unbestrittene Autorität, und wenn er sagt, man dürfe den Russen nicht trauen, so muß er das wissen. Immerhin bringe ich mein Erstaunen zum Ausdruck, diese

Aeußerung von Jemandem zu hören, der als ein so eifriger Freund der Russen gelte.

„Ich habe viele Sympathien für die Russen" erwidert er. „Als ich auf meiner europäischen Reise nach Rußland kam, wurde ich sehr gut aufgenommen. Der Zar hat mir selbst gesagt, Rußland werde sich niemals chinesische Gebietstheile aneignen."

„Diese Anschauung haben Sie wohl inzwischen aufgegeben?"

„Ganz und gar nicht! Ich glaube nicht, daß die Russen uns die Mandschurei wegnehmen wollen. Es ist ihnen nur um die Verlängerung der sibirischen Bahn zu thun, und diese Bahn soll eine rein commercielle sein. Auch wird der Bahnbau in der Mandschurei durch chinesische Arbeiter ausgeführt, die unter chinesischen Beamten stehen. Das sieht doch gewiß nicht nach Eroberung aus."

„Ich möchte noch einmal auf die Frage der Verläßlichkeit zurückkommen. Den Russen darf man nicht trauen, sagen Sie. Und den Engländern?"

„Denen darf man erst recht nicht trauen."

„Wie steht's nun mit den Deutschen?"

„Den Deutschen kann man immer und unter allen Umständen trauen."

Herr von der Goltz packt jetzt aus einem Couvert ein kleines Kunstwerk aus. Ein Berliner Maler hat das Bild des Li-Hung-Tschang auf Silber gemalt und hat es an die Gesandtschaft nach Peking geschickt mit der Bitte, man möge doch das Portrait dem Original zum Kauf anbieten, für tausend Mark, wenn ich nicht irre. Das Bild ist sehr hübsch ausgeführt, der alte Chinese ist vorzüglich getroffen. Trotzdem dreht Li-Hung-Tschang es in der Hand hin und her, besieht es von oben und von der Seite und fragt schließlich, wer das sei? Dann scheint er sich aber doch wiederzuerkennen und erkundigt sich, ob man ihm das Bild schenken wolle? Sobald er jedoch erfahren hat, daß der Maler ihm sein Werk zum Kauf anbiete, giebt er es schleunigst zurück. Li-Hung-Tschang gehört offenbar auch zu jenen Maecenen, welche bereit sind, für die Kunst Alles zu thun, unter der einzigen Bedingung, daß es sie nichts kostet.

Ich möchte dem alten Herrn zum Schluß noch eine Artigkeit sagen und lasse ihm daher mittheilen, daß ich vor zwei Jahren

seinem Einzuge in Paris beigewohnt habe und daß ich finde, er habe sich seitdem verjüngt. Li-Hung-Tschang schüttelt leise den Kopf und antwortet, er wisse nur zu gut, daß er älter geworden sei. Dann kommt er auf die Franzosen zu sprechen und sagt: „Die können auch nicht mehr gegen Deutschland Krieg führen."

„Am guten Willen fehlt es ihnen nicht, aber ich glaube gleichfalls, daß es ihnen übel bekommen würde, wenn sie den Versuch machten."

„Allerdings werden ihnen die Russen helfen."

„Das halte ich für ganz ausgeschlossen. Die Russen haben nicht den mindesten Grund, Deutschland anzugreifen. Die Allianz mit Frankreich haben sich die Russen so einzurichten verstanden, daß Frankreich ihren Interessen dient ohne jede ernste Gegenleistung von russischer Seite."

„Die russische Politik ist doch bewundernswürdig" meint Li-Hung-Tschang.

„Und furchtbar zugleich" fügt er hinzu, während wir uns von unseren Sitzen erheben.

Wir verbeugen uns, er schüttelt uns die Hände. Dann begleitet er uns bis vor die Thür. Draußen verbeugen wir uns nochmals. Während wir dem Ausgang zuschreiten, sehen wir ihn durch den Hof schwanken, auf die Schultern zweier Diener gestützt. So entschwindet der alte Mann unseren Blicken in einer Pose, welche nicht der Würde noch der Größe ermangelt und welche an Bilder aus der Tragödie erinnert, — an den blinden Seher Teiresias aus der „Antigone", der auch beim Abgang von zwei Sklaven hinausgeleitet wird, um deren Schultern er die greisen Arme geschlungen hat.

XXIX. Peking.

Peking, Anfang November.

(Von Tientsin nach Peking. — Der Bahnhof von Peking. — Das Abenteuer der Kammerzofe. — Die Mauern. — Das Thor der erhabenen Gelehrsamkeit. — Die Chinesen- und die Mandschurenstadt. — Afrikanisches aus Peking. — Die Stadt der Stangen. — Die Verkaufsladen. — Kleiderveräußerung mit Gesang. — In der Bücherstraße. — Musikalische Geräusche. — Die Nachtwächter. — Hochzeitszüge und Begräbnisse. — Die kaiserliche Herrlichkeit. — Rund um die Kaiserstadt. — Der Kohlenhügel. — Pekings Wahrzeichen. — Die Straßen bei Tage und bei Nacht. — Die Maulthierdroschken. — Die Peking-Esel und die Kameele. — In der Gesandtschafts-Straße. — Auf der Stadtmauer.)

Von Tientsin nach Peking ist gute Bahnverbindung. Vor zwei Jahren noch mußte man die Strecke im chinesischen Reisekarren zurücklegen und mußte zwei martervolle Tage in diesem gräßlichen Fuhrwerk verbringen. Jetzt erreicht man in einem Eilzug von gutem Tempo die Hauptstadt binnen dreieinhalb Stunden.

Der beste Zug geht Vormittags um elf Uhr dreißig Minuten von Tientsin ab. Eine hohe und starke Lokomotive ist vorgespannt, welche vorn einen eisernen Rechen hat, um die Chinesen wegzufegen, die das Bedürfniß fühlen sollten, sich eine fahrende Lokomotive ein wenig von vorn anzusehen. Der Train ist, wie auf dieser Bahn üblich, von riesiger Länge. Er besteht fast nur aus Personenwagen; man läuft mehrere Minuten an ihm entlang, bis man zum Customs Car kommt, der unmittelbar hinter der Maschine angekoppelt ist. Die Zollverwaltung hat die wenigen europäischen Einrichtungen geschaffen, die China, das von Chinesen regierte China,

besitzt. So trägt ihren Namen auch dieser Waggon, der allein für Europäer bestimmt ist und der es dem Reisenden ermöglicht, mit allem Comfort einer heimischen Ersten Klasse in einem chinesischen Zuge zu reisen.

Der Customs Car ist in kleine Coupés eingetheilt. Man sitzt auf angenehm gepolsterten Bänken und sieht in die Gegend hinaus durch Fenster, deren Scheiben einen bläulichen Schimmer haben. Das Spiel der Kinder, die sich die Welt durch ein buntes Glas ansehen, findet sich hier als Eisenbahnluxus wieder. Diese Bahnverwaltung sorgt nicht nur dafür, daß die Passagiere im Waggon sich behaglich fühlen, sondern sie bemüht sich auch, ihnen das Land zu verschönern, durch das sie fahren. Man wird Anfangs frappirt davon, daß die Landschaft draußen so zurecht gemacht, so gemalt scheint, und merkt erst allmählich, daß die Fensterscheiben blau geschliffen sind. Es ist seltsam, wie ein wenig Blau hinreicht, um der Welt ein glückliches Aussehen zu geben! So kann man sich in die Eisenbahnreisen der Zukunft hineinträumen, wo die Landschaft durch bunte Fensterscheiben stylisirt werden wird: „Wir fahren jetzt in's Höllenthal!" wird der Kondukteur sagen und rothe Gläser in die Coupé-Fenster einsetzen; und eine Station vor dem Meere wird er mit blauen Scheiben erscheinen, um dem Azur des Südens ein wenig nachzuhelfen. Im Customs Car geht das Raffinement allerdings noch nicht so weit, daß die Fenster je nach der Gegend gewechselt werden. Ein europäischer Kondukteur fordert die Billets ab, für welche der Preis ein wenig höher angesetzt ist, als für die gewöhnlichen Fahrkarten. Im Laufe der Reise bringt ein chinesischer Bahnbeamter eine Tasse Thee. Auch Birnen kann man haben, Peking-Birnen, die wie Aepfel aussehen und süß und würzig schmecken.

Der ganze übrige Zug ist gestopft voll mit Chinesen. Einige tragen ihr buntestes Festgewand, mit dem gestickten viereckigen Einsatz auf der Brust. Alle haben auf dem Kopf den runden schwarzen Winterhut mit der aufwärts stehenden Krämpe. Denn vor einigen Wochen hat der Kaiser das Edikt erlassen, das die Anlegung der Winterkleider befiehlt. Für das ganze Reich, welches alle Arten des Klima's, vom hochnordischen bis zum tropischen, umfaßt, wird es Winter an dem Tage, der dem Kaiser beliebt. Sobald Seine

Majestät in Peking findet, daß der Nordwind ihm frisch um die erlauchte Nasenspitze streicht, haben alle vierhundert Millionen Unterthanen gleichfalls zu frieren und sich in warme Gewänder zu hüllen. Auch die Leute im Süden, in Canton beispielsweise, müssen, obgleich die Sommerhitze fortdauert, in Winterkleidung einhergehen, weil der Kaiser befohlen hat, daß es kalt ist. In derselben Weise wird durch kaiserliche Verordnung der Anfang des Sommers festgesetzt.

Nach der Ausfahrt aus dem Bahnhof von Tientsin rollt der Zug an der langgestreckten Chinesenstadt vorüber. Zwischen den niedrigen Häusern ragen überall bewimpelte Masten auf. Die französische Kathedrale zeigt ihren stumpfen Thurm. Eine Pagode steht in der Nähe, oben von offenen Arkaden umgeben. Für die Götzen, die in der Pagode wohnen, muß es eine große Beruhigung sein, zu sehen, daß die Christen in der Nachbarschaft Thürme bauen, aber keine Spitze dazu finden können.

Der Pei-ho, der noch kurz zuvor drüben in der Chinesenstadt geflossen, schneidet auf einmal der Bahn den Weg ab, und es ist eine Brücke nöthig, um weiter zu kommen. Unten auf dem Flusse liegt eine Kriegs-Dschunke, gelb und sauber, mit zwei Kanonen bewehrt, die hinten über den Bootsrand in den Strom hinabsehen. Diese Dschunke ist also offenbar dazu bestimmt, in's Wasser zu schießen, und wird gute Dienste leisten, wenn es sich einmal darum handeln wird, einen Sieg über die Fische zu erfechten. An den Enden der Brücke halten schwarz uniformirte Soldaten Wacht und stützen sich lässig auf ihre Gewehre. Blaue militärische Zelte sind in der Niederung des einen Ufers aufgeschlagen. Am Bahngeleise warten viele Leute, bis die Barrièren sich wieder öffnen. So sind an fast allen Bahnübergängen dichte Haufen gestaut. Auch hier draußen auf freiem Felde ist ein fortwährendes Kommen und Gehen, und man kann sich einen Begriff von der Bevölkerungsdichtigkeit dieses China machen, wo selbst auf den Landstraßen ein beinahe städtischer Verkehr herrscht.

Die Landschaft gleicht derjenigen zwischen Tongku und Tientsin, die bereits früher beschrieben wurde. Es ist eine Ebene mit sehr wenig Land und sehr viel Wasser. Man hat den Eindruck, als ob die Leute hier, da sie ein so geringes Maß von Boden zur Verfügung haben, sich dazu entschlossen hätten, auch das Wasser zu bebauen. Mitten

durch Teiche und Seen sind merkwürdige niedrige Dämme aus Bambus gezogen, wie Marken, welche Felder abgrenzen. Die Aecker sind selten; demzufolge hat die Frucht, die hierzulande geerntet wird, ein Einsehen und macht die Konzession, auch im feuchten Element zu wachsen. So waten denn allenthalben Kulis durch's Wasser und verrichten eine Erntearbeit eigener Art, indem sie hohe Stauden abschneiden. Als kleiner Inselpunkt in einem weiten See liegt ein Dorf. Die Bauern können dort sicherlich nicht heraus, noch hinein, ohne zu schwimmen. Da die ganze Natur hier zur Amphibienbildung neigt, wäre es gar nicht erstaunlich, wenn die Bauern Flossen hätten. Wo ein wenig Land trocken ist, nehmen das zunächst natürlich die Todten für sich in Anspruch. Die Grabhügel sind manchmal zur Höhe von wahren Erdthürmen aufgeschichtet.

In gerader Richtung dringt die Bahn vor und kümmert sich wenig darum, ob sie durch Land oder durch Wasser fährt; mitten im Wasser stehen auch die Telegraphenstangen. Der Bahnkörper sendet hier und da einen steinernen Sporn in die Fluth vor. Einmal ist eine beginnende Dammrutschung durch übereinander gestaute Fässer aufgehalten. Auf starker eiserner Brücke zwischen hohen Bogen hindurch überschreitet der Zug einen Seitenarm des Pei-ho. Es kann übrigens auch der Pei-ho selbst sein, dem es wieder einmal eingefallen ist, quer über Feld zu laufen. Dann scheint noch einmal der Strom die ganze Ebene zu überquellen. Uferlos dehnt sich ein See zur Linken der Bahn und zur Rechten. Das Land aber, das im weiteren Verlauf der Fahrt auf diesen See folgt, ist sozusagen definitiv. Aus dem Wasser geht endgiltig die Erde hervor.

Die Gegend scheint fruchtbar. Ueberall sind die Aecker frisch bestellt. Einige Felder tragen bereits den grünen Flaum der neu aufsprießenden Saat. Die Kao-liang-Stauden aber stehen überreif, und die Schwere der gefüllten Aehren beugt sie zur Erde nieder. So ist es Herbst und Frühling zugleich und ein wenig Sommer dazu: denn in den Gärten hinter den Stationsgebäuden sind an Spalieren große gelbe Sonnenblumen gezogen. Dann hören wieder einmal die Felder auf, die Ebene nimmt Haide-Charakter an. Der Boden ist von allerlei Buschwerk überwuchert; im hohen Gesträuch sind manchmal auch vereinzelte Bäume emporgeschossen.

Am Horizont zeichnen sich zartblaue Formen ab, und hinter der Station Anting tritt in kräftiger Gestalt aus dem Dunst der Ferne das Gebirge heraus. Zwei Bergketten ragen hintereinander. Auf ihre Gipfel sind weiße Wolken gethürmt. In eilender Fahrt stürmt der Zug auf die Berge zu. Bald sind sie ganz nahe, zur linken Seite, eine Reihe hinter der andern, hochgestreckt, voll Falten und Runzeln, die alle scharf ausgeprägt sind in dieser klaren Herbstluft, natürlich ohne Bäume, dunkel gefärbt, aber nicht unfreundlich, sehr malerisch und besonders wirkungsvoll noch deshalb, weil sie plötzlich aus diesem durchwässerten Boden, der gar keinen Bestand zu haben scheint, so fest und stark aufwachsen. Im weiteren Verlauf der Reise bleiben sie ein wenig zurück, verschwinden jedoch nicht mehr aus dem Gesichtskreis, und nahe bei Peking blauen neue Berge in der Ferne.

Die Geschwindigkeit des Zuges geht in ein wildes Jagen über. Draußen fliegt das Land vorbei. Alles ist hier bebaut und begrünt. Keine Strecke giebt es mehr, auf der nicht irgend etwas wächst. Die Bäume haben dichtes Laub. Große grüne Salatköpfe reihen sich auf den Feldern. In den Gärten sind ganze Beete voll brennend rother Blumen. Frisches Gras bedeckt die Wiesen, und auf einer ergehen sich Kameele als seltsame Weidethiere. Die Lokomotive nimmt sich kaum Zeit, in der letzten Station Tengtai ein wenig zu rasten. Sie schnaubt Dampf aus allen Ventilen und braust weiter. Ein Tempelgrund liegt nahe an der Bahn. Aber als der erste Zug kam, haben offenbar die Götter vor dem ungeheuerlichen Spuk, der mit Eisengerassel und Dampfgestöhn einherdonnerte, die Flucht ergriffen. Die heiligen Stätten sind verlassen. Ein Tempelthor droht mit Einsturz, ein anderes ist bereits in Trümmer gesunken. Nicht weit davon stehen Lokomotiven in einem halbkreisförmigen Schuppen. Ein langes Pfeifen, das gar kein Ende nehmen will und immer wieder von Neuem einsetzt, kündigt das Ende der Reise an. Die Fahrgeschwindigkeit vermindert sich, und langsam rollt der Zug in den Bahnhof von Peking.

Das Stationsgebäude ist noch mit Gerüsten umgeben, ist aber bereits bis zum dritten Stockwerk gediehen. Der stattliche graue Ziegelbau sieht wirklich nach Hauptstadt aus. Später werden dort die Züge vorfahren. Einstweilen ist der Bahnhof von Peking nicht

viel mehr als das Ende des Geleises. In einem länglichen Holzschuppen mit Wellblech-Dach ist ein kleines Wartezimmer (von dem früher bereits die Rede war) für vornehme Leute reservirt. Auch der Billetschalter ist dort untergebracht. Im Uebrigen ist die einzige Bahnhofslokalität der Perron. Das Restaurant befindet sich außerhalb oder vielmehr unterhalb des erhöhten Bahnsteigs. Theehäuser sind errichtet aus Matten, die zwischen Pflöcken ausgespannt sind. Sie stehen in Gassen beieinander und bilden ein wahres Zeltlager, eine kleine Nomadenstadt, der ein Zaun ihre Grenzen zieht. Daneben liegt eine Art weiter Hofraum, in den man unmittelbar vom Perron hinuntersteigt. Das ist der Droschken-Halteplatz. Hunderte von Maulthierkarren, alle von dem blauen Tuchdach überwölbt, warten hier auf die Reisenden, um sie nach der Stadt zu befördern. Wer reiten will, kann auch ein Maulthier ohne Karren haben. Sänften muß man sich vorher zur Station bestellen.

Wenn man mit der Bahn nach einer Stadt hinreist, so darf man, sobald man am Bahnhof aussteigt, sich im Allgemeinen wohl der Ueberzeugung hingeben, daß man in der Stadt angekommen ist. In Peking hingegen kommt man wohl an, ist jedoch noch lange nicht da. Der Bahnhof liegt irgendwo, die Stadt aber liegt ganz wo anders. Es scheint, daß Stadt und Bahnhof miteinander nichts zu thun haben wollen. Sie ignoriren sich und unterhalten keinen Verkehr. Wenn die Bahn durchaus darauf besteht, nach Peking zu fahren, so soll sie das halten, wie sie will, aber Peking will nichts davon wissen. Hat man sich erst einmal mit diesen zudringlichen Lokomotiven eingelassen, so wird man sie überhaupt nicht mehr los. Auch die Götter der Stadt sollen nicht durch die Eisenbahn belästigt werden. So kommt es, daß der Bahnhof sich nicht in Peking befindet, sondern weit draußen vor den Thoren, in Machiapu; und so erklärt es sich andrerseits, daß man vom Pekinger Bahnhof aus nirgends auch nur eine Spur der Stadt erblicken kann.

Eines Tages nun traf mit der Bahn eine Kammerzofe ein, die bei der Frau desjenigen Gesandten bedienstet ist, der zur Zeit von der chinesischen Regierung wohl am Meisten respektirt und gefürchtet wird. Namen sollen nicht genannt werden, und die vorausgehende Umschreibung sagt ja ohnehin deutlich genug, daß

der deutsche Gesandte gemeint ist. Der Zug hatte sich verspätet. Es wurde dunkel, während die Kammerzofe den Weg vom Bahnhof nach der Stadt zurücklegte; als sie endlich die Stadtmauer erreichte, waren die Thore bereits geschlossen. In China giebt es nichts, was man nicht durch Geld erlangen könnte, — nichts, mit einer einzigen Ausnahme: Wenn nach Sonnenuntergang die Stadtthore von Peking einmal geschlossen sind, so läßt sich ihre Wiedereröffnung für alle Reichthümer der Welt nicht durchsetzen. Das ist übrigens wohl etwas viel gesagt; und die Thorhüter haben sich ihre unerschütterliche Pflichttreue vielleicht nur deshalb bewahrt, weil bisher Niemand sich die Mühe genommen hat, sie mit einer entsprechend hohen Summe in Versuchung zu führen. Zweifellos könnte man ganz Peking kaufen, wenn man nur Geld genug hätte, es zu zahlen; und es ist kein Grund einzusehen, warum in dieser Stadt die Thore allein nicht käuflich sein sollten. Die Kammerzofe aber fand jedenfalls unerbittliche Thorhüter. Die Unbestechlichkeit wird mit Vorliebe gerade gegen Diejenigen herausgekehrt, die nicht in der Lage sind, zu bestechen. Der armen kleinen Frau half kein Bitten und kein Weinen. Sie mußte die Nacht vor der Stadt unter freiem Himmel verbringen. Der Gesandte begab sich daraufhin in's Tsung-li-yamen, um mit den Beherrschern des Reiches ein ernstes Wort zu reden; und die Folge war, daß die Firma Siemens & Halske in Berlin die Konzession erhielt zur Erbauung einer elektrischen Bahn vom Bahnhof bis nach den Thoren von Peking. Die Schienen der Bahn liegen bereits auf der Straße; viele Arbeiter sind zur Zeit mit der Fertigstellung der Strecke beschäftigt. In dieser Weise ist eine Bahn entstanden, weil eine Kammerzofe einmal schlecht geschlafen hat. Besonders merkwürdig ist das Verhalten der Götter in der Angelegenheit. Eine Eisenbahn mögen sie nicht, gegen eine elektrische Bahn aber haben sie nichts einzuwenden. Warum die Götter die Elektrizität dem Dampfe vorziehen, ist ihr Geheimniß. Jedenfalls aber wird durch diesen Vorfall der Beweis geliefert, daß die Elektrizität, die sich bereits die ganze irdische Welt erobert hat, auch im Jenseits acceptirt ist. Seit Langem hat keine Betriebskraft einen ähnlichen Erfolg errungen.

Von Machiapu ab beginnt also eine neue Reise. Zuerst geht es ein wenig auf der Landstraße, dann wird seitwärts abge-

bogen, und der Weg führt über Feld, kreuz und quer, in endlosen Zickzack-Linien. Auch hier sind mitten in den Aeckern die Todten eingescharrt. Nur haben sie steinerne Grabmäler, nicht einfache Erdhügel, wie in der Umgebung von Tientsin. In der Hauptstadt ist man eben vornehmer todt als in der Provinz. Die Grabmäler gleichen großen steinernen Fingerhüten. Zugleich erinnern sie in der Form an die Sandkuchen, welche die Kinder am Meeresstrand aufzuschichten pflegen. Darum ruft ein mit solchen Gräbern besetztes Feld den Gedanken wach an einen Spielplatz von Riesenkindern, die sich steinerne Kuchen gebacken haben. Manchmal ruhen die Todten auf einem besonderen Friedhofe, unter Nadelbäumen, in deren dunklen Hain wohl auch, mit feinem Sinne für die stimmungsvolle Wirkung des Contrastes, ein Portikus aus lichtem, weißem Gestein gestellt ist. Sonst ist hier ebenfalls das Land gut bestellt. Die Aecker grenzen dicht aneinander. Bauernhäuser liegen da und dort, über deren Dach hohe Bäume hinauswachsen.

Nach fast einstündiger Wanderung zeigt sich in den Durchblicken, die das Laub freiläßt, eine graue Mauer. Der Weg vereinigt sich wieder mit der Landstraße, und die Straße führt gerade auf das Stadtthor zu. Hier münden noch andere Straßen, die alle in leichter Steigung sich dem Thore nähern. Und auf allen diesen Straßen ist ein unabsehbares Rühren und ein Fahren von Tausenden von Rädern und ein gewaltiges Emporstreben nach dem Eingang der Stadt zu. Von allen Seiten kommen die Karren einher, mit Kisten und Ballen bepackt. Zwei und drei lange Wagenzüge rumpeln auf jeder Straße heran. Vor dem Thor fließt das Alles zusammen und verstopft sich gegenseitig den Weg. Langsam löst sich ein Karren nach dem andern aus der großen Stauung los und rollt polternd unter das Thorgewölbe. Die Reihen, die auf den Straßen halten, rücken allmählich vor, jetzt eine kleine Spanne und dann wieder eine. Die Stadt hat ihren Thor-Rachen aufgesperrt und schlingt gemächlich die Zufuhr ein, einen Bissen nach dem andern.

Merkwürdig ist, daß auch nach diesem Stadtthor die Stadt noch nicht beginnt. Man durchschreitet das Thor und ist scheinbar wieder auf freiem Felde. Wenn das aber doch eine Stadt sein

soll, so ist es jedenfalls eine Stadt, der die Häuser fehlen. Drinnen ist dieselbe Ebene wie draußen. Die Stadt ist also hier nichts Anderes, als die Ebene hinter dem Thore. Nur hören die Aecker auf. Eine weite Sandfläche dehnt sich aus, mit schmalen grünen Wiesenrändern an den Seiten, wo Schafheerden weiden. Mitten hindurch führt in schnurgerader Linie ein erhöhter Straßendamm, der mit großen Quadersteinen gepflastert ist. Der Verkehr aus der Stadt und der Verkehr nach der Stadt strömen hier in ununterbrochenen Wagenreihen aneinander vorüber.

Man rückt langsam auf diesem Fahrdamm vor und sieht noch immer keine Häuser. Nach einiger Zeit aber werden wieder *Mauern* sichtbar. So kommt man hier von einer Mauer zur andern. Bald ist die Mauer unüberschreitbar, und ihr Thor ist verschlossen. Bald ist das Thor geöffnet, und wenn man die Mauer erwartungsvoll durchschritten hat, findet man nichts dahinter. Trotzdem regen sich jedesmal neue Erwartungen. Man wird eben aus dem Menschen niemals die Idee herausbringen, daß hinter der Mauer doch etwas stecken müsse. (Le mur, derrière lequel il se passe quelque-chose . . .) Der Orient hat das längst erkannt und ummauert Alles, was Respekt genießen soll. Unter den orientalischen Städten ist Peking vielleicht die mauerreichste. Jeder, der ein Ansehen beansprucht, sei er Gott oder Kaiser, sitzt hinter seiner besonderen Steinschranke, die nicht überschritten werden darf: denn das Ansehen beruht eben darauf, daß Niemand weiß, *was* hinter der Mauer ist. Namentlich dem *Kaiser* kommt es zugute, daß man ihn so wenig kennt; und umgekehrt kann ein Monarch nichts Thörichteres thun, als daß er aus seiner Mauer heraustritt und dem Volk fortwährend seine Persönlichkeit aufdrängt. Selbst die Stadtmauer von Peking ist vielleicht nicht allein eine Schutzwehr, sondern soll auch den Leuten draußen einen imposanten Begriff von der Stadt geben. Es ist nur schade, daß es gerade hier so viele offene Thore giebt. Welch' ein herrlicher Ort wäre Peking, wenn man nicht hineindürfte! Immerhin besteht die Stadt infolge aller der unzugänglichen Umfriedungen in ihrem Innern aus einem guten Theil Geheimniß. Es ist der Reiz von Peking, daß mit der Stadt, die man kennt, eine Stadt verschmolzen ist, die man nicht kennt. Dem Theil, den man kennt, fehlt die Schönheit; und wenn sie auch

dem anderen Theil fehlt, was wahrscheinlich ist, so weiß man das doch nicht und kann sich vorstellen, daß die Stadt, die man nicht kennt, die schöne ist.

Zur Rechten, weit drüben am Rand der Ebene, beginnt eine graue Mauer, die sich in gleicher Richtung mit der Straße hinzieht. Eine ähnliche graue Mauer läuft am Rand der Ebene, weit drüben zur Linken. Ueber diese massiven Ziegelzäune erheben Bäume ihre Wipfel. Dahinter scheinen also Parks zu liegen, Parks von riesiger Ausdehnung. Denn man reitet beinahe eine halbe Stunde an den Mauern entlang. Die großen rothen Thore in der Mitte sind fest verschlossen. Da ist auf keinen Einlaß zu hoffen. Früher war die steinerne Schutzwehr zur Rechten an einer Stelle eingefallen; man konnte durch eine Bresche in's Innere gelangen und dort herumreiten, vorausgesetzt, daß das Pferd rascher war, als die wachthabenden Soldaten, die dem fremden Eindringling den Weg zu sperren suchten. Jetzt ist die Bresche verschlossen; auch sonst sind an einigen Stellen der Mauer Gerüste aufgeschlagen, und wo die Dichtigkeit nachgelassen hat, werden neue Ziegeln aufgesetzt. Fortan soll der Unberufene, namentlich der Unberufenste von Allen, der Europäer, keinen Zutritt mehr finden.

Die Mauer zur Rechten umschließt den Tempel des Himmels (Tien-tan), die zur Linken den Tempel des Ackerbaus (Sche-chi-tan). Im Himmelstempel bringt der Kaiser alljährlich unter großen Ceremonien das Winter-Opfer, um Segen für sein Reich zu erflehen. Er betet zum höchsten Wesen. Der Brauch stammt aus uralten Zeiten, als China noch an den Einen Gott glaubte. Seitdem sind in der großen Götterwerkstatt Asien viele Götzen und Heilige gefertigt worden, und fast alle haben Eingang und Kundschaft in China gefunden, das sich übrigens auch selbstthätig an der Götterproduktion betheiligt hat. Unzählige Idole besitzen in China ihre Altäre. Es geht ihnen gut dort, und das Volk verbrennt ihnen allen Weihrauch, dessen sie zu ihrer überirdischen Satisfaktion bedürfen. Zugleich wird Buddha angebetet, mag er nun Gott sein oder nicht; selbst der Rationalist Confucius hat seine Tempel. Und während so das Götter-Proletariat sich mit dem Volke gemein macht, um nur sein Bischen Anbetung zu bekommen, — während so ringsum die Götzenbilder wimmeln — beugt der Kaiser alljährlich im Tempel

des Himmels sein Knie und bekennt, daß es nur Einen Gott giebt. Das höchste Wesen ist geblieben. Der Himmelstempel enthält kein Bild, das seine Züge zeigt. Es ist rein geistig. Man kann es nicht fassen und sich nicht veranschaulichen. Es ist wie der Himmel und wölbt sich, wie dieser, über der Welt.

Tief drinnen in dem Park von alten Bäumen, vor allen profanen Blicken verborgen, erhebt sich der Himmels-Altar auf einer Marmorterrasse von siebenundzwanzig Stufen. Der Altar steht frei. In der Nähe ist ein Tempel erbaut, den eine Kuppel von blauen Ziegeln deckt. Zu den Tempelanlagen gehört ferner ein neun Fuß hoher, mit grünen Ziegeln besetzter Ofen, in dem an den kaiserlichen Gebettagen ein ganzer Stier als Opfer verbrannt wird. Das erinnert an althebräische und altgriechische Kultusbräuche, mit denen der chinesische Himmelsgottesdienst auch sonst mancherlei Aehnlichkeiten aufweisen soll. Am 20. December sendet der Kaiser in einem mit Elephanten bespannten Wagen die Opfergaben nach dem Himmelstempel. Am 21. December begiebt er sich selbst dorthin in seiner gelbseidenen Sänfte, geleitet von zahlreichem Gefolge in Prunkgewändern. In einem Gebäude, das „Palast der Enthaltsamkeit" genannt wird, bringt er die Nacht zu und darf weder schlafen noch Nahrung zu sich nehmen. Am Morgen, vor Sonnenaufgang, ersteigt er, mit Priestergewändern angethan, die Marmorterrasse und kniet oben vor dem Altar nieder. Während der Herrscher betet, ertönt Musik und feierlicher Gesang. Schließlich empfängt er aus den Händen der Priester, wie ein Abendmahl, den „Becher der Glückseligkeit" und das „Fleisch der Glückseligkeit".

Der Ackerbautempel, der dem Himmelstempel gegenüberliegt, ist dem sagenhaften Erfinder der Landwirthschaft Schen-nung geweiht. Inmitten des schönen Parks sind vier Altäre errichtet. Ein kleines Feld ist dort abgegrenzt, in dem der Kaiser jeden Frühling mit einem vergoldeten Pflug eine Furche zieht. Wenn auch zweifellos der Segen, den der liebe Herrgott vom Himmel schickt, seine Wichtigkeit hat, so ist doch das Wichtigste gleich danach jedenfalls, daß die Erde Nahrung spendet. Darum theilt der Ackerbautempel mit dem Himmelstempel den Ehrenplatz am Eingang der Hauptstadt. Darum kommt unter den vier Ständen des Reiches (1. Literat, 2. Ackerbauer, 3. Handwerker, 4. Kaufmann) der Landwirth be-

reits an zweiter Stelle. Und darum muß selbst der Kaiser, der sonst gar keine Arbeit zu leisten hat, einmal im Jahre die Pflugschar lenken.

Lange führt die Straße zwischen den Mauern entlang, welche die beiden Tempel umschließen. Dann wölbt sich eine kleine Brücke über ein Flußbett ohne Wasser. Hinter dieser Brücke wird die Chinesenstadt, die bisher nichts war als Sandebene, Park und Mauern, ohne jeden Uebergang eine Stadt mit Häusern, und die Straße, auf der man bisher mitten durch die Ebene gewandert ist, wird auf einmal die Hauptstraße der Chinesenstadt. Diese Hauptstraße zieht sich auch noch eine gute halbe Stunde hin und endigt schließlich auf einem Platze. Wie eine Art Brücke auf dem Trockenen durchschneiden den Platz steinerne Balustraden, auf denen immer zerlumptes Bettlervolk hockt. Dahinter thürmt sich in gewaltiger Masse das Thor auf, das von der Chinesenstadt nach der Mandschurenstadt führt, die größte und berühmteste unter allen den Stadtpforten von Peking, genannt Ha-ta-men, das Thor der erhabenen Gelehrsamkeit.

Wie kommt diese elende Stadt, wo in niedrigen Häusern das Chinesenvolk sein gedrücktes Dasein führt, zu so kolossalen Mauern und Thoren? China's mächtigste Kaiser haben sie geschaffen. Es muß ein schlimmes Ding sein, wenn unter dem jämmerlichen Chinesenvolke ein Kaiser das Bedürfniß nach Größe fühlt. Da bleibt ihm kaum etwas Anderes übrig, als große Mauern zu bauen. Aber es wird sich immer zeigen, daß die Mauer, die dem großen Sinn des Kaisers entsprungen ist, nicht zu der niedrigen Stadt paßt, die das Volk sich gezimmert hat, das immer armselig am Boden klebt. Jedenfalls sind Stadtmauern und Stadtthore wohl die einzigen Bauwerke in Peking, welche Größe besitzen.

Gleich den anderen Thoren ist Ha-ta-men eine ganze Festung, eine alte Burg. Thorthürme, mit denen man bei uns im Mittelalter den Stadteingang befestigte, giebt es in Peking nicht. Selbst bei seinen Monumentalbauten zeigt der Chinese überhaupt weniger die Neigung, hoch, als vielmehr breit und massiv zu bauen. Die Pagoden bekunden kein Streben nach Höhe, und sie sehen oft eher Häusern gleich, denen so lange ein Stockwerk nach dem andern aufgesetzt worden ist, bis sie Thürme geworden sind. Bei den Thoren von

Peking sind vielleicht auch strategische Erwägungen maßgebend gewesen. Ein schmaler Thurm ist kein genügender Schutz für ein breites Thor. Wenn man es aber in seiner ganzen Breite vertheidigen will, so muß man ein ebenso breites Haus bauen. Das hat man gethan. *Vor* dem Thore durfte das Haus nicht stehen; denn eine Befestigung, die so weit geht, daß man in das Thor überhaupt nicht hinein kann, ist vom Uebel. So hat man das Haus einfach *auf* das Thor gestellt. Bei der unendlichen Fülle der Arbeitskraft in China giebt es keine Unmöglichkeiten; wenn es einem chinesischen Kaiser beliebt, so kann auch einmal ein Haus auf einem Thore stehen. Die Stadtmauer ist überdies breit genug; und da man schon dort oben beim Häuserbauen war, so baute man gleich mehrere. Das eine erhebt sich unmittelbar über dem Haupteingang. Breit und stämmig ist es da oben aufgepflanzt und sitzt wie ein riesiger Recke im Mauer-Sattel. Diese Reckenhaftigkeit ist freilich zum Theil nur Theaterpose. Denn wenn man näher zusieht, findet man, daß mehr Holz als Mauerwerk in dem Ding steckt. Eine moderne Kanone würde den Giganten mit ein Paar Schüssen herunterblasen, während diese Kanone dagegen alle Mühe haben würde, mit der Stadtmauer selbst fertig zu werden. Aber jedenfalls erfüllt das Gebäude durchaus seinen Zweck, stark zu scheinen; und malerisch ist es auch, dieses chinesische Kastell aus fernen Jahrhunderten, mit seinen drohenden Schießscharten und seiner grauen Altersfarbe.

An den Schießscharten ist eine Eigenthümlichkeit zu beobachten. In langen Reihen durchziehen diese viereckigen Vertiefungen die Mauerfront. Die Thorwache hat nun möglicherweise gefunden, daß ein Haus, dessen Wand lauter Löcher hat, ein recht zugiger Aufenthaltsort ist. Mag es nun aus diesem Grunde geschehen sein oder aus einem andern: jedenfalls sind die Schießscharten zugemauert. Im Frieden läßt sich gar nichts dagegen einwenden. Nur im Kriege werden es die Vertheidiger des Thores vielleicht störend empfinden, daß die Schießscharten, aus denen sie auf den Feind feuern sollen, keine Löcher haben. Ein geschweiftes chinesisches Dach deckt das Haus. Auf den Dächern mancher öffentlicher Gebäude in Peking hat ein grünes Porzellanthier seinen Aufenthalt. Auch hier hockt es an den Giebel-Enden zur Rechten und zur Linken.

Es ist ein Monstrum eigener Art, das einen Stierkopf mit krummen Hörnern und einen buschigen Drachenschweif, aber keinen Leib hat. Der Schweif ist gleich am Kopfe fest gewachsen, wie bei den Ungethümen auf den Alpdruck-Bildern des Hieronymus Bosch.

Unterhalb des Hauses durchschreitet man das Thor. Die dicken alters-rostigen eisernen Flüget, die mit faustgroßen Nägeln beschlagen sind, lehnen an den Wänden. Vor ihnen liegen mit Holzsparren bepflanzte Balken (spanische Reiter), mit denen Nachts der Zugang verbarrikadirt wird. Durch ein düsteres Gewölbe setzt sich die Straße fort. Die Länge des Tunnels giebt einen Begriff von der Dicke der Stadtmauer. Man kommt heraus in einen weiten Hof, einen Burghof. Die Mauer trägt in der Runde wieder einige Kastelle gleich dem über dem Haupt-Eingang. Jenseits des Hofes leitet ein neues Gewölbe an anderen eisernen Thorflügeln vorbei in die Stadt hinaus.

Ununterbrochen, mit Rädergerassel und Hufegeklapper, mit Getrippel und Getrappel strömt das Treiben der Stadt durch das Thor. Das dumpfe Hallen unter den Wölbungen verstummt nicht vom Morgen bis zum Abend. Dabei ist Ha-ta-men zugleich selbst ein Theil Stadt und hat sein eigenes Leben. Im Hofe ist Töpfermarkt. Alle Arten irdenen Geschirrs sind auf dem Boden ausgebreitet. Einige Händler haben dort Buden errichtet und verkaufen, was man so unterwegs brauchen kann. Die Schalter der Buden sind zu allen Tageszeiten sehr umstanden. Der Zuspruch gilt wohl nicht immer der Waare. Man kommt dahin auch auf eine Plauderstunde. Es giebt dem Kaufmann ein gewisses Ansehen, wenn er in der Bude am Thore sitzt. Er gehört halb zur Stadt und halb schon zur großen Welt draußen. Und dann sieht er die Ereignisse in die Stadt hineinziehen und weiß Vieles eher, als die Leute drinnen. Man kann im Hofe von Ha-ta-men rasch noch ein wenig Nahrung genießen, ehe man sich auf die Reise begiebt, und kann sich sogar auf den Weg etwas himmlischen Segen mitnehmen aus dem kleinen Tempel mit gelbem Dach, der in einer Ecke des Hofes steht.

Außerhalb des Thors, auf der Seite nach der Mandschurenstadt zu, ist der größte Droschken-Halteplatz von Peking. Die Kutscher stehen neben ihren Karren und laden zum Fahren ein, wie die Fiaker

in Wien. Wer diese Seite der Straße verläßt, um den Karrenführern zu entgehen, fällt auf der andern Seite den Maulthiertreibern in die Hände, die ihre aufgezäumten Thiere herbeizerren, die Sättel aus verschlissenem Sammet zurechtzupfen und sich gegenseitig in den Preisen unterbieten.

In seinen großen Linien ist das Stadtbild von Peking ungemein einfach. Im Süden bildet die Chinesenstadt ein von einer Mauer umschlossenes Rechteck. An die breite Seite dieses Rechtecks setzt sich im Norden die Mandschurenstadt an, welche die Form eines Quadrats hat und gleichfalls von einer Mauer umgeben ist, die an Höhe die chinesische ein wenig übertrifft. Innerhalb der Mandschurenstadt liegt als eine wieder von eigenen Mauern abgegrenzte Enclave die kaiserliche Stadt. Auch sonst befinden sich in der Mandschurenstadt die chinesischen Amtslokale (Tsung-li-yamen und andere Ministerien) und die wenigen europäischen Gebäude (Gesandtschaften, Zollamt, Bank, das französische und das deutsche Hotel u. s. w.).

Die ethnographischen Thatsachen entsprechen nicht mehr der historischen Eintheilung von Peking in eine Stadt der Chinesen und eine der Mandschuren. Historisch ist das übrigens ebenfalls nicht ganz richtig. Als die Mandschuren Peking eroberten (1644), wurde der nördliche Theil der Stadt dem siegreichen Heere zur Niederlassung angewiesen. Das Heer war in acht Banner geordnet; die Mannschaften dieser Banner bestanden zum großen Theil aus Mandschuren, zum Theil aber auch aus Mongolen und selbst Chinesen, die unter den tatarischen Fahnen gegen ihre eigenen Landsleute gefochten hatten. So kam es, daß gleich von Anfang an Chinesen in der Mandschurenstadt wohnten. Seitdem haben sich die beiden Städte mit einander verschmolzen. Wie gewöhnlich waren die Frauen das Mittel der Assimilirung. Der Eroberer, der sich in dem bezwungenen Lande angesiedelt hat, empfindet bald den Wunsch nach Behagen; und da ihm dieses Behagen nur die Frauen des Landes gewähren können, wird er durch sie allmählich und unmerklich mit dem besiegten Volke verknüpft. Um die Verschmelzung zu vermeiden, hatten sich die Mandschuren in ihrer Stadt durch eine eigene Mauer gegen die Chinesen abgesperrt. Für die Chinesinnen aber scheint das kein Hinderniß gewesen zu sein. Wo giebt

es auch eine Mauer, die gegen Frauen schützen könnte? Und wo giebt es eine Frau, die nicht zu ihrem Ziele zu gelangen wüßte, wenn sie auf ihrem Wege kein größeres Hinderniß findet, als eine Mauer?

Als das veraltete Wahrzeichen einer Trennung, die längst verschwunden ist, steht die Mauer noch heute. Die beiden Städte haben sich inzwischen solange untereinander verheirathet und verschwägert, daß sie eine Stadt geworden sind; und zwar hat sich die Assimilirung auch hier so vollzogen, daß das unterwerfende Volk dem unterworfenen erlegen ist. Die Mandschuren sind in den Chinesen vollständig aufgegangen. Die mandschurische Sprache ist verschwunden und wird heut nur noch im kaiserlichen Palast als Hofsprache künstlich gepflegt. Die beiden Volkstypen haben sich vermischt, und es ist kein Unterschied zu finden, umsomehr als die Chinesen des Nordens überhaupt größer und kräftiger gestaltet sind, als die in den anderen Theilen des Reichs. Nur die Frauen haben sich einander nicht angepaßt. Eifersüchtig haben sie ihre Racen-Eigenthümlichkeiten bewahrt, wohl schon aus dem Grunde, weil jede Frau geneigt ist, eine andere Frau für unschön zu halten, die nicht so aussieht, wie sie selbst. Die Chinesinnen verschminken und verkünsteln sich und verkrüppeln sich zudem noch in der landesüblichen Art. Die Mandschurinnen machen sich keine „kleinen Füße", wie die Chinesinnen. Sie sind Naturdirnen geblieben, wie dazumal, als sie durch die Steppen zogen, sind groß, schlank und ein wenig derb gebaut, wie bei uns die Bauernmädchen. Auf diese Weise ist das chinesische Volk in zwei Jahrhunderten mit seinem Sieger fertig geworden. Man glaubt vielfach, daß es in derselben Weise die Europäer, die sich in China ansiedeln, zu Chinesen machen werde. Thatsächlich kann man an Europäern, die lange hier draußen gelebt haben, manche chinesischen Eigenthümlichkeiten beobachten. Im Allgemeinen jedoch siegt beim Assimilirungsprozeß die höhere Kultur über die niedere. Darum mußten die Mandschuren, das brutale Militärvolk, Chinesen werden; und darum ist wohl keine Gefahr, daß die Chinesen die unter ihnen wohnenden Europäer absorbiren, wenngleich es umgekehrt wieder durchaus nicht ausgemacht scheint, daß die Chinesen jemals werden Europäer werden.

Ebenso sind die Straßenbilder die gleichen in beiden Städten. In der Chinesenstadt liegen vielleicht mehr schöne Läden, aber schöne Läden finden sich auch in der Mandschurenstadt. Auf der andern Seite ist aber nur ein Theil der Chinesenstadt, und zwar der kleinere, Handelsviertel, und wie in der Mandschurenstadt, folgen auch hier auf die Straßen, wo Geschäft an Geschäft ist, die Gassen mit Häusern ohne alle Läden und selbst die Straßen ohne alle Häuser. Peking macht den Eindruck einer Stadt, die sich vergeblich anstrengt, den ihr zugewiesenen ungeheuern Flächenraum auszufüllen. Raumverschwendung wird im äußersten Maße geübt. Ein ganzer Stadttheil ist ausgeschieden und als besondere Wohnstätte für den Kaiser hergerichtet. Man baut nicht in die Höhe, sondern in die Breite. Da die Häuser keine Stockwerke haben, wohnt man in mehreren Häusern; und die Häuser wieder sind in mehrere Höfe vertheilt, gleich als wolle man mit sich selbst nicht in allzunaher Nachbarschaft leben. Wer sich ein Ansehen geben will, thut einen Garten hinzu. Wer aber etwas Offizielles bedeutet in der irdischen oder überirdischen Hierarchie, braucht mindestens einen Park, um seine Würde zu entfalten. Trotz alledem ist es der Stadt nach Jahrhunderten heute noch nicht gelungen, in ihre Mauern hineinzuwachsen. Dies kommt zum Theil gewiß daher, daß Peking eine Residenz- und Beamtenstadt ist, daß Peking also hauptsächlich bewohnt ist von Leuten, die repräsentiren wollen. Die Repräsentation bildet keine Städte. Repräsentation bedeutet immer nur Einzelne mit sehr viel Leere um sich herum. Was die Städte schafft, was die Mauern füllt, ist das Volk mit seinem überquellenden Leben. Dieses Leben, das die chinesischen Handelsstädte durchwogt, Tientsin im Norden und Canton im Süden, ist nur in einigen Theilen von Peking zur Entwickelung gelangt. Inmitten handelsloser Stadtviertel liegen Handelsinseln, Brocken einer Handelsstadt, da und dort über das weite Gebiet von Peking gestreut. Die Kaufleute sind das aktive und rührige Element, sind die beste Kraft des chinesischen Volkes. Und weil Peking nicht genügend Kaufleute besitzt, ist es bis auf den heutigen Tag nicht fertig geworden.

Nicht Peking, die Hauptstadt, sondern Tientsin ist gegenwärtig die commercielle Metropole des Nordens. Wenn aber der Handel

sich in Peking nicht in dem Maße entfaltet hat, wie in Tientsin, so liegt das wahrscheinlich gerade daran, daß Peking die Hauptstadt ist. Man kann oft beobachten, daß ein Volk umso besser wird, je weiter es von der Regierung weg ist. Menschen, die sich fortwährend regiert fühlen, verlieren ihre Selbständigkeit und damit ihre Initiative und ihre anderen produktiven Eigenschaften. In der Residenzstadt Peking wohnen wenig Kaufleute, jedoch sehr viele gehorsame Unterthanen. Es ist die anonyme Menge der Leute, die der Franzose „administrés et contribuables" nennt. Diese Bürger, deren Hauptvorzug darin besteht, daß sie sich verwalten lassen, besitzen nicht die schöpferische Kraft, um eine Stadt zu bilden. Von oben aber läßt sich eine Stadt nicht dekretiren. Die Kaiser und die Beamten haben es allerdings versucht. Sie haben Peking groß angelegt. Sie haben ein riesiges Areal abgegrenzt und haben angeordnet: „Das soll die Hauptstadt sein!" Sie haben Chausseen hindurchgezogen, welche die Straßen sein sollten. Diese Heerstraßen durchlaufen Peking nach allen Richtungen schnurgerade und in imposanter Breite. Sie machen die auffallendste Eigenthümlichkeit des Stadtbildes aus. Kein anderer Ort in China besitzt solche Straßenzüge. Allein das Merkwürdige ist wieder, daß Peking sich diese Verkehrswege nicht vollständig einverleibt hat. Sie durchqueren die Stadt und scheinen doch nicht ganz dazu zu gehören. Oft sind sie kaum in ihrer halben Länge rechts und links von Häusern bestanden. Die Regierung gab den Städtegrund her, und das Volk sollte sich darauf entfalten. Die Regierung gab die Straßen her, und das Volk sollte in diese seine stolzen Häuser stellen. Allein ein Volk, in dem kein starkes Bewußtsein lebt, ein Volk gehorsamer Unterthanen, kann nichts Großes schaffen. Hier und da nahm es einen Aufschwung, hier und da brachte es ein Stück Stadt zu Stande. Im Uebrigen drängte es sich auch in der Hauptstadt zur chinesischen Heerden-Existenz zusammen, und statt sich in glänzenden Straßen zu entfalten, wußte es mit dem Städtegrund nichts Besseres anzufangen, als sich darauf seine Dörfer zu bauen.

Sobald man in Peking die Hauptstraßen verläßt, hat man den Eindruck, daß man auf's Land kommt. Die kleinen grauen Häuser, wie sie der chinesische Landmann sich in den Provinzen errichtet, stehen in zumeist engen, manchmal auch in etwas breiteren Dorf-

gassen zusammen. Oft haben sie nicht einmal Disziplin genug, sich in eine Straße zu fügen, sondern sind ohne Ordnung dahin und dorthin über den Boden ausgestreut. Darum ist es trotz der einfachen Grundlinien so schwer, sich in Peking zu orientiren. In allen Theilen der Stadt kehren immer dieselben niedrigen Häuser wieder. Man hat sich gemerkt, daß im Norden die Häuser klein und grau sind; aber da im Süden die Häuser gleich klein und gleich grau sind, weiß man niemals, ob man bei dem Bestreben, nach dem Norden zu gelangen, nicht zufällig nach dem Süden gerathen ist. Vielfach sind größere oder kleinere Parzellen Terrain von der Bebauung freigeblieben, und dies sind dann die Stadtplätze. Die Plätze in Peking, — das sind Stücke Stadt, die zu nichts nutze sind. Es sind Lücken in der Stadt, leere Stellen, die eigentlich bebaut sein sollten und die vielleicht morgen bebaut sein werden, wenn sich ein Ansiedler findet. Einstweilen wächst verkümmertes Gras darauf und sonst allerlei Unkraut. Hier tummeln sich mit Vorliebe die schwarzen Schweine und machen auf den Bodenwellungen niedliche Bergparthien. Gras giebt es überall in Peking. Selbst die städtischen Theile sind mit Ländlichkeit durchsetzt. In den Hauptstraßen haben sich rasenbewachsene Schluchten gebildet, in denen Schafe und Kühe weiden. Mit einer langen Peitsche steht der Hirt hinter der Heerde, den großen Hut auf dem Rücken festgebunden, ganz so wie im griechischen Schäferroman.

Wenn man lange genug nach derselben Richtung wandert, hören schließlich auch noch die kleinen grauen Häuser auf, und die Straße setzt sich fort zwischen Feldern, auf denen der Bauer seinen Pflug zieht. Das liegt Alles innerhalb der Stadtmauern; dieser pflügende Bauer ist auch noch ein Stück Peking. Es heißt, die Felder seien in die Umfriedung eingeschlossen, damit die Bürgerschaft während der Belagerung selbst ihr Korn pflanzen könne. Im Südwesten namentlich, wo die Stadt auch nicht an die Mauer heranreicht, liegt das Land an deren Fuß brach in weitgedehnten sandigen Strecken. Und wenn hier in langen Zügen die Kameele einherschreiten, wenn der Wind den Sand zu hohen Wolken aufwirbelt, wenn im grellen Schein der Mittagssonne die alte Mauer ein fast weißes Licht ausstrahlt, das weiße Licht des Orients, — dann nimmt Peking auf einmal afrikanische Züge an, und man glaubt,

in der Wüste dahinzuziehen, am Rande von Timbuktu. Mit einem Worte, die Vereinigung von Stadt, Wiese, Dorf, Park, Acker, Landstraße, Garten und Wüste zu einer Stadt: das ist Peking.

In den Haupt- und Geschäftsstraßen hat, wie sonst in den chinesischen Städten, jedes Haus einen Laden, und jeder Laden ist ein Haus. Die Häuser sind in einer Art erbaut, die man nirgends wieder in China sieht. Peking besitzt seinen eigenen Stil. Als architektonisches Hauptelement und Grundmotiv ist die Stange verwendet. Sie steht nicht blos vor den Häusern, sondern auch in den Häusern selbst; sie ist hier ein Theil und Glied des Hauses. Diese Bauwerke fangen unten als Häuser an und endigen oben als Stangen. Oder vielmehr: Peking ist eine Stadt von Stangen; und zwischen die Stangen ist immer unten wie eine Schublade das Haus hineingeschoben. Diese gerundeten Pfähle überragen das Haus etwa um zwei Drittel seiner Höhe. Das Ganze also hat den Anschein, als sei es zu zwei Dritteln aus Luft gebaut. Fabelhafte Stadt, wo die Einwohner in ihren Häusern und anscheinend zugleich in ihren Luftschlössern logiren! Auch in das Haus selbst ist so viel Luft als möglich hineingebaut. Die Balustrade über dem Dache ist vielfach durchbrochen; aus dem vordersten Dachbalken springen Sparren hervor, die in Drachenköpfe auslaufen; ein Vorhang von Schnitzwerk hängt in den oberen Theil des Ladeneingangs herunter, der nach chinesischer Sitte keine Thür hat. Die Spitzen der Stangen haben Blech- oder Goldkappen; Balustrade, Balkenköpfe und Schnitzwerk sind gleichfalls oft vergoldet. Wenn das Haus neu ist, so funkelt es in der Sonne, wie ein wundersames goldenes Spielzeug. Zumeist aber hat der graue chinesische Schmutz die Wohnstätten überzogen und hat in den Farben den orientalischen Glanz und in den Formen die Leichtigkeit und die Grazie verwischt.

Der vornehmste Mann ist derjenige, der in seinem Gebäude die meisten Stangen besitzt. Der Mittelstand läßt sich's mit zwei Stangen genügen; aber im Viertel der reichen Läden giebt es auch sechs- oder achtfache Stangen-Protzen. Wenn eine Stange vor dem Hause steht und ein steinernes Fundament und ein aus Drachen geformtes Emblem an der Spitze hat, so bedeutet das ein Pfandhaus. Das Drachen-Emblem ist häufig in den Geschäftsstraßen. Es scheint für den chinesischen Kaufmann unentbehrlich zu sein, daß er ein

Pfandhaus in der Nähe hat, wo er seine Kleider versetzen kann. Oft sind Stangen über die Straße geneigt, gleich Schlagbäumen, und an ihrer Spitze baumelt das Ladenzeichen. Hier ist vielleicht der Ursprung der ganzen Bauart zu suchen. Manche Verkehrsadern von Peking haben, wie schon erwähnt, die Dimensionen von Heerstraßen. Die Avenüen sind so breit, daß der Kaufmann gleichsam mit Stangen nach dem Kunden langen muß. Diese Pfähle, die zuerst ein Geschäftsbehelf waren, sind schließlich von den Architekten als Zierrath für die Häuser selbst verwendet worden.

Die breite Hauptstraße der Chinesenstadt, die von Ha-ta-men in gerader Richtung nach dem Bahnhof zuführt, ist mit Geschäften besetzt. Die schönsten Läden aber findet man in den Seitengassen, namentlich wenn man, von Ha-ta-men kommend, zur Rechten in die Chinesenstadt einbiegt. Den reichsten Schmuck haben, wie gewöhnlich, die Medizinläden. Es ist ersprießlicher, von den kranken Menschen zu leben, als von gesunden. Auch die Seifenläden fallen durch ihre luxuriöse Ausstattung auf. Die Chinesen scheinen also viel Seife zu kaufen. Da sie aber anderseits eine beträchtliche Scheu an den Tag legen vor Allem, was zur Reinigung dient, so bleibt es unbegreiflich, was sie mit der Seife machen. Vielleicht verwenden sie sie als Schreckmittel für die Kinder: „Wenn Du nicht artig bist, so wirst Du gewaschen!" Vielleicht auch als Nahrungsmittel. Die letztere Version gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß die Seifenläden häufig den Kuchenläden benachbart sind. Die schmucke Einrichtung der letzteren beweist, daß es den Konditoren in Peking ebenfalls gut geht. Auf die Torten sind, ganz wie bei uns, sinnige Sprüche aus Zucker gegossen. Sonst sehen diese Leckerbissen nicht sehr verführerisch aus. Die chinesische Grundfarbe, das Grau, hat sich auch auf sie erstreckt, und es scheint wirklich nicht unmöglich, daß ein wenig Seife vom Nachbar mit eingebacken ist. Die Obsthandlungen sprechen eher den Appetit an. Die Körbe sind zumeist mit dem Herbstobst von Peking gefüllt, das Schi-tse heißt und einer etwas abgeplatteten Orange gleicht. Ueberall sieht man um diese Jahreszeiten in den Gärten der Stadt die Schi-tse-Früchte goldgelb durch das Laub der Bäume leuchten. Für die Chinesen sind sie eine große Delikatesse, namentlich wenn sie so lange an den Aesten gehangen haben, bis sie gefroren sind.

Die Europäer finden, daß sie nach wässriger Pomade schmecken; aber das ist vielleicht gerade der Grund, weshalb sie den Chinesen so köstlich erscheinen. Schöne dunkelblaue Weintrauben sind in anderen Körben aufgehäuft. Sogar Kirschen kann man noch bekommen. Auf der Straße vor jeder Obsthandlung ist ein kleiner Backofen aus schwarzem Stein errichtet, der oben in eine kegelförmige Spitze ausläuft. Im Winter werden da Kastanien gebraten. Diese und die andern Oefen in den Stuben werden mit Torfkügelchen geheizt. Die Bewohner der Stadt setzen allenthalben ihr Feuerungsmaterial in Stand, indem sie es auf der Straße zum Trocknen ausbreiten. Wenn man im Herbst durch die Straßen von Peking reitet, wird man an den nahenden Winter gemahnt durch die kleinen schwarzen Torfkügelchen, die allenthalben draußen vor den Häusern liegen.

Die Kleiderläden der Chinesenstadt sind an einem langen, schmalen Tuchstreifen kenntlich, der vom Dache bis auf die Straße herabfällt. In den großen Magazinen ist von Früh bis Abend Auktion fertiger Anzüge. Die Feilbietung erfolgt mittelst Gesangs. Zwei Kommis sind damit beschäftigt. Der Eine nimmt das Gewand von einem Haufen und reicht es dem Andern, indem er ein Recitativ anstimmt, das die Tonleiter hinaufgeht. Der Andere entfaltet das Gewand und klettert dabei in einem anderen Recitativ die Tonleiter wieder herunter. Der Rhythmus dieses Kleiderhandlungs-Duetts prägt sich ein, ob man will oder nicht, und bleibt Einem tagelang in den Ohren haften. Wenn man die Sprache verstünde, müßte das sehr drollig sein. Vielleicht versucht man es auch einmal bei uns mit den musikalischen Versteigerungen. Es würde sicherlich schön klingen, wenn der Auktionator nach der Melodie „O du mein holder Abendstern" ausbieten würde: „Ein noch ganz neuer Paletot!" Vor den Oelläden hängt als Abzeichen ein Messinggefäß, das an unsere Barbierbecken erinnert. In zahlreichen großen Magazinen werden Theeblätter verkauft. Bei den Geflügelhändlern schnattern in runden, à jour geflochtenen Körben Gänse, deren Gefieder einen Hauch von Rosa aufweist. In den Schuhläden sind Decken und Wände mit Schuhen behangen, die alle sorgfältig in Papier gewickelt sind. Es ist nöthig, die Waare dicht einzuhüllen, um sie vor dem Staub zu schützen, der in Peking die

Luft erfüllt und sich auf Alles niederläßt. Man setzt einen Gegenstand aus der Hand; und wenn man eine halbe Stunde später wieder nach ihm greift, ist er mit einer Schicht von Schmutz-Niederschlag bedeckt. Der Staub dringt in die Häuser durch die verschlossenen Fenster und Thüren. In die offenen Läden natürlich nimmt er erst recht seinen Weg. Die Kaufleute finden sich mit ihm ab, wie sie können; eine gewisse Ausgleichung wird dadurch hergestellt, daß der, der kauft, und der, der verkauft, und drittens die Waare selbst das gleiche Quantum Staub auf sich und in sich haben. Nur der Uhrmacher ist zu radikalen Maßnahmen genöthigt. Wer jemals in seiner Jugend versucht hat, den Gang einer Uhr durch Einschüttung von Wasser zu beleben, wird sich erinnern, daß Uhren fremdes Material nicht gern in sich aufnehmen. Die Uhren bereiten in ihrem Gehäuse die Zeit; das ist so feine Arbeit, daß sie schon durch das Eindringen eines Staubkorns gestört wird. Die Uhrmacher von Peking müssen also ihr Möglichstes thun, um sich gegen den Staub abzuschließen; darum sind sie die Einzigen, welche Glasfenster vor ihrer Werkstatt haben und eine Ladenthür besitzen.

Die Kuriositäten-Händler sind vornehme Herren, und ihre Lokale sind angefüllt mit schönen Dingen. Was der Kunde nicht kauft, ist billig. Alles, was ihm irgend gefallen könnte, ist so theuer, daß er es nicht kaufen kann. Es ist schwer zu begreifen, wie sich unter diesen Umständen der Kuriositäten-Handel rentirt; aber irgendwo wird schon der Profit stecken. Die Preise gehen in die Hunderte und in die Tausende von Dollars. Selbstverständlich sind alle bronzenen Weihrauchgefäße aus der Ming-Epoche, und alle Vasen stammen aus der alten Zeit der Kaiser Kang-si und Kienlung her, während deren Regierung das kostbarste Porzellan angefertigt wurde. Ein Mangel, der den Werth eines Gegenstands mindert, ein Brennfehler bei einer Vase, ein Sprung in einem Glase, heißt im Kuriositäten-Verkehr ein „Mauping". Als neulich Jemand mit Li-Hung-Tschang über den von der Kaiserin-Witwe ausgeführten Staatsstreich sprach und sich nach dem Ergehen und der Zukunft des armen kleinen Kaisers erkundigte, ließ der chinesische Staatsmann sein boshaftestes Lächeln sehen und antwortete: „Der Kaiser hat einen Mauping."

Es ist selbstverständlich, daß man in einer Reichshauptstadt auch etwas für seine Bildung thun kann. Die Buchhandlungen und Antiquariate füllen eine besondere Straße. In dieser Gasse herrscht die Stille, die überall vorhanden ist, wo viele Bücher beisammen sind. Das Buchstabenvolk hat keine Stimme und macht nur in den Köpfen seinen lautlosen Lärm. Die stille Bücherstraße von Peking erinnert an gewisse Straßen im Quartier latin, in welche die großen Bibliotheken, die in den Häusern stehen, gleichsam hineinschweigen. Also ein lateinisches Viertel im Kleinen — ohne Latein. Bei den Buchhändlern in Peking liegen die Bücher in Regalen aufgestapelt; Etiquetten hängen heraus, auf welche die Titel geschrieben sind. Man kann hier für billiges Geld die fünf Klassiker erstehen, in einer Ausgabe von mehreren Heftchen, welche in einen blauen Einband gelegt sind, der den chinesischen Schachteln gleicht und auch wie diese verschlossen wird. Wem der Sinn für die Klassiker abgeht, kann sich unanständige Bilderbücher anschaffen. Diese allerdings sind bedeutend theurer als die Hefte mit den Weisheitssprüchen des Confucius und des Mentzius. Es ist wahr, daß, mit jenen Bildern verglichen, die Weisheit des Confucius und des Mentzius sich etwas blaß ausnimmt. Die Bilderbücher haben übrigens einen besonderen Zweck: sie dienen als Brautgeschenke. Aus den Possen des Palais Royal kennt man die Abschiedsszene, welche zwischen der Tochter, die sich auf die Hochzeitsreise begiebt, und der in Thränen gebadeten Mutter sich abspielt. Das chinesische junge Mädchen, das vor der Hochzeit ein wenig in einem der ihr geschenkten Bilderbücher geblättert hat, ist augenblicklich über alles Wissenswerthe aufgeklärt und braucht keine in Thränen gebadete Mutter mehr. In der Bücherstraße arbeiten mehrere Druckereien. Vor den Ladenthüren sind Clichés zum Trocknen aufgestellt. An den Holz- und Steintafeln, mit denen die langen Wandbilder gedruckt worden sind, haften noch zahlreiche Farbenspuren. Sonst wird in der Bücherstraße noch Alles verkauft, was man braucht, um ein gelehrter Mann zu werden. Papier-Läden, Tintenfaß-Läden, Schreibpinsel-Läden sind dort etablirt, und selbstverständlich auch Brillen-Läden. Denn ohne Augengläser giebt es in China keine höhere Bildung. Und wer zu einer Leuchte der Wissenschaft erglimmen will, der muß damit anfangen, daß er sich eine Brille auf die Nase setzt.

Die große Anzahl von Instrumentenmachern, die in allen Straßen ihr Gewerbe betreiben, läßt vermuthen, daß Peking eine musikalische Stadt ist. Was die chinesischen Virtuosen auf ihren Instrumenten spielen, bekommt der Fremde freilich nicht zu hören, umsomehr, als er sich nach diesem Kunstgenuß ganz und gar nicht drängt. Wenn im Uebrigen Peking einen musikalischen Sinn besitzt, so ist er wohl auf die Erkenntniß gegründet, daß die Musik ein Geräusch ist, lauter als viele andere. Alle Chinesen, die etwas zu verkaufen haben, namentlich alle Straßenhändler, suchen möglichst viel Lärm um sich zu verbreiten. Es giebt so viele Chinesen, daß der Einzelne sich kaum anders zur Geltung bringen kann, als indem er Skandal macht. Damit der Skandal besser gehört werde, macht er ihn musikalisch. Jeder umherziehende Geschäftsmann hat sein eigenes Instrument und zum Mindesten seinen eigenen Gesang, jedes dieser Instrumente hat aber immer nur einen Ton. So scheint es, als sei in Peking die Musik in ihre Noten auseinandergenommen und auf die Bevölkerung vertheilt. Die Töne sind aus der Harmonie durchgegangen und laufen einzeln durch die Straßen. Ein Hausirer wandelt mit einer Glocke einher, ein Anderer mit einem ausgehöhlten Holz, auf das er mit einem Klöppel loshaut, ein Dritter mit einer Schelle, ein Vierter mit einer Stimmgabel, die er an ein Stück Eisen anschlägt und ausklingen läßt, ein Fünfter mit einer langen Tuba von jener Art, wie man sie beim Triumph-Marsch in der „Aida" verwendet, und so weiter. Oft bringt der Händler nur seinen Instrumental-Ton hervor, manchmal auch bietet er singend seine Waare aus. Das Rufen auf der Straße hört den ganzen Tag nicht auf; und wenn man in seinem Zimmer bei der Arbeit sitzt, wird man wüthend über diese Schreibolde, welche es Einem durchaus in die Ohren hineinzwängen wollen, daß man bei ihnen Gegenstände kaufen kann, die man niemals im Leben sich wird anschaffen mögen. Gelegentlich installirt sich auch Einer in der Hausthür gegenüber und läßt stundenlang seinen Ruf hören, obwohl jeder Mensch weiß, daß er da ist, und es darum gar keinen Sinn hat, so zu schreien. Es ist vergeblich, zu warten, bis er sich heiser gebrüllt haben wird. Eine Chinesenkehle wird nicht heiser; wenn ein Chinese einmal die Idee gefaßt hat, daß es seine Sache ist, zu schreien, so harrt er dabei aus bis an sein Lebensende oder bis ihm einmal ein Fels-

block auf den Kopf fällt, und falls es nicht ein ganz solider Felsblock ist, so schreit er auch unter diesem noch weiter. Einer der Hausirer hat einen kurzen Gesang in Moll, der wie ein lauter Weheruf klingt. Wenn nun einmal in Peking der Himmel trübe über der Stadt hängt, wenn man auf die graue Mandschuren-Mauer hinausblickt, die Einen abschließt von der Welt draußen und von allem Theueren und Schönen, wenn man sich gefangen und hoffnungslos einsam fühlt, — dann zerreißt es Einem das Herz, diesen Weheruf zu hören, der durch die Gassen hallt und immer wieder von Neuem anhebt, wie die Klage eines Schmerzes, den nichts mehr stillen kann.

Mit der sinkenden Sonne gehen auch die Straßenhändler heim. Die Nächte könnten still und friedlich sein. Denn Niemand verläßt in später Stunde das Haus. Wer möchte sich auch einem Zusammentreffen mit den Gespenstern aussetzen? Alle Thore sind verrammelt, und kein Wagen fährt mehr in den verlassenen Straßen. Jetzt aber beginnen die Nachtwächter ihr Treiben. In Peking scheint die Hauptaufgabe dieser Hüter der nächtlichen Ordnung zu sein, die Bürger am Schlafen zu verhindern. Die Nachtwächter haben von Morgen bis Abend geschlummert, und da sie infolgedessen derjenige Theil der Bevölkerung gewesen sind, der am Tage nicht geschrieen hat, so holen sie das Versäumte nach und schreien in der Nacht. Sie rufen sich von Straße zu Straße gegenseitig an. Außerdem führen sie eine Klapper mit sich, die sie bei ihren Rundgängen fortwährend in Bewegung setzen. Unter meinen Fenstern war gar ein nächtlicher Beamter thätig, der eine Trommel rührte, so oft er die Gasse heraufzog. Inwieweit das Geräusch, das die Nachtwächter verführen, zum Wohle der bewachten Stadtbewohner erforderlich ist, wird nicht ganz klar. Einleuchtend ist nur der Vortheil, den es den Dieben bringt, welche auf diese Weise stets wissen, wo die Polizei sich gerade befindet, und sich in aller Ruhe das Haus aussuchen können, in das sie einzubrechen wünschen. So erfüllt der Nachtwächterlärm den Zweck, wenigstens einer Klasse der Stadtbewohner die Ausübung ihres ohnehin so schweren Berufs zu erleichtern.

Das Ceremonien-Instrument in Peking sind die Pauken. Man hört sie häufig in den Straßen. Sie werden in kurzen

Wirbeln gerührt, und auf jeden Wirbel folgt ein Schlag. Das giebt einen seltsamen Rythmus. Man empfindet, daß etwas Feierliches unterwegs ist. Ist ein ganzes Orchester beisammen, so begleiten die Pauken nicht, wie bei uns, sondern sie führen. Die festliche Stimmung geht mit Pauken-Schritten voran, und die Streichmusik fiedelt hinter ihr drein. An der Spitze jedes Hochzeitszuges werden die Pauken geschlagen. Alle Tage kann man einen solchen Aufmarsch treffen. Es wird offenbar eifrig in Peking geheirathet. Als ob es sich der Mühe verlohnte, die Chinesen-Existenz fortzupflanzen! Die Heirath ist zumeist ein Handel zwischen den beiderseitigen Eltern. Am Vermählungstage steigt die Braut in die Sänfte und wird in das Haus des Bräutigams getragen. Nur an diesem einen Tage darf sie sich der rothen Sänfte bedienen, die sonst lediglich den vornehmsten Personen gebührt. Oft haben sich Braut und Bräutigam niemals gesehen und lernen sich erst in der Stunde kennen, in der sie sich angetraut werden. Das muß ein schweres Stück Weg sein, welches die junge Braut zurücklegt nach dem Hause eines Unbekannten, in dem sie fortan zu wohnen haben wird bis an ihr Lebensende. Wer weiß, ob es immer ein Festtag sein würde, ohne die rothe Sänfte! Aber darum sind eben die rothen Sänften in der Welt so nützlich, weil sie uns in einem bestimmten Augenblick zum Bewußtsein bringen, daß wir die Verpflichtung haben, uns glücklich zu fühlen.

Die Paukenschläger also eröffnen den Aufzug. Jeder hat zwei Pauken umgehängt, deren Kessel mit rothem Tuch verkleidet sind. Roth ist nicht nur die Hochzeitsfarbe, sondern im Allgemeinen die Nuance, die Gutes bedeutet. Die Chinesen sehen das Glück in Roth. Alle Musikanten des Brautzuges tragen darum rothes Gewand. Die ganze Prozession, auch das Orchester, ist in zwei Reihen getheilt, die sich an jedem Rande der Straße bewegen. In kurzen Abständen schreitet Einer hinter dem Andern. Einige von den Spielleuten blasen näselnde Holzflöten, Andere tuten in schwarze Schallhörner, die bis zur Erde reichen und einen brummenden Ton hervorbringen, welcher die Straßenjugend fröhlich stimmt. Dahinter werden auf hohen Stangen Lampions getragen, die am Tage natürlich nicht brennen, und vergoldete Embleme. Unter diesen Hochzeits-Symbolen findet sich merkwürdiger Weise auch der Liebes-

pfeil — vorausgesetzt, daß dieser vergoldete Pfeil, den eine Hand hält, in China Liebe bedeutet. Was sollte aber andrerseits ein Pfeil bei einer Heirath zu schaffen haben, der kein Liebespfeil wäre? Im Uebrigen gilt von dem Brautzuge was von allen öffentlichen Aufzügen in China gilt. Kostüme und Schaustücke sind Theaterflitter, jedoch ein Flitter, der nicht einmal mehr Illusionen zu erwecken bemüht ist. Die vergoldeten Embleme suchen durch nichts darüber hinwegzutäuschen, daß sie aus Pappe sind, und die Personen des Zuges geben sich in ihrer Verkleidung ohneweiters als Kulis zu erkennen, die gemiethet sind zu dem Zweck, das Festgefolge vorzustellen und sich froh zu geberden. Wo eine Fahne getragen wird, ist sie schmutzig, wenngleich nicht immer in dem Maße, wie der Träger. Die rothe Sänfte kommt ganz zuletzt; sie ist auf allen Seiten dicht verschlossen, und die Fenster sind noch überdies mit Decken aus gestickter Seide verhangen. Vor dem Hause des Bräutigams wird Halt gemacht. Ueber der Thür ist als Schmuck eine schräge Tafel befestigt, die aus rothen und grünen Bändern besteht. Weil das Haus selbst zu klein ist, um den Schwarm der Gäste zu fassen, hat man es durch Anfügung einiger Mattenwände vergrößert. Die Lampionträger stellen sich auf und bilden eine Gasse für die Braut. Vor der Schwelle des Hauses wird die Sänfte niedergesetzt; aber die Jungvermählte steigt nicht aus. Niemand darf sie an diesem Tage erblicken, ehe der Bräutigam sie gesehen hat. Da die Thür eng ist, wie alle chinesischen Thüren, ziehen die Kulis die Stangen aus der Sänfte, um sie hineinbringen zu können. Währenddessen wirbeln die Pauken, brummen die Fagotts; und aus den Hausthüren der Nachbarschaft treten die geschminkten Gevatterinnen heraus. Denn überall in der Welt, wo eine Hochzeit zu sehen ist, stellen sich ringsum die Frauen auf und finden, daß es ein herrliches Schauspiel sei.

Und wieder rollt der Paukenwirbel durch die Straßen. Dieselben Spielleute erscheinen und dieselben Träger von Emblemen. Es ist ein Hochzeitszug, aber einer von ungewohnter Fröhlichkeit. Alle machen auffallend vergnügte Gesichter. Dann zeigt sich noch ein Unterschied: an der Stelle, wo man die Brautsänfte zu sehen erwartet, bringen viele Kulis einen schweren Sarg geschleppt. Sonst dient der gleiche Mummenschanz zum Heirathen und zum

Sterben. Die Gewänder beim Begräbniß sind nur noch bunter und mannigfaltiger als bei der Hochzeit. Außerdem ist die Zahl der Kostümirten größer. Denn wenn ein reicher Mann gestorben ist, so will der Brauch, daß die Hinterbliebenen möglichst viel arme Leute als Leichengefolge einkleiden. Darum sind auch Alle, die den Sarg begleiten, so vergnügt. Es ist ein Hochgefühl, einmal im Leben einen rothen oder grünen Rock anzuhaben. Einigen ist gar ein Federhut beschieden worden, ein bizarrer brauner Filzhut mit einer einzigen rothen Feder, die steif in die Luft steht. Die Gesichter, die gewohnt sind, aus Lumpen herauszusehen, wollen freilich gar nicht zu den neuen, farbigen Kleidern passen. Einer läuft mit, der ganz roth angezogen ist und eine rothe Narrenkappe auf dem Kopfe trägt. Er hat keinen festen Platz im Zuge, ist bald da und bald dort, stimmt die Gruppen heiter, in denen er erscheint, und scheint wirklich eine Art Spaßmacher zu sein. Decken aus schwerer Seidenstickerei sind über den Sarg geworfen. Voraus schreiten die Söhne des Verstorbenen. Sie sind in lange weiße Gewänder gehüllt und haben das Haupt mit weißen Binden umwunden. Die Last des Schmerzes macht sie schwanken; Jeder wird beim Gehen von zwei Dienern unterstützt. In drei weißen Sänften hinter dem Sarge werden Frau, Tochter und Schwiegertochter des Verstorbenen getragen. Die Sänften sind verschlossen, aber das Licht dringt durch die weißen Vorhänge, und im Innern erscheinen die drei Frauenköpfe mit ungeordnetem Haar und verweinten Augen. Die Chinesen haben das Weiß zur Trauerfarbe erwählt. Bei uns ist der Tod schwarz und düster, bei den Chinesen weiß und gespenstisch. Und wenn man die drei geisterhaften weißen Sänften dahinziehen sieht, so unheimlich fremd im Alltagsleben der Straßen, dann begreift man, daß auch das Weiß den Tod vorstellen kann, der durch das Leben zieht als der unheimliche Fremde.

Die Restaurants sind kenntlich an den langen Büscheln aus gelbem oder rothem Papier, die vor der Thür baumeln. Auch dreieckige Fahnen, die an quer über die Straße geneigten Stangen aufgezogen sind, dienen als Wirthshausschild. Wo die Büschel hängen oder die Fahnen wehen, giebt es aber nur zu essen. Wer trinken will, geht ins Theehaus, das schon von Weitem weniger nach Thee als nach dem Samschu-Schnaps riecht (der ähnlich wie Sherry

schmeckt). In der Straßenfront fallen die Theehäuser auf, weil sie als Eingang vielfach einen engen und hohen Holz-Portikus besitzen, der bunt bemalt und mit allerlei Schnörkel-Ornamenten ausgestattet ist. Manchmal ist auch noch ein schmales Zierdach aus farbigen Ziegeln daraufgesetzt. Aehnliche Thore haben die Theater. In den Geschäftsstraßen der Chinesenstadt ist Ueberfluß an diesen Hallen der Kunst. Gespielt wird den ganzen Tag. Man mag kommen, zu welcher Stunde man will, am Vormittag oder am Nachmittag, immer ist das Theater bis auf den letzten Platz gefüllt. Der düstere, rauchgeschwärzte Saal schimmert ganz blau von all' den Leinenkitteln der Zuschauer, die auf den langen Holzbänken aneinander gedrängt sind. Während zu den Oeffnungen des Daches das fahle Tageslicht hereinscheint, wickeln sich auf der Bühne unter hallenden Gong-Schlägen die furchtbaren Peripetien einer Tragödie aus der Ming-Zeit ab. Unten durch das Parquet zwängen sich Händler, welche Erfrischungen feilbieten. Den größten Zuspruch findet eine Tabakspfeife. Wer einen Cash zahlt, darf einen Zug thun; und da das Rohr sehr lang ist, kann der Händler es einem Kunden, der hinten sitzt, über mehrere Bänke weg in den Mund stecken.

Obwohl in der Ladenreihe die Speisewirthschaften wahrlich nicht mangeln, sind auch auf dem Straßendamm selbst fliegende Restaurants aufgeschlagen. In den breiten Heerstraßen scheinen die Läden überhaupt nicht auszureichen, und vor ihnen wird immer noch außerdem Jahrmarkt gehalten. In Budenzelten aus verschossenem blauem Tuch ist Waare minderer Qualität aufgestapelt. Man kann sich dort billig mit allem Schlechten versorgen. In diesen Buden empfangen auch die Geschichten-Erzähler ihr Publikum. Die Zuhörer, immer sehr zahlreich, sitzen auf Bänken, und der Erzähler steht vor ihnen. Er spricht leicht und fließend, scheint seiner Worte sehr sicher, wie ein guter Redner auf der Parlamentstribüne, und begleitet seinen Vortrag mit einem lebhaften und ausdrucksvollen Spiel der Mienen und Geberden. Die Leute auf den Bänken hängen an seinen Lippen und sind ganz in seinem Bann. Wenn er eine heitere Geschichte erzählt, lächeln alle Gesichter in der Runde. Wenn er aber böse Thaten und arge Schicksale berichtet, runzeln sich alle Stirnen, und alle Augen blicken finster drein.

In die Straßenzeile ist hier und da ein Tempel eingezwängt mit Dächern aus gelb glasirten Ziegeln. Der gelbe Ziegel ist in Peking das Zubehör aller offiziellen Architektur. Sämmtliche Gebäude innerhalb der Kaiserstadt und sogar die Mauer, die sie umgiebt, sind damit gedeckt, ebenso fast alle Tempel in Peking und Umgebung. Die gelben Ziegel sind eine der hervorstechenden Besonderheiten im Bilde der chinesischen Hauptstadt und eine ihrer wenigen baulichen Schönheiten. Das Gelb hat keinen guten Ruf in der Welt; überall sonst würden auch gelbe Dächer als ein greller Aufputz erscheinen. Hier aber thun sie dem Auge wohl inmitten von all' dem Holzwerk und grauem Gemäuer der Stadt. Die Ziegeln haben die glatte und glänzende Glasur des Porzellans, und dieses chinesische Tempel- und Palast-Gelb mit seiner warmen und zugleich sanften, leuchtenden und doch diskreten Tönung ist wohl das vornehmste Gelb der Welt.

Der Kaiser von China wohnt also unter gelben Porzellan-Dächern. Das entspricht dem Bilde, das man vom chinesischen Kaiser und seinem Palast sich ausgemalt hat. Und während sonst in China sich nirgends die Vorstellungen bewahrheiten, die man von daheim mitgebracht hat, während man in Wirklichkeit überall Schmutz findet, wo man von Glanz und Farbe geträumt hat, — scheint es doch wenigstens eine chinesische Kaiserpracht zu geben. Hier behalten möglicherweise die Dichter Recht. Man erinnert sich an die Lieder des Li-tai-pe im „Livre de jade", wo das Leben des Beherrschers der Chinesen besungen wird in Strophen voll zarter Poesie und hoher Kaiserstimmung. Man denkt namentlich an das Märchen von Andersen: Der Kaiser von China liegt im Sterben. Aber die Nachtigall fliegt auf sein Fenster und scheucht durch ihren Gesang den Tod fort, der ihm auf der Brust lastet. Da erhebt sich der Kaiser vom Lager, legt sein Prunkgewand an, gürtet sein kostbares Schwert und erscheint vor dem sprachlosen Hofgesinde, das ihn todt geglaubt hatte, in seiner ganzen Herrlichkeit. In seiner ganzen Herrlichkeit! Wie gern möchte man an sie glauben! Wie gern möchte man in diesem Lande wenigstens eine Illusion behalten! Aber sobald man dann wieder ringsum auf die Wirklichkeit von Peking blickt, muß man auch diesen Glauben aufgeben. Man erkennt, daß hier keine kaiserliche Herr-

lichkeit bestehen kann. Wenn man die Jämmerlichkeit allenthalben sich ausbreiten sieht außerhalb des kaiserlichen Palastes, so begreift man, daß sie auch auf sein Inneres sich erstrecken und daß Verkommenheit herrschen muß unter den gelben Porzellandächern. Und wenn man das Volk beobachtet, so versteht man, daß der Kaiser von China nichts Anderes sein kann, als in diesem Kuli-Haufen der oberste Kuli.

Immerhin, falls man in all' dem Grau von Peking einmal das Bedürfniß fühlt, sich so recht einen gelben Tag zu machen, soll man nach der Kaiserstadt wandern. Natürlich wird man nicht hineingelassen und muß sich darauf beschränken, draußen um die Mauern zu streichen. Man nimmt den Weg durch die breite Seitenstraße, die von der Gesandtschafts-Straße in der Richtung nach Norden führt und in der die Post liegt schräg gegenüber dem großen Compound von Sir Robert Hart. Nach einer halben Stunde kommt man am Glocken- und am Trommelthurm vorüber. Im Glockenthurm (Tschung-lu) hängt eine von den vier Riesenglocken, die der Kaiser Yung-lo zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts gießen ließ. Der Trommelthurm (Ku-lu) enthält eine Kolossal-Trommel, auf der Alarm geschlagen wird, wenn die Stadt in Noth ist. Beide Thürme dürfen nicht betreten werden. Man verliert nicht viel. Denn um eine große Glocke und eine große Trommel zu sehen, braucht man nicht erst nach Peking zu reisen. Die große Trommel beispielsweise kommt im „Bettelstudent" vor. Von außen sind die Thürme jedenfalls interessanter als von innen. Ku-lu ist der einfachere von beiden, ist überhaupt mehr Haus als Thurm und gleicht den Gebäuden auf den Thoren, nur daß er roth gefärbt ist. Tschung-lu erhebt sich in einiger Entfernung auf einer Anhöhe. Eine breite Freitreppe führt hinauf. Der Thurm ist ein schönes weißes Schloß, das hell in der Sonne schimmert. An seinen Fuß sind Terrassen angesetzt, und Gallerien umwinden ihn anmuthig bis zu seiner höchsten Höhe.

Beim Trommelthurm biegt die Straße nach links ab, und abermals nach einer halben Stnnde gelangt man an eines der Vorthore der Kaiserstadt. Es ist geöffnet für den Verkehr, der erst später vor der inneren Mauer, in welche neue Thore gelegt sind, Halt machen muß. Das Vorthor ist hölzern, hat drei Pforten,

und wie in den Eingängen zum Yamen irgend welchen Mandarins, von denen diese kaiserliche Pforte sich auch sonst durch nichts unterscheidet, üben hier kleine Handwerker und Eßwaaren-Verkäufer ihr Gewerbe aus. Hinter dem Thore setzt sich die Straße in gerader Linie fort, eine breite Straße, welche rechts und links von ebenso breiten Wassergräben eingefaßt ist, hinter denen die Mauern der Kaiserstadt entlang laufen mit ihrem schmalen Dach aus gelben Ziegeln. Am Rande des Fahrwegs sind sonderbare hölzerne Pyramiden errichtet, die in ihrem oberen Theile mit Papier beklebt sind. Sie haben hier offenbar die Rolle der Laternen zu versehen, obwohl man nicht recht begreift, womit eine Laterne leuchten soll, die keine Lampe besitzt und lediglich aus Holz und Papier besteht.

Vorn wird die Aussicht durch einen bewaldeten Berg abgeschlossen, welcher der Straße vorgelagert ist. Der chinesische Name des Berges lautet Mei-schan, was „Kohlenhügel" bedeutet. Der Sage nach soll er nämlich ganz aus Kohle bestehen, die dort aufgeschichtet worden sei, damit Peking im Falle einer Belagerung nicht des Feuerungsmaterials entbehre. Mag also der Berg einen Leib aus schwarzer Kohle haben, so trägt er doch darüber ein Kleid aus grünem Wald. In diesem Lande der kahlen Gebirge ist ein bewachsener Berg so selten, daß ihn sich die Hauptstadt vorbehalten hat, als eine ihrer erstaunlichsten Sehenswürdigkeiten. Unter den landschaftlichen Schönheiten von Peking ist jedenfalls keine eindrucksvoller, als dieser Hügel, der plötzlich mitten in der Straße aufwächst, vom Fuß bis zum Gipfel dicht mit Bäumen bestanden, aus deren grünem Laub die gelben Ziegeldächer der Pavillons herausleuchten, welche auf den Seitenhängen und auf dem Gipfel erbaut sind. Hier hat die Ming-Dynastie geendet, mit der China's Ruhm und Größe für immer dahingegangen sind. Als die Mandschuren in das eroberte Peking eindrangen, flüchtete sich Tsungtscheng, der letzte Ming-Kaiser, auf den Kohlenhügel; als er dann unten die Stadt flammen sah und das Jubelgeschrei der Sieger hörte, vermochte er so viel Jammer nicht zu überleben und erhängte sich in einem der Pavillons. Die alten Bäume da oben sind vielleicht Zeugen dieser Tragödie gewesen, und in das Rauschen ihrer Zweige ist der Todesseufzer des unglücklichen Kaisers hinausgeklungen. Das hat ihre grüne Lieblichkeit nicht verdüstert. Gleich-

giltig umgiebt die Natur die Schicksale der Menschen, und wenn sich in seinem Palaste der Kaiser erdrosselt, so fällt darum auch nicht ein einziges Blatt draußen von den Bäumen.

Der Kohlenhügel liegt jetzt ganz innerhalb der „Verbotenen Stadt". Früher war es erlaubt, ihn zu besteigen. Da man jedoch vom Gipfel sämmtliche kaiserlichen Anlagen und Paläste übersieht, ist in den letzten Jahren auch hier der Zutritt verboten worden, damit die Fremden Seiner Majestät nicht allzutief in die Töpfe gucken. Man kann ihn also nur außen umgehen. Wo der Kohlenhügel vorgelagert ist, biegt die Straße im scharfen Winkel nach rechts, immer der kaiserlichen Mauer folgend. Pavillons, die im Innern wahrscheinlich auf Boden-Erhöhungen errichtet sind, ragen bald in ihrer halben, bald in ihrer ganzen Größe über die Mauer. Die Gebäude sind von einfacher Form, aber immer haben sie die gelben Ziegeldächer. Hoch über alle Bäume und Mauern erhebt sich am Ende der Straße eine riesenhafte Flasche aus grauem Gestein. Das eigenthümliche Monument heißt der „Weiße Thurm" und ist eine Pagode, übrigens nicht die einzige Pagode von Peking, die diese Flaschengestalt besitzt. Auch der „Weiße Thurm" scheint innerhalb der kaiserlichen Umfriedung zu stehen. Wenn man näher kommt, zeigt es sich, daß er sich der Mauer gegenüber befindet. Auf der anderen Seite der Straße öffnet sich ein weites Thor, und im Hintergrunde ist die Flasche aufgebaut auf einem hohen Sockel von Mauerwerk, dessen Altersgrau die Bejahrtheit des Heiligthums bekundet.

Unter den beiden Kronen einer Allee alter Bäume hindurch nimmt die Straße ihren Fortlauf. Man kommt nicht weiter als bis zur nächsten Ecke. Soldaten vertreten hier den Weg. Aber es ist eine schöne Ecke, und eine ganz besonders gelbe. Wieder sehen einige gelb gedeckte Pavillons über die Kaisermauer hinweg. Gegenüber scheinen gar ganze Häuser aus gelben Dächern gebaut zu sein. Das ist der Tempel Da-Kotien, ein Tempel mit mehreren Gebäuden, deren jedes einen Helm kunstreich aufeinander geschichteter kleiner gelber Dächer trägt, welcher doppelt so hoch ist als das eigentliche Haus. Und in der Nachbarschaft erglänzen noch einmal die gelben Ziegeln, aber diesmal als Thor. Eine prächtige Pforte, deren gleißendes Gelb von grünen Streifen durchzogen ist, verschließt den Einlaß zur Marmorbrücke. Früher war auch sie zugänglich, jetzt darf Niemand

mehr den vielgerühmten Ausblick über die kaiserlichen Gärten genießen, den die Brücke gewährt. So steht man dort an der Ecke, vor dem Tempel Da-Ko-tien, und sieht in die Straße hinaus, die scheinbar endlos noch in's Weite läuft. Sie nimmt hier eine außergewöhnliche Breite an, aber doppelt so breit ist der Graben, der als unübersteigliche Schutzwehr noch vor die Mauer der Kaiserstadt gelegt ist. Das Wasser hat Jahrhunderte lang darin gerauscht, wie ein Strom. Schließlich ist es wohl müde geworden, rund herum und immer wieder hundert Jahre rund herum zu fließen, und so steht es seit Langem still. Nur die Sonne vermag noch das Leben zu wecken, das in ihm schlummert; wenn ihre Strahlen die Oberfläche treffen, springen überall glitzernde Silberfunken auf. Die Lotosblumen haben eine Decke darüber gebreitet. Jetzt ist über sie der Herbst gekommen, und sie sind verblüht, als habe auch sie das Alter des Ortes erfaßt, in dem sie wurzeln. Welk schwimmen auf dem Wasser die großen Blätter, und kahl stehen die Stengel empor, von denen die Blumen gefallen sind ....

Jede berühmte Stadt besitzt ihr Attribut, in dem ihre Eigenart sich ausdrückt. Zu Venedig gehört der Mondschein, Neapel hat seine Lieder, Paris ist die Stadt der rauschenden Bewegung. Das Wahrzeichen von Peking, das Merkmal, an dem das Wesen der chinesischen Hauptstadt kenntlich wird, ist der Schmutz. Er ist dort die Wirklichkeit zu allen Dingen, der Fond für alle Bilder, der Untergrund von allem Leben. Wer sich eine reale Vorstellung von Peking machen will, muß sich zu Allem, was er über die Stadt erfährt, immer noch Schmutz dazu denken. Eine europäische Dame, die in China lebt, erzählte mir, daß sie einst, als sie leidend war, von der Frau eines der chinesischen Geschäftsfreunde ihres Mannes besucht wurde. Die Chinesin erkundigte sich theilnahmsvoll nach dem Befinden der Patientin; und als diese klagte, die Besserung lasse gar so lange auf sich warten, gab die Chinesin mit freundschaftlicher Wärme den Rath: „Sie sollten sich einmal sechs Wochen lang nicht waschen. Dann werden Sie gleich gesund werden!" Der städtischen Hygiene in China scheinen ähnliche Anschauungen zu Grunde zu liegen, wie der persönlichen. Peking ist jedenfalls eine Stadt, die sich seit Jahrhunderten nicht gewaschen hat. Die Kehrung der Straßen wird durch den Wind besorgt, die Spülung durch den Regen. Was

diese beiden nicht wegnehmen, bleibt liegen. Generationen haben ihre Abfälle in den Straßen aufgehäuft, und die neuen Geschlechter häufen weiter. In diesem Lande des Ahnenkultus ist das wohl auch eine Art, in Beziehungen zu den Vorfahren zu bleiben. Die chinesischen Existenzen kommen und gehen, und ein immer größer werdender Misthaufen bleibt als einziges Resultat ihres Erdenwandels zurück. Während in den europäischen Gemeinwesen die Reinigung der Straßen eine der Hauptsorgen der Bürger ist, arbeiten die Bewohner von Peking mit vereinten Kräften an der Straßen-Verunreinigung. Die Straße ist der Abzugskanal für den häuslichen Unrath und die öffentliche Bedürfnißanstalt für Jedermann. Alle Augenblicke öffnet sich eines der schmalen hölzernen Hausthore, und eine geschminkte chinesische Hausfrau tritt hervor, um ein Gefäß auszuschütten, das aus der Küche stammt oder auch anders woher. Allenthalben sieht man Leute, die auf der Gasse kauern. Zu Anfang achtet man gar nicht darauf. Denn wenn der Chinese ausruhen will, so hockt er sich auf die Erde. Im Allgemeinen also kauert er ohne besonderen Grund, sozusagen ohne alle Hintergedanken. Allmählich aber merkt man, daß es in Peking immer seinen besonderen Grund hat, wenn Jemand kauert. Gewöhnlich thun sich Mehrere zusammen, wie man gemeinschaftlich diniren geht. Sie hocken im Kreise und erörtern dabei die Tagesereignisse. Mit Vorliebe finden die kleinen Gesellschafts-Parthien auf Brücken statt, vielleicht, weil man in diesen Momenten der Ruhe für die Reize einer schönen Aussicht besonders empfänglich ist. Befindet sich keine Brücke in der Nähe, so läßt der Ruhebedürftige sich an einer gewöhnlichen Häusermauer nieder, was offenbar auch seinen Charme hat.

Man kann sich denken, welche Düfte unter diesen Umständen den Spaziergänger in Peking umschweben. Das heißt, man kann es sich nicht denken, und man muß das selbst gerochen haben, um sich eine Idee davon machen zu können. Ein mehrere Tage anhaltendes trockenes Wetter verwandelt den ganzen Unrath in Staub, in einen kohlschwarzen Staub, welcher die Straßen mit einer dichten Schicht bedeckt, in die man bis zum Knöchel einsinkt. Der Wind wirbelt diesen Staub zu hohen Wolken auf. Mit jedem Athemzuge nimmt man ihn in sich auf, was besonders angenehm ist, wenn

man sich dabei erinnert, woraus er eigentlich besteht. Sobald der Regen fällt, wird aus der Staubschicht ein Kothmeer. Ein schlammiger Brei überzieht den Fahrdamm, stellenweise flüssig, zumeist aber geronnen und zäh. Die Wagen sinken oft bis zur Achse ein in die schwarze Fluth. Denn sie ist voll überraschender Untiefen. Die Straßen nämlich haben entweder überhaupt kein Pflaster, oder sie sind vor Zeiten einmal gepflastert worden und niemals wieder. Die schweren Räder, die seit Jahrhunderten darüber gerollt sind, haben den Straßenkörper vollständig auseinandergefahren. An den gepflasterten Stellen liegt der eine Stein hoch, der andere tief, ein dritter ist überhaupt verschwunden, und nur noch ein Loch ist vorhanden, in welchem die Erinnerung an ihn fortlebt. Wo kein Pflaster war, ist der Boden erst recht außer Rand und Band gerathen, hat sich bald nach oben gewölbt und ist bald nach unten gegangen. Tiefe Gruben klaffen überall; und wenn der Koth das Alles bedeckt, so genügt es nicht, darauf zu achten, daß man seine Schuhe nicht im Morast stecken läßt, der sie mit Macht umklammert und an sich zieht, sondern man muß zugleich stets bedacht sein, daß man beim Uebergang über die Straßen Grund unter den Füßen behält. Dies erfordert gewandtes Balanciren. Als besonders verläßliche Richtungspunkte sind die Hundeleichen zu empfehlen. Wo ein todter Hund liegt oder auch eine verendete Katze oder eine dahingeschiedene Ratte, kann man stets darauf rechnen, solides Terrain zu finden. Thatsächlich aber ist es vorgekommen, daß mitten in den Straßen von Peking Menschen ertrunken sind.

Bei Nacht wird die Passage besonders schwierig. In Bezug auf die Straßen-Beleuchtung hat man in Peking ein System adoptirt, das sich das individuelle nennen ließe. Nach Einbruch der Dunkelheit herrscht in sämmtlichen Straßen der Stadt stockfinstere Nacht; und die städtische Beleuchtung besteht darin, daß Jeder, der etwas zu sehen wünscht, sich seine Laterne mitbringt. Lediglich an der Wand in dem schmalen Gange, welcher von der Gesandtschafts-Straße hinten nach dem hübschen kleinen Klub führt, den die in Peking lebenden Europäer sich errichtet haben, brennt eine Petroleumlampe. Besagte Petroleumlampe ist die einzige öffentliche Laterne in Peking. Kein Durchreisender sollte versäumen, diese Merkwürdigkeit zu besichtigen. Im Uebrigen laufen am Abend die Laternen

auf der Straße herum, wie am Tage die Hunde. Und das ist Abendstimmung in Peking: Still sind die Straßen, still und dunkel. Nahe am Boden eilen und hüpfen viele kleine Lichtpunkte. Hoch droben wölbt sich in wundervoller Klarheit der Nachthimmel, an dem groß und golden die Sterne blitzen. An den Himmel können die Chinesen nicht heran; und darum ist er in dieser Stadt das Einzige, was rein geblieben ist. Die Sterne sehen als Lichter mit fester Anstellung sehr vornehm herab auf alle die kleinen Wandellichter, die sich in den Straßen nützlich machen müssen und darauf angewiesen sind, Chinesen heimzuleuchten.

Ein nach europäischer Art gebauter Wagen würde bei einer Fahrt durch Peking in Stücke gehen. Als Beförderungsmittel dienen daher die chinesischen Maulthierkarren, deren robuste Konstitution allein diesen Straßen Stand halten kann. Die Karren sind die Droschken der chinesischen Hauptstadt. Selbst die Gesandtschaften können sich keine Equipagen halten; Privatkarren sind der einzige Luxus, den sie sich gestatten dürfen. Die Droschke von Peking muß widerstandsfähig sein. Sie wird so gebaut, als wenn die Straße ein Feind wäre, gegen den sie sich wehren muß. Daß man von einem Fiaker aber auch noch Anderes verlangen könne, als die Fähigkeit, auf der Straße nicht zu zerbrechen, ist den Wagenbauern von Peking niemals in den Sinn gekommen. Die Form der Karre stammt sicherlich aus der fernsten Vorzeit. So dürften die ersten Wagen ausgesehen haben, in denen die ersten Menschen gefahren sind. Wenn man in einer solchen Karre sitzt, kann man sich einen Begriff von den Annehmlichkeiten des Fiakerverkehrs in der Pfahlbauten-Periode machen. Freilich solid sind sie, diese Karren, das muß man ihnen lassen. Sie fahren über Alles hinweg und scheuen kein Hinderniß, sie klettern auf alle Erhöhungen und fallen in alle Vertiefungen, sie stehen manchmal schief auf der Straße, wie ein Schiff auf bewegter See, aber stets arbeiten sie sich durch, und wenn irgend etwas Gefahr läuft, bei solch' wilder Reise in Stücke zu gehen, so ist es nicht der Wagen, sondern nur der Fahrgast. Unter allen Droschken der Welt ist der Peking-Karren zweifelsohne die martervollste. Auf den zwei hohen Rädern ist der Kasten aufgesetzt, selbstverständlich ohne Federn. Ueber ihn ist ein blaues Plau-Dach gewölbt, und damit ist das Coupé

fertig. Ein Trittbrett zum Einsteigen existirt nicht. Man kriecht auf allen Vieren hinauf und setzt sich in den Kasten hinein. Der Kutscher nimmt vorn auf der Deichsel Platz und läßt die Beine zur Seite herunterbaumeln. Im Boden des Innenraumes jedoch ist keine Vertiefung vorhanden; der Fahrgast muß daher seine Füße flach vor sich hinlegen; natürlich sind sie nach fünf Minuten bereits bis zum Knie hinauf abgestorben. Im scharfen Trabe wird losgefahren. An dem Passagier, der indiskret genug gewesen ist, sie aus ihrer Ruhe aufzustören, rächt sich die Droschke, indem sie ihn ganz einfach ohrfeigt. Jetzt schlägt Einem der Wagen seine linke Wand gegen den Kopf und jetzt die rechte. Wenn man, mit Mißtrauen erfüllt, von der einen Seite abrückt, kommt Einem die andere bereits auf halbem Wege entgegen und man trifft weit früher mit ihr zusammen, als man erwartet hatte. Zugleich fährt Einem der Wagen sämmtliche Steine des Weges in den Leib. Wenn der Magen nicht so fest an seinem Platze säße, würde er gewiß in den Hals hinaufrutschen. Um die fürchterlichen Stöße ein wenig zu dämpfen, bleibt nichts übrig, als sich mit den Armen fest auf die Leisten an der Seite zu stützen und sich so in der Schwebe zu halten bis zum Ende der Fahrt.

Unter diesen Umständen vermeidet man den Karren, soweit man nur irgend kann. Bloß bei Staatsbesuchen ist er unentbehrlich. Sonst besteigt man lieber einen der Maulesel, die am Ha-ta-men-Thore ihre Station haben. Die Thiere sind stark und laufen rasch. Diese Peking-Esel entwickeln vielen Scharfsinn. Es ist erstaunlich, daß sie sich die Mühe nehmen, klug zu sein, weil ihnen Niemand einen Vorwurf aus der Dummheit machen könnte, da sie immer die gute Entschuldigung hätten, daß sie Esel sind. Man beginnt sich demgemäß zu fragen, ob man nicht den Eseln überhaupt Unrecht thut, indem man ihre Intelligenz gar so gering anschlägt. Der Zweifel an der Dummheit der Esel ist eine der wenigen geistigen Anregungen, die man aus Peking mitnimmt. Diese chinesischen Grauthiere haben also herausgebracht, daß jeder Reiter einen Schatten wirft; und sie haben fortwährend den Schatten im Auge, um zu erfahren, ob sie Prügel bekommen werden, was sie aus naheliegenden Gründen interessirt. Sobald ihnen der Schatten verräth, daß der Reiter eine Handbewegung macht, be-

ginnen sie wie toll loszurennen. Dadurch erklärt sich die Thatsache, die Anfangs dem Reiter räthselhaft dünkt, daß im Augenblick, wo er sein Schnupftuch zur Nase führt oder einen Bekannten grüßt, der Esel sich unversehens in Galopp setzt. Im Uebrigen hat das Langohr Einsicht genug, die Schläge mit Resignation hinzunehmen, weil es begreift, daß das Geprügeltwerden der Lebenszweck des Esels ist. Er läßt sich hauen und sagt kein Wort. Beim nächsten Prellstein aber richtet er sich so ein, daß im Vorbeitraben das Schienbein des Reiters in unsanfteste Berührung mit dem Stein kommt. Dabei wackelt er mit den Ohren, um anzudeuten, daß er selbst der Erste ist, der diesen unglücklichen Zufall bedauert.

In den Herbstmonaten ist Peking voll von Tausenden von Kameelen. Sie haben Lasten aus dem Innern Asiens nach der chinesischen Hauptstadt gebracht und wollen neue Lasten hier übernehmen, um sie wieder nach dem Innern Asiens zu schaffen. Der Karawanen-Thee namentlich geht auf ihrem Rücken über Land. Aber sie werden auch sonst mit jeglicher Fracht beladen, die sich nur irgend in kleineren Kisten oder Ballen verpacken läßt, und schleppen geduldig Alles, was man ihnen aufbürdet. In langen Zügen gehen sie durch die Straßen, eines hinter dem andern. Sie spannen die mächtigen, behaarten Schenkel an, setzen breit die Hufe auf, die sich bei jedem Schritt spalten, und wiegen sich ein wenig im Gange. Und es ist Würde in ihnen, wenn sie so hochragend dahinschreiten durch das wimmelnde Chinesenvolk, als die Größten in der Stadt! Mongolische Treiber zu Fuß oder zu Pferde geleiten sie. Jedem Kameel ist ein Ring durch die Nase gezogen, an dem eine Schnur befestigt ist, die es mit dem vorausgehenden verbindet. Manchmal haben sie einen Kopfschmuck von rothen Büscheln. Um den Hals ist ihnen eine lange eiserne Glocke gehängt, die bei jedem Schritt anschlägt und einen tiefen, metallenen Ton giebt. Besonders seltsam ist es, wenn in der Nacht ein Zug Kameele draußen vorbeikommt: Da scheinen Riesenschatten durch das Dunkel zu schwanken, und durch die Stille scheint eine fabelhafte Uhr zu ticken.

Die Gesandtschafts-Straße befindet sich in keinem besseren Zustand als die andern. Die Vertreter der auswärtigen Mächte haben es bisher nicht einmal durchsetzen können, daß man ihnen erlaubt, die Straße, die sie bewohnen, zu asphaltiren. Dicker Staub oder grund-

loser Schmutz bedeckt auch hier den Fahrdamm. Gegenüber der französischen Gesandtschaft ist ein Brunnen angelegt, dessen tiefes Wasserloch, von jeder schützenden Einzäunung frei, sich mitten in der Straße aufthut. Wie in den andern Vierteln der Stadt knurren die Hunde, die überall ungehindert herumlaufen und ein gar räudiges Viehzeug sind, den Passanten an; und die schmierigen Bettler drängen sich herbei mit ihrem ewigen, zudringlich-klagenden: „Da-lau-je!“ Die Mitglieder des diplomatischen Korps und namentlich ihre Damen leben daher jahraus jahrein innerhalb der Mauern ihrer Gesandtschaft und gehen auf die Straße heraus nur, wenn sie absolut müssen. Jede Gesandtschaft ist eine weitläufige Anlage mit Gärten, Höfen und zahlreichen Wohn- und Diensträumen. Die Bauart ist die der chinesischen Regierungsgebäude. Die Häuser haben nur ein Erdgeschoß, die Dächer weisen die geschweifte Form auf, und aller architektonische Aufputz besteht aus den üblichen chinesischen Farben und Ornamenten. Hohe rothe Yamen-Thore, die niemals ganz offen stehen, schließen das Grundstück nach der Straße zu ab. Vor den Thoren der französischen Gesandtschaft halten zwei steinerne chinesische Löwen Wache. Diese Gesandtschaft und die englische waren früher Paläste von Großen des himmlischen Reiches; England und Frankreich haben sie sich angeeignet nach dem Kriege, den sie gemeinsam gegen China geführt haben. Das französische Hotel Tallieu und das kleinere deutsche, das Herrn Imbeck gehört, liegen gleichfalls in der Gesandtschafts-Straße. Beide sind etablirt in chinesischen Häusern, die für den Hotelbetrieb nothdürftig eingerichtet sind. Sämmtliche Zimmer befinden sich zu ebener Erde; die Thüren können gleichzeitig als Fenster benutzt werden, und umgekehrt.

Die deutsche Gesandtschaft ist allmählich entstanden. Ihre bauliche Vollendung ist das Verdienst des Herrn von Brandt, eines der vielen Verdienste, die dieser ausgezeichnete Mann sich erworben, der lange Jahre als Gesandter Deutschland in Peking vertreten hat und dem die in China lebenden Deutschen noch heut ein dankbares Andenken bewahren. Der jetzige deutsche Gesandte, Baron von Heyking, braucht freilich den Vergleich auch mit dem Besten der Vorgänger nicht zu scheuen. Seine diplomatischen Leistungen sind bereits an anderer Stelle gewürdigt worden. Die per-

sönliche Erscheinung des Gesandten paßt zu seiner Politik. Um den Chinesen zu zeigen, was Macht und Kraft ist, mußte dieser blonde Riese nach Peking kommen. In seinem Arbeitszimmer hat Herr von Heyking eine schöne Copie des Portraits von Julius II. aus dem Palazzo Pitti hängen. „Er war ein so energischer Papst!" sagt der Gesandte, wenn man ihn nach den Gründen seiner Vorliebe für jenes Bild fragt. Dieser starke und zielbewußte Charakter ist in eine Hülle von gewinnender Liebenswürdigkeit gekleidet. Frau Baronin von Heyking ist eine Nichte der Bettina von Arnim. Die Erwartungen, die eine solche Verwandtschaft erweckt, werden nicht enttäuscht. Wenn man in der deutschen Gesandtschaft zu Gaste ist, wenn man dieser erstaunlich klugen Frau zuhört, die in den Fragen der internationalen Politik ebenso Bescheid weiß, wie über Verlaine und Maupassant, wenn man ringsum an den Wänden die Bilder der alten niederländischen Meister sieht, — dann ist man glücklich, sich wieder einmal als Kulturmensch zu fühlen. Es ist der höchste Erfolg der Gastfreundschaft in Peking, wenn sie den Gast vergessen macht, daß er sich in Peking befindet.*)

Ein Spaziergang wird in Peking zu einem Unternehmen, das sich nicht ohne einige Weiterungen ausführen läßt. Da das Wandern durch die Straßen ein Vergnügen ist, das man lieber unterläßt, so handelt es sich darum, einen Weg zu finden, der nicht durch die Straßen führt. Zu diesem Zweck begiebt man sich, wenn die Stunde der Nachmittags-Promenade gekommen ist, auf die Stadtmauer. Durch ein schmales Pförtchen, das ein weißbärtiger mongolischer Thorwart hütet, gelangt man auf einen geräumigen Bergpfad oder eine Art Auffahrts-Rampe, die ziemlich steil in die Höhe geht. Infolge ihrer ungeheuern Dicke bildet die Mauer oben eine Fläche, welche eine der breitesten Straßen der Stadt vorstellt. Das ist aber noch nicht das größte Wunder. Das Staunen erreicht seinen Höhepunkt, wenn man sieht, daß hier oben auf der Mauer eine saubere Straße, die einzige saubere Straße von Peking sich befindet. Die

*) Kurz bevor diese Blätter in Druck gingen, wurde Herr von Heyking zum Gesandten in Mexico ernannt. Sein Nachfolger in Peking wird der bisherige deutsche Gesandte in Mexico, Herr von Ketteler.

Chinesen reichen nicht da hinauf mit ihrem Schmutz. Sie kommen überhaupt nicht hinauf. Man athmet also dort oben reine, chinesenfreie Luft und ist allein auf der breiten Straße, ganz allein mit Himmel und Sonne. Es ist eigentlich wie eine Stadt über der Stadt; während jedoch drunten die Menschen wimmeln, führt hier die leere Straße zu leeren Plätzen. Die gewaltigen Höfe der Stadtthore fügen nämlich in die Stadtmauer freie Räume ein, die, wenn man oben auf sie zuschreitet, sich wie Plätze ausnehmen. So geht man hoch um die Burgen-Krönung von Ha-ta-men herum und blickt auf das Thor-Getriebe herab, auf das drängende und hastende Volk und auf die Wagen, die, einer hinter dem anderen, alle nach derselben Richtung fahren und deren Zug keinen Anfang und kein Ende hat. Darüber schwebt der Staub und erfüllt den ganzen Thorhof als feiner grauer Nebel.

Von Ha-ta-men geht die Mauer-Wanderung weiter nach Westen. Große, ebene Quadersteine bilden ein schönes Pflaster. Zumeist aber ist das Alles von dichtem Gestrüpp überwuchert, und manchmal heißt es, auf schmalem Saumpfad sich durch Hecken durchzwängen, die mit ihren Dornen sich an den Kleidern festhaken. So kann man sich vorstellen, wie es zugeht, wenn man ein Dornröschen erwecken will. Dornen jedoch ohne Dornröschen sind ganz und gar vom Uebel. Auch in Peking hat es einen „Zug nach dem Westen" gegeben. Der westliche Stadttheil wird von besseren Leuten bewohnt, von kleinen Rentiers und Beamten, die zwar ebenfalls in den elenden grauen Hütten hausen, sich aber große Gärten halten. Die niedrigen Häuser sind von der Höhe aus kaum zu bemerken, und da auch sonst überall in den Höfen Bäume eingepflanzt sind, sieht man auf ein wallendes Feld von grünen Wipfeln hinaus: die Stadt hat sich auf einmal in einen riesigen Park verwandelt. Weit drüben zur Rechten ragen aus dem Grün einige von den hochgelegenen Pavillons der Kaiserstadt auf, deren gelbe Porzellandächer im Abendscheine röthlich leuchten. Hinter den westlichen Bergen, die mit ihrer malerisch gezackten und zerklüfteten Kette den Horizont begrenzen, versinkt groß und glühend die Sonne. Die Berge schimmern violett, das Blau des Abendhimmels wölbt sich in strahlender Klarheit, die Sonne sendet eine Ueberfülle von Licht aus, das reine Gold ist in der Luft. Ein Schwarm von Tauben,

deren weiße Federn in allem diesem Glanze blinken, fliegt mit großen Zügen über der Stadt. China und die Chinesen sind verschwunden. Und nachdem er in der düsteren Jämmerlichkeit von Peking beinahe schon erstorben war, regt sich wieder mächtig im Herzen der Glaube an die Schönheit.

XXX. Heimkehr.

Vor dem Hause des Schweizers Monsieur Jeanrenaud, der mich in Peking beherbergt hat, steige ich auf einen Esel. Madame tritt vor die Thür im rothbraunen Schlafrock und mit summarisch vollendeter Morgenfrisur, in der einige Bettfedern hängen geblieben sind. Sie reicht mir noch ein wenig Wegzehrung in den Sattel hinauf, die gute Frau, und sagt wehmüthig, sie lasse die deutsche Heimath grüßen.

Ist es möglich? Die deutsche Heimath soll ich wiedersehen? Bald soll ich sie wiedersehen? Laufe, liebes Eselein, so rasch du kannst: es geht nach Hause!

Ich reite zum Thore hinaus. Kein Zweifel, daß ich Peking auf immer verlasse. Sonst quält jedes „auf immer", sei es auch nur beim Scheiden aus einer fremden Stadt. Der Abschied von Peking aber ist eine Freude, und der Gedanke, daß man es niemals wieder zu Gesicht bekommen wird, erhöht das Behagen.

Im Bahnhof von Machiapu dampft der Zug. Yang, mein chinesischer Boy, ist mit den Koffern noch nicht angelangt und kommt natürlich erst in der letzten Minute vor der Abfahrt. Es ist die Eigenthümlichkeit dieses Dieners, daß er stets sich Zeit nimmt, ganz besonders jedoch in den Augenblicken, wo sein Herr Eile hat. Wenn man seiner bedarf, so erscheint er kaum jemals auf den ersten Ruf. Auch mehrmaliges Rufen nützt nicht immer, da Yang in der Regel schläft. Ist er aber ausnahmsweise einmal

wach, so wandelt er verstört herum und sinnt auf einen Vorwand, um sich wieder schlafen zu legen.

Adieu, Peking! Der Zug stürmt in die Ebene hinaus. Herunter geht es noch ein wenig rascher als hinauf. Da sind wir also wieder in Tientsin. Die Rick-sha-Kulis drängen heran. Nein, ich gehe zu Fuß, damit ich zum Vollgenusse des Wohlgefühls komme, wieder einmal Asphalt-Pflaster unter den Sohlen zu spüren!

Von Tientsin nach Tong-ku. Im Flusse liegen mehrere Dampfer, die alle nach Shanghai gehen. Man kann also wählen. Die „Anping" von der „China-Merchant-Company" soll ein hübsches Schiff sein, und das schnellste von allen. Auch sagte Miß Anny, die sanfte und schlanke Miß Anny in Tschifu, sie wolle mit der „Anping" heimfahren. Das ist natürlich inzwischen längst geschehen. Aber wenn man die Wahl hat zwischen einer Anzahl ganz gleichgiltiger Dampfer und dem Schiffe, mit welchem Miß Anny (die sanfte und schlanke) heimgefahren ist, so entschließt man sich selbstverständlich für dieses. Demgemäß steige ich auf die „Anping".

Die Barre ist seicht, und wir müssen vor Anker liegen bleiben, bis das Wasser hoch genug steigt. Das dauert nicht weniger als vierundzwanzig Stunden. Dann gleitet die „Anping" im Fluge durch ein Meer, das glatt ist wie der Genfer See. Wolkenlos, in strahlendem Blau, leuchtet der Himmel, und linde Frühlingslüfte wehen einher. Der Herbst ist in China die Maienzeit. Tschifu erscheint, eine zaubervolle Landschaft, mit rosaroth überhauchten Bergketten um ein Meer von tiefstem Azur. Bei diesem Wetter braucht man das Schiff nur laufen zu lassen; der Capitain beschäftigt sich lediglich noch mit seinem Bicycle. Es hat in seiner Pneumatik ein Loch, ein sehr schwieriges Loch; und wäre nicht der erste Maschinist schließlich zu Rath und That bereit aus seiner Unterwelt aufgestiegen, so wäre es vielleicht niemals gelungen, dasselbe zu verstopfen. In der ersten Cajüte fahren zwei Chinesen mit, ein wohlsituirter junger Mann und ein Buddha-Priester. Der wohlsituirte junge Mann sitzt bei Tisch und ißt mit viel mehr Geräusch, als nöthig wäre. Wenn er seine Suppe einschlürft, so kann man es bis vorn am Bugspriet hören. Der Buddha-Priester malt den ganzen Tag mit fein gespitztem Schreibpinsel geheimnißvolle Zeichen auf Reispapier. „All nonsens!" sagt der Capitain.

Hier ist Shanghai. Freundlich schaut aus ihren grünen Bäumen die gute Stadt heraus. Man hat ein wahres Heimatsgefühl, wenn man von langer Fahrt draußen in China nach Shanghai zurückkehrt. Da sind wieder Ruhe, Behagen, Cultur und liebe Menschen (von den blonden Mädchen gar nicht zu reden). Am Bund entlang rollen die Equipagen. Vom Zollhaus-Thurm ertönt mit vertrautem Klang das Glockenspiel. Nein, wirklich: die Gastfreunde haben die Ankunfts-Stunde der „Anping" herausbekommen, die bei Schiffen so schwer festzustellen ist, und haben mir ihren Boy gesandt. Da steht er am Ufer, schützt mit seinem Fächer das bloße Haupt gegen die Sonne und begrüßt mich schon von Weitem mit dem Wiedererkennungs-Lächeln des alten Freundes. Auch hat er noch dieselbe Art, jeden Auftrag mit einem sanften „Very well" entgegenzunehmen. In dem gastlichen Hause auf der Hankow-Road ist mein Zimmer bereit. Ein hohes Feuer flammt aus mächtigen Scheiten im Kamin. Weich schmiegt sich der dicke Tientsin-Teppich unter den Schritt, schneeweißes Linnen deckt das Bett, einladend strecken die Lehnsessel ihre Polsterarme aus. Und sogar Blumen hat die gütige Hand der Hausfrau auf den Tisch gestellt.

Wie steht es mit den Dampfern des Norddeutschen Lloyd? Die „Sachsen" hat vor Kurzem ihre Europa-Reise angetreten, die „Baiern" geht erst am Anfang des folgenden Monats. Bleiben also noch drei Wochen. Das genügt gerade, um im Fluge durch Japan zu eilen. Es handelt sich nur darum, zum letzten Mal seine Energie zusammenzuraffen und sich kurz zu entschließen. Sei's drum, und auf nach Japan!

Ueber Japan berichte ich ein anderes Mal. Seltsame Geschichten werde ich zu erzählen haben von Kyoto mit seinen alten Tempelgärten und seinen stillen Straßen, in denen hier und da das klagende Flötenspiel der Priester ertönt, die bettelnd an den Häusern entlang ziehen; vom Arashayami, dessen Bergwand die herbstfarbenen Ahornbäume mit einem purpurrothen Walde bedecken; von den Shiwa-Grabtempeln der Shogune in Tokyo, die ganz aus schwarzem Lackholz erbaut sind; von der rothen Lackbrücke in Nikko, die im sanften Bogen über die Schlucht führt, auf deren Grunde der Bergstrom schäumt; von meinem Freund Koza, der

zu gleicher Zeit Rickſha-Kuli, Kammerdiener, Fremdenführer und auch ein wenig Heirathsvermittler iſt; vom Theater, wo Samizen-Geklimper, wie ein langſamer Fall tönender Tropfen, das ganze Stück begleitet und wo geheimnißvolle Geſänge hinter der Scene das Walten dunkler Mächte anzudeuten ſcheinen, welche die Schickſale der Menſchen beſtimmen, die vorn auf der Bühne agiren; von den weißen Papierlaternen an den Häuſern, die am Abend die Gaſſen mit mildem, wie durch Milch geſiebtem Licht erfüllen; von der Ginza, der Hauptſtraße in Tokyo, mit ihren hell erleuchteten Läden, ihren labyrinthiſch gewundenen Bazaren, ihrem Tramway-Gebimmel und ihrem Boulevard-Getriebe; von den drei Affen, die als buddhiſtiſche Symbole in den Fries eines Nikko-Tempels geſchnitzt ſind, in der Weiſe, daß der eine Affe ſich die Ohren, der andere die Augen, der dritte den Mund zuhält, wohl um auszudrücken, daß der Weiſe ſich in ſich ſelbſt verſchließen, ſich um die Andern nicht bekümmern und durch's Leben gehen ſoll, ohne zu hören, noch zu ſehen, noch zu reden; vom kaiſerlichen Chryſanthemum-Feſt im herrlichen Garten des Akaſaka-Palaſtes; von der kleinen Kaiſerin, die, um höfiſche Liebenswürdigkeit kundzuthun, ihre Lippen zu einem kindlich-erſtaunten Lächeln rundet, in dem man das Lächeln aller Musmes des Landes wieder erkennt; und von Fräulein Akebono im Yoshiwara zu Tokyo, von der ſchönen Akebono, die, mit ihrem altjapaniſchen Prunkgewande angethan, in dem verſchwiegenen Gemache erſcheint, wo in einer Ecke eine Stehlaterne aus weißen Papierſcheiben brennt, und deren klangvoller Name die Morgendämmerung bedeutet. . . .

Jetzt heißt es eilen, um in Shanghai den Anſchluß nicht zu verſäumen. Die „Satſuma Maru" iſt ein ſchlechtes kleines Schiff, und das Meer iſt vom Nordſturm aufgewühlt. Aber das hilft nichts. Kein Tag darf mehr verloren werden. Der elende Dampfer tanzt widerſtandslos auf den wilden Wellen. Die Schraube arbeitet halb im Waſſer und halb in der Luft. Die Seekrankheit quält ſo fürchterlich, daß ich im Fieber daliege und wünſche, das Schiff möge auf den Grund gehen, weil dort unten wenigſtens das Schwanken zu Ende wäre.

In Shanghai habe ich gerade noch einen Tag Zeit, zur Abſtattung von Abſchiedsbeſuchen und Abgabe ſehr vieler Viſit-

karten. Am nächsten Vormittag liegt vor dem French Bund, gegenüber dem Hause von Melchers & Comp., der Tender „Victoria", der uns den Fluß hinunterführen soll nach Wu-sung, wo die „Baiern" verankert ist. Jeder Abreisende wird von allen seinen Freunden geleitet; die Landungsstelle kann alle die Leute kaum fassen. Die halbe Stadt ist da versammelt. Ein großes Schwirren geht durch die Menge. Es ist ein Festtag in Shanghai, wenn das Schiff nach Europa fährt. Koffer auf Koffer werden herangeschleppt und auf das Dampfboot verladen. Herr Philipp, der Leiter des deutschen Postamts, erscheint gar mit einer Kuli-Schaar, die Kisten mit Gold bringt.

„Möchten Sie mir nicht wenigstens eine in meine Cabine stellen lassen, für die Wegzehrung?"

Der Postgewaltige möchte nicht, obwohl er doch sonst so gefällig ist.

„Hu-u-u-u!" heult die Dampfpfeife.

Unzählige Hände strecken sich aus. „Adieu! . . . . Glückliche Reise!" und „Lebt wohl! . . . . Tausend Dank! . . . . Auf Wiedersehen in Europa!"

Die Taue werden gelöst, das Schiff dreht langsam vom Lande ab. Hüte werden am Ufer geschwenkt und auf dem Deck des Tenders. Einige Schwärmer prasseln, die ein chinesischer Comprador abbrennt zu Ehren eines Comptoir-Mitgliedes, das seinen Europa-Urlaub antritt. „Die „Victoria" saust den Strom hinunter. Zum letzten Mal grüße ich den rothen Zollhaus-Thurm, das Wahrzeichen von Shanghai, ein Denkmal guter Stunden.

An der weißen Wand der „Baiern" klettern wir die Bootstreppe hinauf. Die Schiffskapelle bläst uns einen lustigen Begrüßungs-Marsch herunter. Uniformen der deutschen Kriegsmarine werden oben an der Reeling sichtbar.

Die „Baiern" hat sechsundzwanzig Marine-Offiziere an Bord, einen Ablösungs-Transport, der nach Europa verschifft wird. Wir Passagiere zerfallen also in Militär und Civil, und selbstverständlich hält das Militär darauf, sich nicht allzusehr mit dem Civil zu vermischen. Wenn der Civilist ohneweiters mit Offizieren verkehren dürfte, dann könnte er sich am Ende einbilden, er sei

auch Jemand. So denkt anscheinend das Militär, und das Civil drückt sich möglichst in die Ecke und denkt sich ebenfalls Einiges. Probestück eines Civilgedankens: Jeder einzelne dieser Marine-Offiziere ist sicherlich ein liebenswürdiger Mann. Wie kommt es nun, daß von sechsundzwanzig liebenswürdigen Männern zusammen gar so wenig Liebenswürdigkeit ausgeht?

Wenn auf dem Promenadendeck die Militärkasino-Atmosphäre gar zu drückend wird, so steigt man zur höchsten Höhe des Schiffes empor. In unbeschäftigten Momenten ruht dort der prächtige Capitain Prehn, der die „Baiern" führt, auf einem Feldstuhl vor seiner Cabine. Man rückt sich einen zweiten Feldstuhl daneben, und in erbaulichen Gesprächen merkt man bald mit Behagen, daß da oben eine freiere Luft weht. „Hasenstein", der Dachshund des Generalkonsuls in Shanghai, fährt dort auch nach Europa. Er wohnt in einer eigenen Hütte, nahe der Commandobrücke. Sobald er Jemanden erblickt, den er in Shanghai bei seinem Herrn kennen gelernt hat, kneift er den Schwanz zwischen die Beine und beginnt, heulend rund um's Verdeck zu rennen. Dies ist die Art, wie sich bei „Hasenstein" das Heimweh kundgiebt.

In Hongkong steht am wundervoll blauen Himmel die goldene Sonne des Südens, und Alles ist in Glanz getaucht. Von den Bergen herab streicht erfrischend ein sanfter Lenzwind. Vier Monate wird dieses Wetter andauern, und vier Monate lang werden die Glücklichen, die hier wohnen, keine Wolke zu sehen bekommen. Hongkong würde eine Winterstation ohne Gleichen abgeben, wenn die Reise von Europa heraus nicht gar so weit wäre.

Weil es nun einmal Winter in der Welt geworden, scheint selbst in Singapore die Hitze etwas weniger heiß zu sein.

In Colombo kommen indische Händler an Bord, welche Edelsteine und Schmucksachen verkaufen. Die zuerst sehr hohen Preise gehen herunter in dem Maße als sich die Abfahrtsstunde des Dampfers nähert. Schließlich braucht man überhaupt nur eine alte schwarze Stahluhr herzugeben, um einen nußgroßen Brillanten dafür einzutauschen. Während der letzten fünf Minuten veranstaltet ein wohlgelaunter Passagier eine Auktion, bei der sechs echte goldene Ringe dem Meistbietenden für eine Mark zugeschlagen werden.

Am Ausgang des Hafens von Colombo liegt ein großes Passagierboot der Messageries Maritimes. Wir Deutschen sind höfliche Leute und spielen den Franzosen die Marseillaise vor, indem wir an ihnen vorüberfahren. Die Franzosen drüben antworten mit Bravorufen und Händeklatschen. Die sieben Tage von Colombo nach Aden, zwischen Himmel und Wasser, schleichen mit qualvoller Einförmigkeit dahin.

In Aden nimmt die „Preußen" Kohle ein. Sie geht wieder nach China, aber Keiner von uns verspürt irgendwelche Lust, von der „Baiern" jetzt auf die „Preußen" umzusteigen. Die Sonne brennt in Aden so kräftig wie nur je; am Abend jedoch springt eine laue Brise auf, und die dunkelhäutige Mannschaft der Boote, die zum Lande rudern, hüllt sich fröstelnd in alte englische Uniformjacken, die als Winterüberzieher dienen.

Im Rothen Meer ist es Sommer gewesen, als wir im April zum ersten Mal vorüberkamen, und jetzt im December ist es immer noch Sommer. Am fernen Gestade schimmern die weißen Minarets von Mokka. Gegen die Mitte des dritten Tages aber erreicht uns der erste Hauch des Winters. Europa sendet uns von Norden her einen kalten Gruß. Wir legen die weißen Tropenanzüge ab und packen sie nunmehr endgiltig in die Koffer. Alle Citronen des Schiffes erscheinen plötzlich in der Umgebung der Rumflaschen des Schenkstübchens, aus welcher Annäherung ungezählte Grogs entstehen. Katarrh-Besorgnisse gehen um; man erfährt nicht ohne Unruhe, daß der Generalarzt der siamesischen Marine am Abend im Rauchzimmer dreimal hinereinander genießt hat.

Nachmittags steht am Ufer der Sinai, von dem biblische Schauer herabwehen. Gegen Abend breitet sich ein ungewohntes Schweigen über das Schiff aus. Nun klingt es feierlich vom Zwischendeck herauf. „Stille Nacht, heilige Nacht!" singen die Matrosen. Da sinkt auch schon die Nacht, als habe das Lied sie gerufen. Die Sterne funkeln; und als damals, hier ganz in der Nähe, der holde Knabe zur Welt kam, war gewiß kein anderer Sternenglanz über dem Sinai und den benachbarten Landen. Denn stets leuchten hier die Gestirne, als würde ein Erlöser geboren; und allabendlich bricht auf dem Rothen Meere eine Nacht herein,

gleich der heiligen, von welcher das Lied singt. So ist es heute, als spürten wir den Hauch der Nacht selbst, in der sich Alles begeben. Wir athmen die gleiche Luft, wie einst die Weisen des Morgenlandes, und ziehen dahin unter denselben Sternen.

Im Speisesaal ist ein Christbaum aufgestellt, der vom Boden bis fast zur Decke reicht. In den grünen Zweigen, über die das Rauschgold seine Netze spinnt, flimmern die Glühlichter; auf der höchsten Spitze prangt gar ein großer elektrischer Stern. Traulicher Tannenduft erfüllt das Schiff. Und es ist Weihnachten. Wir stehen an den Wänden, fremde Menschen, die sich früher nie gekannt, und sehen nach dem Baume hin, der uns Alle zu einem Feste vereinigen möchte und uns doch nur erst recht in's Bewußtsein ruft, wie wenig wir zusammengehören. Die Kinder machen große Augen; die ganz kleinen werden von den chinesischen Amahs auf dem Arm gehalten, welche über nichts erstaunen und auch diesen ersten Weihnachtsbaum ihres Lebens mit Gleichgiltigkeit betrachten. Der gute Capitain, dem der Weihnachtsabend doch zu Herzen geht, ist sehr roth im Gesicht und dreht eifrig seine Mütze in den Händen. Die Schiffskapelle spielt einen Choral, hierauf einen zweiten; den dritten läßt sie weg, da Niemand mitsingt. Der Christbaum wird ausgelöscht (morgen sollen die Kinder ihn plündern), und die Stewarts tragen das Essen auf. Während der Tafel wird eine Tombola abgehalten; ich gewinne die Flagge der deutschen Kriegsmarine, als Brosche zu tragen.

Wir fahren weiter. Eines Nachts erhebt dann die Dampfpfeife ihre hohl dröhnende Stimme und ruft in die Meereseinsamkeit hinaus die Kunde, daß ein neues Jahr begonnen hat. Das Schiff erwacht für einige Augenblicke aus seinem Schlafe; aus allen seinen Theilen klingt es laut und fröhlich herüber und hinüber: „Prosit Neujahr!" Danach sinkt wieder Alles in Schweigen. In stiller Fahrt führt das Schiff seine schlummernden Passagiere den dunklen Geschicken entgegen, die das neue Jahr unabwendbar für sie bereit hält.

Welche Berge stehen da am Meer? Und was sind das für weiße Häuser am Fuß des Gebirges und überall auf den Höhen? Drüben liegt Capri, — hier erscheint Amalfi, — jetzt kommt Sorrent. So ist es denn wahr geworden, wirklich wahr? Das

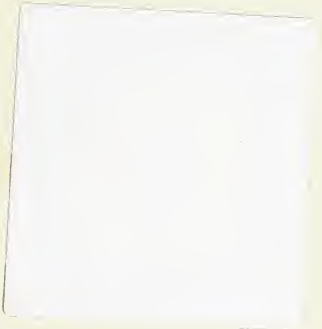
Herz klopft stürmisch, Schauer rieseln durch die Glieder. Nun ist der weite Weg vollbracht, und auch diese große Sehnsucht ist erfüllt. Zurück in Europa! Geborgen, geborgen! Der schwere Traum ist zu Ende. Capri, Amalfi und Sorrent!

Langsam gleitet der Dampfer über das spiegelnde Wasser des Hafens von Neapel. Die Schiffskapelle steht auf Deck und spielt den Preußenmarsch. Hei, wie der kleine Stewart in die Pauke schlägt! „Da sind wir wieder!“ schmettern die Trompeten. Von anderen Dampfern, welche im Hafen liegen, wehen weiße Taschentücher und grüßen die Heimkehrenden von Denen, die in die Welt hinausziehen müssen. Gleich klimpern auch schon die Mandolinen unten in den Booten. „Oh sole mio!“ singt eine schwarzgelockte Frau mit verlebten Zügen, die sich herausfordernd in den Hüften wiegt. Aber der Preußenmarsch läßt die Sängerin nicht aufkommen, die aus Neapel sich hat herausrudern lassen, um uns Einiges über die Sonne zu sagen. Drüben baut sich die Stadt auf. Es ist gar seltsam, nach so langer Zeit wieder einmal so viele große Häuser dicht beisammen zu sehen.

Neujahrstag in Neapel. Geputzte Leute gehen durch die Straßen, grüßen sich artig, schütteln sich die Hände. „Jo vi auguro buon' anno.“ Oben aus den Fenstern und unten auf dem Pflaster werden fortwährend Schwärmer abgebrannt. Manchmal krachen ganze Salven los. Beim heiligen Januarius in der Kathedrale ist gerade die Messe zu Ende. In einigen letzten ungestümen Akkorden braust die Orgel ihren heiligen Eifer aus. Der Erzbischof schreitet durch die Kirche, umdrängt von den Frauen und den Männern der Gemeinde, welche ihre gespitzten Lippen der weißen Hand zu nähern suchen, die den Krummstab hält. Vom Hochaltar und aus allen Seitenkapellen flimmern die Lichter, tausende von Lichtern. Der heiligste Altar aber ist in der unterirdischen Kapelle. Jede Messe, die an diesem Altar gelesen wird, rettet eine Seele aus dem Fegefeuer. „Molto miracoloso!“ sagt andächtig der Domschweizer, der das Souterrain aufgeschlossen hat und mit hinabgestiegen ist. Dort unten kniet auch der Kardinal Caraffa, in Lebensgröße von Michel Angelo aus Marmor gemeißelt. Ueber das hagere Steingesicht und die im Gebet gepreßten Lippen zuckt der flackernde Schein der Wachskerze, welche der Führer hält.

Und eine Wunder-Wirkung scheint auch von diesem Marmorbilde auszugehen. Molto, molto miracoloso! Denn es dünkt ein Wunder, ein beseligendes Wunder, aus verlorenster Ferne sich zurückzufinden und von Völkern ohne Größe, von Ländern ohne Schönheit heimzukehren zu Michel Angelo! . . .

Druck von Aug. Weisbrod, Frankfurt a. M.



GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00071 5934